Die Vernichtung der englischen Weltmacht

und des russischen Zarismus durch den Dreibund und den Islam







Die Vernichtung der englischen Weltmacht
und des russischen Zarismus
durch den Dreibund u. den Islam

Die Vernichtung der englischen Weltmacht

und des russischen Zarismus durch den Dreibund und den Islam

Unter Mitarbeit von
einem türkischen Diplomaten, Prof. Dr. G. Kampffmeyer, G. Cleinow, Prof. Dr. Ernst Haeckel, Prof. Dr. Rudolf Eucken, Dr. R. W. Drechsler, Dr. R. Strahl, Dr. Konrad Olbricht, Staatssekretär Dr. B. Dernburg, Prof. Dr. Freiherrn v. Lichtenberg, Alfred Ruhemann, Justizrat Bamberger, Karin Michaelis, Aage Madelung, Dr. Sven Hedin, Axel Ripke, Carl Küchler, Heinrich Driesmans, Prof. Dr. Josef Kohler, Heinrich Lambert, Prof. Dr. Karl Lamprecht, Hauptmann Waldemar Müller-Eberhart
herausgegeben von
Kurt L. Walter van der Bleek

Erstes bis zwanzigstes Tausend

Verlegt bei Wilhelm Borngräber Berlin

Dieses Werk erscheint auf Ver-
anlassung des Kriegspolitischen
Kultur-Ausschusses der Deutsch-nor-
dischen Richard Wagner-Gesellschaft
für germanische Kunst und Kultur

Deutschland!

Gerecht sind deine Waffen,
Gerecht ist auch dein Zorn!
Du hast den Frieden gehütet
Gleich einem heiligen Born.

Du hast mit deinem Wissen
Die Völker all gespeist,
Die jetzt in ihrem Undank
Dich schnöde eingekreist.

Nun ist für dich kein Wanken:
Es gehe seinen Lauf,
Und niemand halte voll Zagen
Der Welten Dinge auf.

Ihr sollt es all erfahren,
Daß in dem deutschen Blut
Der ganzen Menschheit Aufstieg
Zur Geistes-Einheit ruht!

Ein Mitkämpfer an der Yser.

I.
Die Vernichtung der englischen Weltmacht und des russischen Zarismus:

Als der deutsche Kaiser vom Altan des Berliner Schlosses am Abend des 1. August 1914 zu seinem begeisterten Volke die Worte sprach: „Aus tiefstem Herzen danke ich euch für den Ausdruck eurer Liebe, eurer Treue . . . Es handelt sich jetzt nur darum, daß alle wie Brüder zusammenstehen, und dann wird dem deutschen Schwert Gott zum Siege verhelfen!" —, als er dann wenige Tage später in der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 4. August in seiner Rede erklärte: „Uns fällt . . . die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen," da ahnten nur die wenigsten, welche welterschütternden Aufgaben das Schicksal dem deutschen Volke und seinen Verbündeten zugewiesen hatte. Für alle, die jubelnd hinausgezogen auf die Schlachtfelder, für alle, die hoffend und gleichbegeistert daheim blieben, daheim bleiben mußten, gab es zunächst nur eben das eine Ziel: die Heimat muß geschirmt, muß vor dem Ansturm der Feinde bewahrt werden; denn nicht Deutschland hatte in bestimmten Absichten, aus Machtgelüst oder Eroberungswahn, einen Krieg vom Zaune gebrochen —, seine Neider und Feinde waren es, die, von ehrgeizigen Hoffnungen getrieben, diesen gewaltigen Kampf hervorgerufen hatten.

Allmählich, in dem Maße, wie sich die Zahl der Feinde mehrte, auch der hinterlistigste, England, und sein Trabant Japan die Maske des mehr oder weniger kühlen Wohlwollens abwarf, dämmerte im deutschen Volke auch die Erkenntnis auf, daß es nicht der tiefe Sinn dieses Weltenkrieges sein konnte, daß Deutschland sich nur seiner Feinde erwehrte und sie aufs Haupt schlug. Denn freilich, der Glaube an den endlichen Sieg auch der schier erdrückenden Übermacht gegenüber konnte nicht zum Wanken kommen, die Überzeugung, daß Deutschland als größter Repräsentant des Germanentums seiner weltgeschichtlichen

Mission erhalten bleiben müßte, wurde keinen Augenblick erschüttert. Und wenn eine solche Mission als sicher angenommen werden mußte, so konnte sie nicht bloß darin bestehen, daß Deutschland und seine Bundesgenossen nach siegreichem Ausgange des Kampfes sich eine Entschädigung für die dargebrachten Opfer und die schweren, oft wohl unersetzlichen Verluste an Menschen und Kulturwerten erzwangen und im Rahmen ihrer engeren Ziele und Interessen Gebietsabtretungen größeren oder kleineren Umfanges einheimsten. Das Ziel mußte ein größeres, idealeres sein.

Das Aufdämmern dieser Überzeugung machte alle Phasen der Entwicklung von primitivster Andeutung bis zu hell-lichter Klarheit durch. Es äußerte sich zunächst in oft geradezu in die Form des Scherzes gekleideten Entwürfen, wie wohl nach dem endgültigen Siege über die vielen Feinde Europa, wie die Welt zu teilen sei. Die bisweilen grotesken, jedes praktischen Wirklichkeitssinnes baren Äußerungen schlichter und selbst gelahrter Geister, die sich in den ersten Kriegsmonaten an die Öffentlichkeit oder zustimmungsbereite Freundeskreise wandten, sollten auch heute nicht bloß mit mehr oder weniger spöttischem Lächeln abgetan werden, — denn abgesehen davon, daß es wahrlich nicht deutschem Geiste entspricht, dem Beispiel unserer Feinde nachzutun und das Fell des Bären zu verteilen, noch ehe er erlegt, ehe er selbst nur wesentlich verwundet und geschwächt ist, abgesehen ferner davon, daß gegebenen Falles die praktischen Erwägungen von mehr abhängig sind als der Kompetenz einer oder der anderen wissenschaftlichen Disziplin: es schlummert in allen diesen Weltverteilungsplänen ein gewaltiger Grundgedanke, der nur eine unvollkommene, gleichsam kindliche Ausdrucksform angenommen hat — der Grundgedanke, daß es das Ziel dieses Kampfes für Deutschland und seine Bundesgenossen sein muß, die für den Frieden dieser Erde gefährlichsten Feinde zu vernichten. Erst die höhere Einsicht ergibt die Erkenntnis, daß es sich bei diesen Feinden nicht um Völker oder Staaten schlechthin handelt, sondern um Prinzipien, die jenen Staatengebilden innewohnen: es ist das Prinzip der englischen Weltmacht und des russischen Zarismus.

Schon die Fassung der beiden Begriffe ergibt, daß sie nicht völlig

wesensgleich sind. Handelte es sich einfach darum, zwei Staaten, also hier England und Rußland, zu vernichten, dann würde die Aufgabe nach jeder Seite hin die gleiche, und nur die Mittel würden verschieden sein, je nachdem, wie jeder der beiden Staaten innerlich aufgebaut ist. Es könnte in der gleichen Reihe Frankreich genannt werden, wenn man seine Macht gleichermaßen hoch einschätzte, wie die der beiden anderen. Aber weil man mit dem Worte Frankreich nicht ohne weiteres ein Prinzip zum Ausdruck bringen will, das für die politische Gestaltung Europas und letzten Endes unseres Erdballes von eigenartiger Bedeutung geworden ist oder werden könnte, so ergibt sich daraus bereits der Unterschied der fraglichen Vorstellungen.

Ein anderes Beispiel wird die Erklärung noch erleichtern: Unsere Feinde verbinden das Wort Deutschland mit dem Begriff des „Militarismus". Das ist mehr als eine Phrase, mehr als ein Schlagwort. Deutschlands Militarismus soll auch ein Prinzip bedeuten, nur daß die Fassung des Gedankens in ein Wort aus Böswilligkeit eine häßliche Färbung erhalten hat. Wer das Wort Militarismus hört, ohne Deutschland und seines Wesens Eigenart zu kennen oder unparteiisch, vorurteilslos ergründet zu haben, der wird voll Schauderns daraus verstehen: Deutschland ist ein Staat, dessen Existenz auf Säbelklirren und Kanonendonner aufgebaut ist, dessen Ideal Krieg, dessen Moral soldatische Brutalität, dessen Ordnung militärischer Kadavergehorsam ist, ein Staat also, dem jedes wissenschaftliche und künstlerische Wesen, jedes Gemütsleben sanfterer Art fern bleibt, ein Feind höherer Kultur. Wer sine ira et studio des Wortes wahren Sinn ergründet, der findet im Gegenteil, daß der verschrieene Militarismus des Deutschen sein peinlicher Ordnungssinn ist, die Unterordnung egoistischer Anwandlungen unter das jeweils vorliegende große Ziel: die denkbar freieste Entfaltung kultureller Bestrebungen wird gerade durch die gewaltige Ordnung, durch die intelligente Einordnung des einzelnen in das Ganze gewährleistet, Heer und Waffen dienen nur dem Schutze fleißigster, unermüdlichster Arbeit, und der Bürger ist weit weniger Sklave, weil weniger brutalisiert im Rahmen der Gesamtordnung, als in Ländern, wo er der sorglichen Regelung des Volkslebens entbehren muß.

Ergibt somit das Wort „Militarismus" in bezug auf Deutschland

bei sachlicher, vorurteilsfreier Betrachtung einen völlig anderen Sinn, als ihm von Deutschlands Feinden untergelegt wird, so mag es immerhin als Bezeichnung eines dem deutschen Volke innewohnenden Prinzipes gelten in der Definition: Ordnungsliebe, die sich in ihrer Vollkommenheit am besten durch die peinliche Ordnung eines ideal gestalteten Heereswesens kennzeichnen läßt. Hiermit ist demnach für die Gesamtheit Europas, für die innere Gestaltung der bewohnten Erde die Bedeutung Deutschlands und mit ihm die der germanischen Rasse klargelegt und in ein — wenn auch mißdeutetes — Wort zusammengefaßt. Von allen europäischen Staaten wohnen außer diesem nur zweien anderen ähnlich bedeutsame, wenn auch ganz anders zu wertende Prinzipien inne: England und Rußland. Könnte man doch fast sagen: ohne diese Prinzipien hätte es den beiden wohl an der Kraft gefehlt, sich zu der gewaltigen Bedeutung zu erheben, die ihnen zuteil geworden ist. Auch Portugal einst, dann Holland hatten über die ganze Erde hin verteilt wichtigen Kolonialbesitz und zu dessen Schutz große Flotten, ohne daheim in Europa eine machtvoll-kriegsstarke Stellung zu genießen. Sind sie mit Englands Weltmacht zu vergleichen, das zur Zeit der Entstehung seiner jetzigen Struktur auf europäischen Kontinentalbesitz bereits verzichtet hatte?*) Der Grundgedanke Albions war: ich bin persönlich unerreichbar, wenn ich in meiner insularen Lage eine Flotte besitze, die mich hinreichend schützt, und die Entwicklung gleichwertiger fremder Flotten immer rechtzeitig hindere; zugleich werde ich hierdurch Herrscher der Meere und vermag mir außerhalb Europas jeden Besitz anzueignen, der mir behagt; ich vermag ihn auch zu verteidigen, da mir die Herrschaft zur See erlaubt, meinen bedrohten Gebieten ungehindert zu Hilfe zu kommen, dem Gegner aber einen großen Teil seiner Hilfsmittel abzuschneiden. Ich allein vermag so die Erde zu beherrschen. — Und so entstand der unersättliche Machthunger, aufgebaut auf der durch Englands insulare Lage angeregten Seemacht.

Auch Rußlands treibendes Prinzip ist der Machthunger, die Ländergier. Nur daß zwischen Englands und Rußlands Zielen ein himmelweiter Unterschied besteht: England, nicht völlig uneingedenk seiner germanischen

*) Der Zusammenhang ergibt, weshalb nicht Spanien oder Frankreich vergleichend herangezogen werden.

Stammeszugehörigkeit, suchte seine Macht kulturell zu nützen, indem es die beherrschten Länder wirtschaftlich ausnutzte, im besten wie im schlechtesten Sinne des Wortes, wie weiterhin gezeigt werden wird. Rußland sucht die Macht — um der Macht willen! Nicht das Volk natürlich, sondern die Regierung, der Herrscher, der niemals aus dem circulus vitiosus herauskommt: je größer mein Reich, um so größere Macht brauche ich, um es zu schützen. Um meine Macht aber zu vergrößern, muß ich mein Reich vergrößern! Das ist das alte asiatische Eroberungsprinzip, das zunächst von dem Ziel ausgeht, einem kleinen, aber kriegsstarken Volke, andere schwächere, aber möglichst reichere, oder doch arbeitsame Völker zu unterwerfen, um durch sie ernährt, bereichert zu werden. Ein primitiver Drang, der sich nicht zu der höheren Stufe entwickelt hat, nun auch für die Unterworfenen zu sorgen, das Erworbene erst einmal in vollem Maße nutzbar zu machen, ehe man nach weiteren Erwerbungen ausschaut. Machthunger, in seiner erschreckenden, menschheitbedrohenden Urform, ohne den geringsten kulturellen Nebenwert, neidische, urweltliche Habgier, das ist es, was die sogenannte moskowitische Staatsidee ausmacht, die sich im russischen Zarismus verkörpert.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet steht der Machhunger Englands auf einer höheren Stufe. Zunächst kann er dem erwähnten circulus vitiosus entgehen, da sich seine Macht nicht durch die Ausdehnung seines eigensten Stammlandes steigern kann: das ist durch das Meer begrenzt, und Europa ist ihm verschlossen. Was es erwirbt, sind Kolonien, und wenn es seine Macht steigern will, braucht es nur sein Machtmittel, die Flotte, zu steigern — wobei allerdings durch die Bevölkerung des Stammlandes eine gewisse natürliche Grenze gezogen werden könnte! Dies ist eine einfache Rechnung, die nur noch einen Faktor zu berücksichtigen braucht: die Zusammenarbeit aller oder doch der meisten kontinentalen Mächte, um das kunstvolle Gewebe zu zerreißen. Auch hiergegen gab es einen Ausweg: die politische Intrigue. Divide et impera! —, der alte leitende Grundsatz der Römer, half auch in diesem Falle. Kein Staat Europas durfte so mächtig werden, daß er für Albion hätte bedrohlich werden können, kein Staatenbund durfte entstehen, dem nicht ein gleichwertiger gegenübergestellt wurde.

Hinter fast jedem europäischen Kriege der letzten zwei Jahrhunderte steckten Englands Drahtzieher, und selbst ein unerwünschter Sieger ging aus dem Kampfe immerhin geschwächt genug hervor, um seine Bedrohlichkeit für längere Zeit einzubüßen und dann gegebenen Falles in neuer Konstellation geduckt zu werden.

Während England nach dieser Seite hin stets relativ beruhigt sein konnte, war es eifrig bemüht, aus dem erworbenen überseeischen Besitz den denkbar größten Nutzen zu ziehen. Aber hier zeigte sich jene eigenartige Paarung von Egoismus und praktischem Sinn, die Albion zwar hoch über die russische Art, kulturell zu wirken, emporhebt, zugleich aber von dem Erstrebenswerten bedauerlich fern bleibt. England treibt nicht eigentlichen Raubbau in seinen Kolonien, wie ihn z. B. Frankreich und andere romanische Länder, übrigens auch die halbgermanischen Belgier trieben. Es hob das kulturelle Niveau seiner Pflanzstaaten, soweit dies für deren Gedeihen nötig war, aber nur vom Gesichtspunkt seiner Interessen aus, ohne Rücksicht auf das Interesse des beherrschten Volkes. So entstanden hygienische Schöpfungen, die in der Welt Begeisterung auslösten, — diktiert von dem Wunsche, daß die unterjochten Arbeitstiere gesund und dem Leben recht lange und recht zahlreich erhalten blieben, und daß der englische Ansiedler oder Fronherr nur ja recht unbedenklich, behaglich und gesund dort wohnen könne. So entstanden des ferneren, um ein heute oft genanntes Beispiel als einziges herauszuheben, in Ägypten die Kanalisierungen des Nil, die der Bevölkerung die Überschwemmungen und damit den Ackerbau nahmen. Der Ackerbau, der das Land ernährte, wurde durch Baumwollenkulturen ersetzt, die zwar Geld ins Land brachten und für England sehr zweckdienlich waren, die aber zugleich die Bevölkerung von fremder Lebensmittelzufuhr, also damit von England völlig abhängig machten. Dergleichen Leistungen ließen sich mehr aufführen; aber Taten, wie sie Deutschland im Kiautschou-Gebiet vollbracht hatte, das aus einer öden Wüste in ein herrliches, reiches Land verwandelt wurde, — solche Taten kann man England nicht leicht nachsagen. Denn die Kolonien, die es sich erwählt hatte, waren reich und mußten nicht erst durch den englischen Kolonisator reich gemacht werden. Auch dort, wo es gab, war England der nehmende Teil, und wie es im

eigenen Lande niemals seine soziale Fürsorge auf eine Höhe brachte, die der äußeren prunkvollen Aufmachung hätte entsprechen müssen, wie namenloses Elend im eigenen Lande Dimensionen behielt, die eines Kulturstaates unwürdig sind, so hat es auch dem Elend in seinen Kolonien nicht abzuhelfen gewußt, — es hat nur eine gleißende Hülle darumgeschlagen.*)

Darf man Rußlands kulturelle Tätigkeit selbst nur mit den Leistungen Englands in einem Atem nennen? Im Norden, Süden, Westen, wohin man nur kommt, findet man die Überreste vergangener oder ersterbender Kulturen. Ihre Trümmer umgrenzen das ganze Russenreich, und nichts gibt es, was es an deren Stelle hätte setzen können. Überbleibsel byzantinischer Kunst und ein Firnis europäischer, erliehener Kultur, — das ist der fadenscheinige Mantel, der dem Koloß die abstoßenden Blößen deckt. Sibirien, dies gewaltige Kolonialgebiet von unerschöpflichem Werte, ist bisher fast nur mit den primitivsten Mitteln erschlossen worden, wo nicht westeuropäischer Geist, westeuropäisches Kapital wagemutig eingreifen konnte. Und Rußland selbst? — Hat der russische Bauer dem deutschen Fleiß im Wolgagebiet Gleichwertiges an die Seite zu setzen? Ist die Riviera Rußlands, die Krim, mit westeuropäischen Maßstäben zu messen? Haben die Kulturversuche im Kaukasus mehr als schemenhafte, dem Westen mäßig nachgeahmte Erfolgszwerge gezeitigt? Mußten die wertvollen Steinbrüche im Ural nicht fremden Gesellschaften ausgeliefert werden, weil die russische Bewirtschaftung aus den Milliardenwerten nur ein kostspieliges Defizit erarbeitete? Endlos wäre die Kette der vorwurfsvollen Fragen, die man in diesem Zusammenhang erheben könnte. Aber der kurze Einblick genügt. — Auch Rußlands Machtbedürfnis ist bis auf seine Grundlagen hinab bloßgelegt; ihm wohnt kein ethisches, kein kulturelles Moment inne.

Somit sind dem Prinzip des verleumdeten deutschen Militarismus und seiner segenschwangeren Bedeutung gegenüber die Prinzipien der

---

*) Vgl. im Gegensatz zu der Behandlung unterworfener Völkerschaften seitens unserer Gegner die von unserem Kolonialstaatssekretär Exzellenz Dr. Dernburg aufgestellten Grundsätze der Eingeborenenbehandlung usw., die er in seinem Aufsatz: „Koloniale und überseeische Betätigung" entwickelt.

englischen Weltmacht und des russischen Zarismus als friedenbedrohende, für alle Welt gefährliche Erscheinungen charakterisiert. Es sei bei dieser Gelegenheit betont, daß der Begriff „russischer Zarismus" anders gefaßt natürlich keine Gefahr bedeuten würde, wenn er das wäre, was er oft zu sein vorgibt: die patriarchalische, aber dem politisch noch so völlig unreifen Volke gegenüber strenge Zusammenfassung des von Natur schon riesengroßen Reiches voll ungeahnter Entwicklungsmöglichkeiten. Ein rein parlamentarisch geleitetes oder gar ein republikanisches Rußland kann demjenigen, der dies Land wirklich kennt, nur als namenloses Unglück denkbar sein, — ein Unglück, nicht nur für das Land selbst, vielmehr noch für Europa, das sich den alsdann entfesselten Leidenschaften eines unregierbaren Chaos nicht erwehren könnte und nur noch die berühmte Existenz auf dem Pulverfaß führen würde. Aber so etwas kann ja auch nicht das Z'el reifer Denker sein. Es handelt sich nicht um die Frage, ein bestehendes Staatswesen völlig umzugestalten, sondern ihm den giftigen Stachel zu nehmen, jetzt, wo man mit ihm im Kampfe steht.

Der giftige Stachel Englands und Rußlands ist der Machthunger. Der liegt Deutschland fern, und es hörte mit Freuden, wenn sein Kaiser sagte, ihn gehre nicht nach Weltenmacht, denn in ihr läge der Keim der Vernichtung. Die Lauterkeit in den Absichten Deutschlands und seiner Bundesgenossen ist so augenscheinlich, daß die Gegner zu den ödesten Verleumdungen greifen mußten, um sie anzutasten. Wenn heute die Forderung an sie unabweisbar herantritt, die englische Weltmacht und den russischen Zarismus zu vernichten, so hat sich das nicht aus ihren Plänen, sondern aus dem Vorgehen der Gegner ergeben, die sich dadurch, ohne es zu wollen, mit ihren halbwilden und wilden Bundesgenossen bezw. Hilfstruppen zu Hebeln des Weltgesetzes machen, das dem aufsteigenden deutschen Kulturvolk einen Imperialismus geradezu aufdrängt.

Solange nur Deutschland und Österreich-Ungarn Rücken an Rücken gegen die drei großen feindlichen Mächte und ihre Gefolgsleute kämpften, konnte freilich nicht viel mehr als eine Niederwerfung der Gegner und deren für lange Zeit friedenverheißende Schwächung erhofft werden. Sie selbst trieben uns den dritten Bundesgenossen, die Türkei, in die Arme

und zeitigten ein Bündnis, das, durch langjährige freundschaftliche Beziehungen vorbereitet, unter dem Zwange der Zeit zu einem wahrhaft naturgemäßen wurde. Auch die Türkei, an der Englands und Rußlands Zahn schon längst gierig genagt hatte, muß endgültig um ihre Existenz kämpfen. Und sie, die spottende Rede gern den kranken Mann nannte, wurde gerade jetzt ein Bundesgenosse von unersetzlichem Werte. Noch Bismarck, der stets nüchtern das jeweils Erreichbare abwog, hätte einst dem russischen Drange nach dem Bosporus nachgegeben, einerseits, um England nicht dorthin zu lassen, andererseits, weil die Meerengenfrage damals für Deutschland keinerlei Hoffnungen, nur Gefahren bot. Die Entwicklung, die Deutschland unter Wilhelm II. nahm, forderte andere Entschlüsse. Heute ist der Islam der Stützpunkt, der es ermöglichen kann, die englische Weltherrschaft aus den Angeln zu heben. Wie ist es zu dieser Entwicklung gekommen?

Als in dem Leidensjahre 1888, das uns die beiden ersten Kaiser des neugeeinten Deutschen Reiches, Wilhelm I. und Friedrich III., entriß, Wilhelm II. den Thron seiner Väter bestieg, ging die bange Frage durch die deutschen Lande, ob es dem jungen neunundzwanzigjährigen Herrscher möglich sein würde, das auf den blutigen Schlachtfeldern von 1864, 1866 und 1870/71 schwer errungene Ansehen des jungen Deutschen Reiches in der Welt zu wahren und damit den durch Bismarcks Machtpolitik seit 1871 aufrechterhaltenen segensreichen Frieden weiter zu gewährleisten. Diese Frage wurde naturgemäß noch bänglicher, als der junge Herrscher nach anderthalbjähriger Regierung das tat, was zuerst dem deutschen Volke unglaublich schien und den tiefsten Schmerz bereitete: Fürst Bismarck wurde am 20. März 1890 seiner Ämter enthoben, der eiserne Kanzler wurde aus dem Staatsdienst entlassen wegen der unüberbrückbaren Meinungsverschiedenheiten, in die der Kaiser mit ihm über die Leitung der inneren und äußeren Politik geraten war, der Mann, den das deutsche Volk als seinen Hort, als die Verkörperung deutscher Urkraft, als seinen Roland, den Schöpfer und Wächter deutscher Größe verehrte.

Welches Zutrauen mußte der Kaiser zu seiner eigenen Kraft haben, daß er diesen Schritt der Trennung vom Altreichskanzler zu tun wagte und nun allein stand. In die Seelenstimmung des Monarchen in

jenen Tagen gewinnen wir Einblick durch ein Telegramm, das er an den Großherzog von Sachsen richtete und das folgendermaßen lautete: „Mir ist so weh ums Herz, als hätte ich Meinen Großvater noch einmal verloren. Es ist Mir von Gott so bestimmt. Ich muß es tragen, wenn ich auch darüber zugrunde gehen sollte. Das Amt des wachthabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist Mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte: Volldampf voraus!" —

Der bange Zweifel an der Kraft unseres Kaisers war nicht berechtigt und wurde auch von Bismarck selbst nicht geteilt. Wilhelm II. hat gezeigt, daß er das Staatsschiff auch in stürmischer Zeit durch die umbrausenden Wogen zu steuern vermag; er hat im Inland und Ausland durch die Kraft seiner Persönlichkeit sich und damit zugleich dem Deutschen Reiche eine Autorität verschafft, die — was auch immer dagegen gesagt werden mag — wie im Zeitalter Bismarcks in erster Linie mit ausschlaggebend ist im Rat der Völker, wie man denn von ihm auch in der Welt nicht als von dem deutschen Kaiser, sondern von dem Kaiser spricht.

Die Träger der Weltgeschichte sind die großen Persönlichkeiten, die ihre Individualität den Massen gegenüber nicht bloß zu behaupten wissen, sondern diese Individualität gegebenen Falles auch im Kampfe mit den Massen durchsetzen können, mit anderen Worten, den Stempel ihres Geistes einem Zeitalter aufzudrücken vermögen.

So war Bismarck der Träger der Weltgeschichte in dem Zeitalter, das nach ihm den Namen führt, in dem Zeitalter Bismarcks. Aber wie jeder gewöhnliche Mensch, so sind auch die großen Männer beschränkt nach Herkunft und Zeitanschauungen. So war auch Bismarck ganz ein Kind seiner Zeit, und daher war es ihm, rein menschlich betrachtet, ganz unmöglich, den Anforderungen einer neuen Zeit gerecht zu werden, deren Aufgaben gegenüber sein unendlich reicher, bis dahin tausend Wandlungen siegreich gewachsener Geist zu versagen begann. Dies hatte Kaiser Wilhelm II. klar erkannt; darum löste er das Verhältnis mit Bismarck so früh wie möglich und trat selbst in die Bresche als Kaiser und Kanzler zugleich.

Schon in den letzten Jahren Wilhelms I. hatte Deutschlands Entwicklung ganz offenbar den Weg eingeschlagen, der von der europäischen Großmacht zur Weltmacht führte, und Kaiser Wil-

helm II. war von dem Gedanken beseelt, die sich hieraus ergebenden größeren kulturellen Ziele zur Erfüllung zu bringen. Erklärlich ist es also auch von diesem Gesichtspunkte aus, daß sich ein Gegensatz zwischen dem begeisterten Vorwärtsdrängen des idealistisch veranlagten Kaisers und dem vorsichtigen Zurückhalten seines realistisch denkenden Kanzlers ausbildete. So rühmte der Kaiser im bewußten Gegensatze zum Fürsten Bismarck kurz vor dessen Entlassung von dem Großen Kurfürsten, dem Flottengründer und Kolonisator: „Er trieb Politik im großen Stile, weitausschauend — für seine Söhne und Enkel, wie man sie jetzt treibt."

In welchem Sinne der Kaiser diese weitausschauende Politik im großen Stile durchgeführt hat, dafür zeugt die von allen Völkern anerkannte Kulturarbeit, die das deutsche Volk überall geleistet hat. Deutschland ist der Hort der europäischen Kultur im weiteren, der germanischen Kultur im engeren Sinne geworden; seine Macht, seine Waffen sollen der Schild sein, unter dem fleißige, friedfertige Arbeit zur höchsten Entwicklung kommt. Das ist es, was Deutschland unter Imperialismus versteht, also keine Militärdiktatur, sondern nur eine auf eine große Militär- und Flottenmacht gestützte hohe geistig-sittliche Kulturmission. Unser Kaiser ist kein Eroberer wie ein Ludwig XIV. oder Napoleon I. Sein Imperialismus ist nicht Machthunger, sondern Friedenshunger, der aber nicht davor zurückschreckt, kulturfeindliche Ausschreitungen mit strenger Hand zu züchtigen und beispielsweise in Fällen, wie sie seinerzeit die Verletzungen des Völkerrechts durch China darstellten, mit eisengepanzerter Faust dreinzuschlagen.

Durch sechsundzwanzig Jahre seiner Regierung hat der Kaiser den Frieden für Deutschland aufrechtzuerhalten vermocht, aber den Frieden in Waffen: denn die in den letzten Kriegen wie immer bewährte preußische und deutsche Armee förderte er weiter durch zeitgemäße Reorganisation und scheute in diesem Falle selbst nicht vor der Auflösung des Reichstages zurück, als es die Annahme der Militärvorlage, d. h. eine Frage der nationalen Sicherheit, durchzusetzen galt; sein Hauptaugenmerk aber wandte er der Marine zu in der klaren Erkenntnis des durch die weltgeschichtliche Entwicklung unerbittlich geforderten weltwirtschaftlichen Fortschreitens auch für das Deutsche Reich: „Deutschlands Zukunft

liegt auf dem Meere!" Damit hat er die Vorbedingungen zu einer überseeischen kolonialen Weiterentwicklung des Deutschen Reiches geschaffen: der Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens unter seiner Regierung steht ohne Beispiel da in der neueren Geschichte der Völker: das Deutsche Reich hat eine der führenden Stellen im Wettbewerb der Nationen inne: unsere Handels- und Kriegsschiffe haben, wo immer sie erschienen sind, als Wirtschaftsfaktoren und Machtmittel das Ansehen des Heimatlandes erhöht. Das ist die eigenste unbestreitbare Leistung der Initiative des Kaisers, durch die er die deutsche Nation über das Zeitalter Bismarcks hinausgeführt hat, das ist seine für Deutschland weltgeschichtliche Leistung: dieser Kultur-Imperialismus des deutschen Gedankens! —

In vollkommener Entstellung dieser Intentionen wendet sich nun das Ausland gegen unseren schon charakterisierten „Militarismus", dessentwegen — das ist auch die Auffassung der vom Dreiverband beeinflußten italienischen Presse — uns die Welt den Tod geschworen hat: der Kaiser erscheint als ehrgeiziger, eroberungssüchtiger Urheber des Krieges. Der Kaiser kannte die Bedenken, die seine militärischen Neigungen erwecken konnten: er wisse sehr wohl — das hat er selbst ausgesprochen —, daß ihm nach Ruhm lüsterne Kriegsgedanken zugeschrieben würden; er weise — so hat er hinzugefügt — solche Anschuldigungen mit Entrüstung zurück; er wollte bloß ein mächtiges Kriegs-Instrument in Händen haben, das den Zwecken der weltwirtschaftlichen Weiterentwicklung und des Friedens dienen sollte.

Ein solches Kriegs-Instrument ist unsere Kriegsflotte, nachdem sie zu der neben England stärksten Kriegsflotte der Welt entwickelt worden ist. So ist — zumal unter dem Schutze der Kanonen Helgolands — eine Blockade der deutschen Häfen von seiten Englands unmöglich gemacht worden, ja der Seekrieg Englands gegen uns ist ein Existenzkampf für England ebenso wie für uns: denn selbst wenn England unsere Flotte vernichtete, liefe es Gefahr, daß auch seine Flotte zum Teil vernichtet und so die Existenz seines Kolonial-Weltreiches in Frage gestellt würde, da, wie die Weltgeschichte gezeigt hat, Weltherrschaft gleich Seeherrschaft ist. Damit das Deutsche Reich künftighin in einer seiner Machtstellung entsprechenden Weise seine

Stimme in die Wagschale werfen kann bei der Entscheidung von kolonialen Angelegenheiten, die jetzt eben die zentralen Fragen der weiteren weltwirtschaftlichen und weltgeschichtlichen Entwicklung bilden, insofern die wirtschaftliche Unabhängigkeit und folglich politische Bewegungsfreiheit eines Staates auf ihre zufriedenstellende Beantwortung gegründet ist, müssen wir auch diesen Kampf um die Seeherrschaft aufnehmen.

Noch einer steht abseits, den mancher als Mitstreiter im Kampfe zu sehen erhofft — Italien. Daß seine Interessen letzten Endes nie auf der Seite unserer Gegner, nur auf der Seite Deutschlands zur Geltung kommen können, lehrt die Geschichte, lehrt kühler Menschenverstand. Aber auch für seine derzeitige Neutralität gibt es freilich schwerwiegende Gründe. Wühlende Kräfte mühen sich ab, Italien auf die Seite unserer Gegner zu ziehen und es zu veranlassen, daß es rücksichtslos mit jedem erreichbaren Mittel egoistischen Zielen zustrebe und seine selbstbewußte ehrliche Haltung aufgebe.

Demgegenüber sind wir am Werke, unter der Devise: „Die germanische Kultur ins Ausland"*) dem Ausland und insbesondere unseren Verbündeten, den Italienern, klar zu machen, daß die Grundsätze Macchiavellis, daß es politische Moral überhaupt nicht gebe, daß des Staates Ziel die Macht, daß den Völkern jedes Mittel erlaubt sei, um zur Macht zu gelangen, wohl von unseren Gegnern angewandt werden, für uns aber nicht bestehen, nie bestanden haben. Denn Friedrich der Große, in dem der kategorische Imperativ Kants Person geworden ist, hat schon in seinem „Antimacchiavell" betont, daß die sittlichen Mächte, das Recht, die Gerechtigkeit und der moralische Kredit von ausschlaggebender Bedeutung sind wie für den einzelnen, so auch für die Völker und Staaten, daß zwar das Wesen des Staates Macht, daß aber sein Endzweck, seine Bestimmung ist, die Güter der Kultur und der Wohlfahrt zu fördern. Diese Anschauungen sind von allen Hohenzollern vertreten worden, auch von Kaiser Wilhelm II., der, wie seine Mahnung: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" beweist, auf dem Standpunkt steht, daß Deutschland und seine Verbündeten die Aufgabe nicht der Eroberung, sondern der Erziehung zur Gesittung, zur Kultur haben.

*) Vgl. auch die diesbezüglichen Anregungen von Karl Lamprecht in seinem Vortrag: „Die deutsche Kultur und die Zukunft", S. Hirzel in Leipzig.

2*

Rußland und England haben durch ihr Verhalten verwirkt, noch als Kulturnationen geachtet zu werden. Will sich Italien ihnen anschließen, das Italien, das Ewigkeitswerte der Kultur auf allen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft geschaffen hat?

Zusammenfassend muß klar die Folgerung gezogen werden, daß das Heil der Welt und auch Italiens nur im Siege Deutschlands besteht: von dem englischen Weltjoch, das auch Italien zum Vasallenstaate macht, das Napoleon I. vergeblich abzuschütteln sich bemühte, müssen die Völker endlich befreit werden.

Wenn in diesem Buche von einer imperialistischen Nord-Ostsee- und Mittelmeer-Politik die Rede ist, handelt es sich also um einen Imperialismus auf dem Gebiete geistiger und wirtschaftlicher Kultur. Und so können wir — wie Carl von Kuhlmann sagt — dem Kampf um die Meere mit Ruhe und Zuversicht entgegensehen. Die Weltgeschichte wird dereinst urteilen, daß Deutschland und seine Verbündeten auch im Kampf um die Meere Kultur und Freiheit vor Eigennutz und Gewaltherrschaft und Barbarei geschützt haben.

Es handelt sich eben bei allen diesen Fragen um die Aufgabe der Kultur-Erhaltung Europas durch die deutsch-nordischen Germanen und die ihnen befreundeten und verbündeten Kulturvölker.

Alle diese Fragen sollen nun im folgenden diskutiert werden; nicht um für den Fall künftiger Siege einen Druck auf die verantwortlichen Leiter der Regierung auszuüben, nicht auch, um gar vorwitzig Anschauungen und Hoffnungen zu verbreiten, die vielleicht durch die Entwicklung der Dinge enttäuscht werden könnten.

Als der Kriegspolitische Kulturausschuß der Deutsch-nordischen Richard Wagner-Gesellschaft für germanische Kunst und Kultur an den Plan herantrat, im Rahmen eines Werkes die Ansichten hervorragender Geister über die schwebenden Fragen, die der Weltkrieg entfesselte, herauszugeben, da ließ er sich von den Grundsätzen leiten, die Friedrich Naumann aufgestellt hat: Unser Auswärtiges Amt besitzt unser Vertrauen, und es würde nicht angebracht sein, Möglichkeiten vorzutragen, von denen heute noch niemand wissen kann, ob sie in den Verhandlungen eine Rolle spielen werden oder nicht. Der Zweck unserer Darlegungen ist nicht, eine Vorarbeit irgendwelcher Art für den Friedens-

traktat zu liefern, sondern nur die Stimmungen und Grundgedanken auszusprechen, mit denen die Deutschen nach unserer Meinung an das Friedenswerk herangehen können. — Wir haben das Bedürfnis, uns über Weg und Ziel klar zu werden und eine nationale Übereinstimmung zu suchen. Draußen auf den Schlachtfeldern lagert unsere waffentragende herrliche Mannschaft. Ein Teil von ihnen aber liegt auch schon in den Lazaretten oder ist tot. Sie sterben und leiden, wenn das Schicksal sie trifft, für das Vaterland, d. h. sie opfern sich für den Staat, der aus dem Kriege hervorgeht. Wird dieser Staat falsch aufgerichtet, so ist ein Teil des deutschen Lebensblutes vergeblich geflossen. Nun entsteht der neue Staat innerlich und äußerlich durch die Ereignisse Schritt für Schritt. Er ist kein Gedankengebilde, das in irgendwelchen Köpfen ausgedacht wird, sondern ein gewaltiges Gewächs, das aus lauter einzelnen Taten, Erfolgen, Abmachungen, Verordnungen übermenschlich sich gestaltet. Indem aber die Ereignisse den Staat neu bilden, muß der Gedanke neben der Tat einhergehen. Auch die Siege des Heeres sind in einer Hinsicht Siege des Gedankens. Eine Million ausgebildeter Soldaten ist etwas anderes je nach dem Gedanken, von dem sie geleitet werden. In diesem Sinne denken wir über das, was kommt, und begleiten die Tat. Möglich ist, daß alle solche Gedanken durch weitere Erlebnisse wieder umgestaltet werden, aber auch dann ist es nützlich, sie vorher so gut als möglich klar gefaßt zu haben. Wir haben keinen Bismarck, der für uns denkt, also sollen wir alle mitdenken, damit ein gemeinsames Denken dorthin wirkt, wo in schwerer Verantwortlichkeit die Ergebnisse formuliert werden. —

Kein Streit soll beginnen über geäußerte Ansichten, keine Richtlinie gezogen werden, deren Verlassen Stürme auslösen könnte: eine Reihe von sachlichen Betrachtungen soll über die fraglichen Gebiete ihr Licht gießen, und nur in einem bleibe unser aller Wille einig und fest: Deutschland und seine Verbündeten werden erst dann Frieden schließen, wenn dieser Friede auch eine zuverlässige Gewähr für die Zukunft bietet. Was die Zukunft aber bedrohen könnte, das ist: die englische Weltmacht und der russische Zarismus, deren Vernichtung die eiserne Forderung für die Kultur-Erhaltung Europas ist.

Kurt L. Walter van der Bleek.

II.

Deutsch-österreichisch-ungarisch-türkisches Bündnis — der natürliche Dreibund — als Folge der englischen Einkreisungs-Idee und der russischen Balkan-Politik

von einem türkischen Diplomaten*):

Jetzt, wo wir Türken Schulter an Schulter mit dem deutschen Volke für unsere heiligsten Güter kämpfen und wo in Deutschland das bisher der Türkei entgegengebrachte Interesse noch viel größer geworden ist, bin ich gern bereit, an diesem Werke mitzuarbeiten und die beiderseitigen Verhältnisse und die gemeinsamen Interessen vom türkischen Standpunkte aus zu beleuchten. Solange man in Deutschland noch an die Möglichkeit glaubte, einen Krieg mit Rußland vermeiden und zu irgendeinem Ausgleich mit England kommen zu können, hatte die Türkei politisch für Deutschland verhältnismäßig wenig zu bedeuten. Ökonomische Gesichtspunkte sind bisher am maßgebendsten gewesen, um die Richtlinien der deutschen Orientpolitik zu bestimmen. Nun ist die Sachlage eine ganz andere geworden. Das Unvermeidliche brach aus, indem England das Signal für die Niederwerfung des Deutschtums gab und indem Rußland den Moment für gekommen erachtete, den Marsch nach Konstantinopel über Berlin und Wien anzutreten. Hierdurch gewannen die bisherigen deutsch-türkischen Beziehungen eine solche Festigung, daß sie plötzlich zu einem starken Bündnis werden mußten, und da es sich um die Existenz der beiden Staaten handelte, so sprang die Schicksalsgemeinschaft beider Länder jedem ins Auge.
Das ganze türkische Volk, und durch dasselbe der ganze Islam, fühlte auf einmal, wie eng sein Schicksal an das Deutschlands gebunden war. Als Deutschland mit dem Krieg überfallen ward, wurden auf einmal

*) Einer der maßgebendsten türkischen Staatsmänner, welcher auf Grund seiner besonderen Kenntnisse der deutschen Orient-Politik und Ziele am ehesten dazu berufen ist, legt hier die deutsch-türkischen Beziehungen klar.

in allen Moscheen Gebete abgehalten für den Sieg deutscher Waffen, selbst der gewöhnliche und ungebildete Mann im Volke bekundete die lebhafteste Sympathie für das Deutsche Reich. Wenn man von einer ganz und gar verschwindend geringen Anzahl unbedeutender französischer Anhänger absieht, so hat die gesamte Masse der Türkei von vornherein mit felsenfestem Vertrauen auf Deutschland geblickt, und der Wunsch, sich an seiner Seite an dem Krieg beteiligen zu können, war ein durchaus allgemeiner.

Wenn man also heute das Verhältnis beider Länder zueinander feststellen will, so muß man es von einem viel höheren Gesichtspunkte beurteilen, als man es bisher getan hat. Und es ist sicher nicht zuviel gesagt, daß ein enger Anschluß beider Länder nicht nur während des Krieges, sondern auch in Zukunft zu ihren Lebensbedingungen gehört. Das Bestehen einer ausgedehnten mächtigen Türkei an der Seite Deutschlands und Österreichs ist nunmehr notwendig, um die Einkreisung dieser Mächte zu verhindern. Man muß bedenken, daß, wenn das österreichische Bündnis dazu dient, um die engeren europäischen Grenzen des Deutschen Reiches zu sichern, das Bündnis mit der Türkei seine weiteren Weltgrenzen sicherstellen kann. Längst ist die Zeit vorbei, wo ein Bismarck sagen durfte, daß die Balkanangelegenheiten nicht die gesunden Knochen eines pommerschen Grenadiers wert sind. Der blutige Kampf, der in Ost und West tobt, und der eine unmittelbare Folge der Balkanprobleme ist, hat schon alle Welt eines Besseren belehrt und den Dreibund so hergestellt, wie er am natürlichsten ist. Das, was einzelne große Männer für ihre Zeit Passendes aussprachen, behält leider gar zu oft eine Gültigkeit, welche weit über die Zeit hinausragt, für welche es passend war. Auch mit diesem Ausspruch Bismarcks ist es leider so gegangen. Lange, viel zu lange hat man vielleicht in Deutschland das Gefühl gehabt, daß zwischen Deutschland und der Türkei keine wesentliche Schicksalsgemeinschaft bestände, und daß man im Orient lediglich ökonomische Interessen zu wahren hätte. Demgegenüber war es aber ein großes Glück, daß der hohe politische Sinn Kaiser Wilhelms II. sehr bald erkannte, was die Türkei und mit ihr zusammen die mohammedanische Welt für die Zukunft Deutschlands bedeuten mußte, und der in voller Würdigung dessen fünfund-

zwanzig Jahre lang eine konsequente Orientpolitik trieb. Dieser weite Blick ist um so höher zu schätzen, als der Beginn dieser Politik auf eine Zeit zurückzuführen ist, wo selbst ein Bismarck sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen konnte, mit der Türkei zu rechnen oder wesentliche Interessengemeinschaft zwischen Deutschland und ihr zu erkennen.

Um die Entwicklung der Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei richtig einschätzen zu können, wird es nötig sein, ein wenig zurückgreifend diesen Entwicklungsprozeß klarzulegen.

Der Anfang der Beziehungen zwischen der Türkei und Preußen fiel in die Zeit Friedrichs des Großen. Als während des siebenjährigen Krieges der König gegen ganz Europa fechten mußte und sich sogar von England verlassen sah, warf er seine Blicke auf die Türkei, wie es vor ihm auch Karl XII. von Schweden gemacht hatte.

Unter den gereimten Episteln, mit denen sich Friedrich der Große im Kriege den Zorn und die Enttäuschung von der Seele schrieb, findet sich auch jener Erguß „Über die Bosheit der Menschen", den der König am 11. November 1761 in Strehlen auffsetzte, als sein einziger Verbündeter, England, ihn im Stiche gelassen hatte; er richtete nun seine Hoffnungen auf die Türken und apostrophierte sie folgendermaßen:

Da denn Europa keine Männer zeugt,
Da ich umsonst um euren Beistand flehe
Und ihr nur leere Worte für mich habt,
Verschmäh ich eure matte Hilfe denn.
Und auf des Orients sieggewohnte Söhne
Setz ich hinfort mein Hoffen und mein Sehnen,
Auf jenes Volk, dem Ruhm und Ehre ruft,
Des Unterdrückten Freund, des Drängers Geißel.
Nie hat des Wortbruchs niedre Schande noch
Die Mauern Solimans entweiht. — Seht dort
Am Hellespont die mächt'ge Heeresmacht,
Die, ihrem Eide treu, ins Kriegsfeld zieht!
Was kümmert mich der Glaube, was der Kult
Des edlen Freunds, der meine Schande rächt?
Und allen Feinden ruf ich's ins Gesicht:
Wer mir zu helfen kommt, gilt mir als Christ,

Christlicher hundertfach als wilde Feinde,
Die meine Schätze, meine Lande rauben.
Nicht am Bekenntnis, an der Tat nur
Wird Recht und Geist der Religion erkannt;
Wer mein Verderben will, nur der ist Heide . . .
Eilt denn herbei, ihr tapfern Janitscharen,
Ihr schnellen Sieger, trefft und schlagt den Feind!
Pflückt neuen Lorbeer euch im Siegesfeld!
Schon fällt die bleiche Furcht den Gegner an,
Zu euren Füßen büßt er seine Tücke,
Und im Triumph sei unsre Schmach getilgt . . ."

Die Türkei infolge ihrer geographischen Lage und dank ihres kriegerischen Geistes erschien Friedrich dem Großen als der natürliche Bundesgenosse gegen Rußland. Auch Napoleon I. erkannte später, wie wichtig es für ihn war, die Türkei gegen Rußland und England als Bundesgenossen zu haben. Die Türkenpolitik des ersten Kaiserreichs war auch für Napoleon III. maßgebend gewesen. Während die Nachfolger Friedrichs des Großen, mit Rußland und Österreich gut stehend, nicht mehr nötig hatten, mit der Türkei zu rechnen, hatte also letztere in das politische Fahrwasser von Frankreich und von England gesteuert, ohne sich aber von militärischen Beziehungen gegenüber Preußen frei zu machen. Zwar als Sultan Mahmud II. nach der Vertilgung der Janitscharen eine moderne Armee schaffen wollte, wendete er sich nach Berlin. Moltke war der erste preußische Offizier, der damals in türkische Dienste eintrat. Das Scharnhorstsche System, in kurzer Zeit und mit geringen Mitteln größere Heere zu schaffen, hatte den Sultan hierzu veranlaßt. In Berlin aber ging man auf die Bitte erst ein, nachdem Petersburg gefragt wurde, und in Petersburg erschien damals die Anwesenheit preußischer Offiziere in Konstantinopel weniger gefährlich als diejenige anderer Staaten, an die sich natürlich die Pforte gewendet hätte, wenn sie ihren Zweck in Berlin nicht erreicht hätte.
Dieser Zustand mußte nach dem deutschen Siege von Sedan eine gänzliche Änderung erfahren. Der Frankfurter Frieden hat ja auf die europäische Konstellation so einschneidend gewirkt, daß bei vielen Staaten

die bisherigen politischen Sympathien und Antipathien allmählich in das Gegenteil umschlagen mußten. Die unmittelbare Folge des Frankfurter Friedens war die völlige Isolierung der Türkei, welche nunmehr ihrem mächtigen Nachbarn, dem russischen Erbfeind, ausgeliefert wurde.

Die Berliner Konferenz 1878 hatte die Balkan-Rivalität zwischen Rußland und Österreich verschärft, Mißtrauen gegen Deutschland gesät und die Bedingungen zu dem russisch-französischen Bündnis gelegt. Schon in den Jahren 1876/78, das heißt während der Kriege der Türkei gegen Montenegro, Serbien und Rußland, hatte die Türkei in Frankreich eine sehr schlechte Presse gehabt. Die französischen Sympathien waren offen für Rußland. Die politische Situation nahm allmählich eine solche Gestalt an, daß eine instinktive Annäherung zwischen der Türkei und Deutschland stattfand.

Der damals noch junge, vor kurzem auf den Thron gelangte Osmanenkaiser Sultan Abdul Hamid II., welcher von Natur aus despotisch veranlagt war, konnte auch weder für das republikanische Frankreich noch für das parlamentarische England Sympathie empfinden. Es lag auch von vornherein die Absicht vor, die türkische Konstitution von 1876 zu toten Buchstaben zu machen und die jungtürkische Konstitutionspartei hatte eine starke Anlehnung an England gewonnen. Dieses und der Umstand, daß die Entthronung seines Oheims, des Sultans Abdul Aziz, unter dem Mitwissen Englands geschah, genügte schon, um bei ihm eine starke politische Abneigung gegen die Briten hervorzurufen. Da man also auch an ein Paktieren mit Rußland nicht denken konnte, und da schließlich auch Österreich infolge der Okkupation Bosniens und der Herzegowina sowie der Tendenzen, die ihm bezüglich Mazedoniens zugeschrieben wurden, nicht in Betracht kam, so blieb Deutschland die einzige Macht, welche für die Regierung Abdul Hamids als Freund in Frage kam. Auch in Deutschland hatte man den Heldenmut und die Kriegstüchtigkeit, welche die Türkei in den Jahren 1876 bis 1878 gegen mehrfache Gegner, besonders gegen Rußland, gezeigt hatte, voll gewürdigt. Man sah ein, daß eine militärisch gut organisierte Türkei ein wertvoller Faktor sein konnte gegen die moskowitische Vorherrschaft. Es entspann sich auch bald ein reger Verkehr zwischen den beiden Regierungen. Eine besondere Mission unter dem Fürsten Radziwill

kam 1882 nach Konstantinopel, um dem Sultan einen preußischen Orden zu überbringen. Kurz darauf kam eine türkische Mission nach Berlin mit dem Marschall Ghazi Moukhtar Pascha an der Spitze. Er überbrachte dem damaligen Prinzen Wilhelm einen türkischen Orden, und zum ersten Male wohnte ein türkischer Marschall den deutschen Kaisermanövern bei, die damals bei Homburg stattfanden. Der Ghazi hatte Gelegenheit, eingehend mit dem Fürsten Bismarck über zusammenlaufende Interessenpunkte beider Reiche zu sprechen und darüber seinem Herrscher Bericht zu erstatten. Diesen Freundschaftsdemonstrationen waren aber ernstere Beziehungen vorausgegangen. Um die türkische Armee zu reorganisieren und auszubilden, hatte man die deutsche Regierung gebeten, höhere Offiziere nach der Türkei zu senden. Deutscherseits hatte man, diesem Ersuchen Folge gebend, mehrere Offiziere hingeschickt, darunter auch den jetzigen Generalfeldmarschall Freiherrn von der Goltz. Um aber rascher fortzuschreiten, hatte man auch eine größere Anzahl türkischer Offiziere nach Deutschland geschickt. Sie wurden als preußische Offiziere für drei Jahre in die deutsche Armee eingereiht. Diese Sendung der Offiziere dauerte bis zum Ausbruch des Balkankrieges.

Deutschland, welches bis dahin der Türkei vollständig fremd war, wurde nun allmählich bei den Türken immer mehr bekannt und gewürdigt. Durch die deutschfreundliche Regierung des Sultans Abdul Hamid vermehrte sich auch die Zahl der unternehmungslustigen Deutschen im osmanischen Reiche. Die türkische Armee bildete begreiflicherweise die Hauptstütze des Deutschtums in der Türkei. Nicht umsonst sagte einmal der Kaiser, als ihm geraten wurde, die deutschen Offiziere von dort zurückzuberufen, weil diese nicht durchgreifend genug wirken konnten: „Lassen Sie dort meine Offiziere in Ruh, sie sind mir dort ebensoviel wert wie ein Armeekorps!“

Die Reise des Kaisers nach Jerusalem und die ausgezeichneten persönlichen Beziehungen zwischen ihm und dem Sultan Abdul Hamid bildeten wertvolle Bande der Annäherung und legten die Grundlage fester Beziehungen zwischen der Türkei und Deutschland. Wenn man die heutige Lage betrachtet, so kann man nicht genug den prophetischen Blick des deutschen Kaisers bewundern, welcher trotz aller Skepsis, die ihn in der Beziehung traf, sich an die Idee festklammerte, die Freund-

schaft und das Vertrauen der mohammedanischen Welt zu gewinnen, und der ein sicheres Urteil zeigte in der Wertschätzung der türkischen Volkskraft. Das sind Momente, welche ihm auch die größte Liebe und dankbarste Verehrung, nicht nur der Türkei, sondern der ganzen mohammedanischen Welt einbrachten. Die Türken und Mohammedaner liebten schließlich Deutschland durch seinen Kaiser. Aus diesen persönlichen Beziehungen heraus entwickelte sich zum großen Teil das heutige Verhältnis zwischen den beiden Völkern und Staaten. Und wenn heute die Türkei mit Deutschland zusammen Schulter an Schulter kämpft gegen gemeinsame Feinde, so ist das lediglich der konsequenten Orient- und Islam-Politik des deutschen Kaisers zu verdanken.

Der wirtschaftliche Faktor, welcher Deutschland der Türkei nähergeführt hat, ist in der Hauptsache die Bagdadbahn gewesen. Ohne aber die persönlichen Beziehungen des Kaisers zu dem Sultan wäre sie nie zustande gekommen. Andererseits erregte die Bagdadbahn, welche ein Hauptanknüpfungspunkt deutsch-türkischer Interessen wurde, in England die größte Mißstimmung und das größte Mißtrauen gegen die Türkei sowie gegen Deutschland.

Nachdem England bereits Ägypten besetzt und sich den Weg über den Suezkanal nach Indien gesichert hatte, glaubte es unter diesen Umständen kein Interesse mehr an dem Bestand der Türkei zu haben. Maßgebende englische Staatsmänner dachten sogar, daß man dazu schreiten müsse, die Orientfrage in der Weise zu lösen, daß den Engländern nicht nur eine See-, sondern auch eine Landverbindung mit Indien sichergestellt würde. Es hat lange Zeit gedauert, bis man diese Absichten in der Türkei erkannte.

Die Hohe Pforte hat sich ja schon seit Jahrhunderten einer aktiven Politik entfremdet. Sie war von den konservativsten Tendenzen beseelt, und jeder Regierung, welche eine konservative Politik treibt, liegt es nahe, auch von den anderen dasselbe anzunehmen. So waren noch bis in die jüngste Zeit hinein nicht selten türkische Politiker zu treffen, welche in England noch den alten Freund und Alliierten von 1853 erblickten und von ihm dieselben türkenfreundlichen Tendenzen erwarteten wie zur Zeit der Berliner Konferenz. Man muß übrigens auch den Engländern das Zeugnis geben, daß sie es verstanden haben, durch eine

sehr geschickte Vertretung in Konstantinopel diesen Wahn möglichst lange aufrecht zu erhalten, bis endlich die Entente cordiale deutlich auch dem Blindesten zeigte, daß Englands Politik lediglich auf die Niederwerfung aller mohammedanischen Staaten gerichtet ist, und daß es zu seinen Hauptbestrebungen gehört, auch die ihm unbequeme Macht des türkischen Khalifats zu brechen. Wie sollte es denn auch anders sein! Solange Ägypten, dieser Weg nach Indien, noch der Türkei gehörte, solange die allgemeine Weltlage eine unbedingte englisch-russische Gegnerschaft herausforderte, und solange die Dardanellenfrage sich nicht anders lösen ließ, als daß die Dardanellen in türkischen Händen blieben, mußte das Türkische Reich und der türkische Besitz England heilig sein. Sobald aber England die Zeit für gekommen erachtete, die Erbschaft der Türkei in arabischen Ländern anzutreten, und sobald die Balkanvölker so entwickelt waren, daß eine Lösung der Meerengenfrage in einer für England nicht gefährlichen Weise vor sich gehen konnte, und schließlich scharfe Gegensätze mit Rußland nicht mehr bestanden, trat England als Feind der Türkei auf.

Die ersten offenkundigen Beweise dieser Feindseligkeit lieferte England bei der Kretafrage. Als in dem hieraus entstandenen türkisch-griechischen Kriege, im Jahre 1897, die siegreiche türkische Armee Thessalien besetzte, sagte Salisbury im Parlament, daß kein Land, welches einmal vom Halbmond durch das Kreuz zurückerobert ist, wieder dem Halbmond ausgeliefert werden dürfte. Er bekundete somit offiziell die latente feindselige Haltung der Briten gegenüber der Türkei.

Derselbe Salisbury, welcher 1878 zugunsten der Türkei die Berliner Konferenz erzwang, hatte allmählich, wie man sieht, eine anti-türkische Stellung eingenommen. Selbst 1890 schon, als Crispi sich an ihn wendete, um die Einwilligung Englands zu holen wegen der Besetzung von Tripolis, antwortete der englische Staatsmann mit dem Wort: „abwarten“ und begründete das wie folgt: Ein Vorstoß Italiens in Tripolis würde das Signal zur Aufteilung der Türkei geben, die zwar ein Schicksal ist, dem die Türkei nicht entgehen kann, die aber ein Ereignis darstellen würde, auf das zurzeit weder die Mächte noch die öffentliche Meinung in England vorbereitet sind.

Es ist zur Genüge bekannt, wie seinerzeit der Leader der Liberalen,

Gladstone, über das Verhältnis Englands zur Türkei dachte. Dieselbe feindselige Haltung hatte sich also auch auf die englischen Konservativen übertragen, und die Jünger Baconfields dachten und fühlten der Türkei gegenüber auch nicht anders wie die Liberalen. Der Angelpunkt dieser ganzen Schwenkung ist eben Ägypten gewesen, denn das im Besitze Ägyptens befindliche England mußte sich dazu berufen fühlen, nunmehr mit dem Khalifenlande in Konkurrenz zu treten, um die Oberherrschaft über die mohammedanische Welt an sich zu reißen.
Aus dem Obigen geht also klar hervor, daß, wenn die Türkei eine selbständige Macht bleiben wollte, sie in keiner Weise mit England zusammengehen konnte. Wie England und seine Bundesgenossen danach trachteten, die Türkei allmählich in ihre Gewalt zu bringen, geht übrigens klar aus ihrer ganzen Haltung hervor, die sie vor fünfzehn Monaten einnahmen, als die deutsche Militärmission nach Konstantinopel ging. Im übrigen kann hier gleich gesagt werden, daß, wenn es der Dreiverband mit der Türkei ehrlich gemeint hätte, es ihm während des Tripoliskrieges, sogar auch vorher, nicht schwer gewesen wäre, die Türkei in seine Bundesgenossenschaft hineinzuziehen, weil die türkischen Staatsmänner, ob Unionisten oder Ententisten, alle die Gefahr erkannten, welche dem Reiche drohte, wenn es sich nicht an irgendeine Mächtegruppe eng anschloß, und es gab da viele einflußreiche und leitende Männer, welche nichts Besseres wünschten, als einen engen Anschluß an die Entente. Es fiel abe" den Ententemächten nicht ein, darauf einzugehen, und zwar aus sehr triftigen Gründen, weil sie selbst die Hauptquelle dieser Gefahr bildeten. Dieses Verhältnis wird wohl auch für die Zukunft seine Gültigkeit behalten.
Daß die geschilderte Stellungnahme Englands zur Türkei nicht nur politischen, sondern auch religiös-mohammedanischen Gründen entspringt, habe ich schon berührt. Um hierzu aber das nötige Verständnis zu erzielen, wollen wir ein wenig näher auf das Verhältnis der Türkei zum Islam und den Begriff und die Macht des Khalifats eingehen.
Über diese Punkte hat man in Europa häufig die entgegengesetztesten Ansichten gehört und gelesen. Manche Reisende oder Orientalisten behaupteten, daß eine tiefe Kluft zwischen Türken und Arabern besteht, daß letztere eher zu England oder Frankreich neigen, und daß im

übrigen der türkische Einfluß auf die allgemeine islamische Welt ein kaum nennenswerter sei. Andere haben dagegen behauptet, daß Sultan Abdul Hamid eine große zielbewußte panislamische Bewegung ins Leben gerufen hat, vermöge deren die Türkei imstande ist, die unbedingte Gefolgschaft aller mohammedanischen Länder sicherzustellen. Wie in den meisten Fällen, so ist wohl auch hier die Wahrheit zwischen diesen beiden Geistesrichtungen zu suchen. Solange die islamische Welt von außen her nicht bedroht war, sind die verschiedenen Rassen und Nationalitäten stets partikularistischen und separatistischen Tendenzen gefolgt, und zwar schon mit dem vierten Khalifen, also kaum dreißig Jahre nach dem Tode des Propheten, zog Zwiespalt und Trennung in das mohammedanische Reich ein. Selbst einem Harun al Raschid oder einem Suleiman dem Prächtigen war es nicht vergönnt, ihre Khalifenmacht über den ganzen Islam auszuüben. Als aber mit Ausnahme der Türkei sämtliche mohammedanische Staaten mehr oder weniger ihre Unabhängigkeit eingebüßt hatten, fühlten sie sich im Unglück geeint, und jeder einzelne derselben streckte instinktiv die rettungsuchende Hand nach dem Osmanenreiche aus, welches nunmehr einzig und allein berufen war, die Selbständigkeit und die Macht des Islams zu verkörpern. Es ist bekannt, daß es verschiedene mohammedanische Sekten gibt, wie die Seidisten oder Ismailisten, welche die Khalifatswürde nur einem Nachkommen des Propheten zusprechen. Es gibt auch solche wie die Wahabiten, welche nur einen gewählten Khalifen anerkennen wollen. Abgesehen davon, daß die Anhänger derartiger Ansichten nicht zahlreich genug vertreten sind, um eine beachtenswerte Rolle zu spielen, so ist die Gefahr für den ganzen Islam in letzter Zeit derartig gewachsen, daß auch bereits die fanatischsten Widersacher zum Schweigen gekommen sind. Es besteht also kein Zweifel, daß eine geschickte türkische Regierung es leicht erreichen kann, nicht nur Hingebung und Gehorsam der Araber innerhalb ihres Gebietes zu erlangen, sondern auch einen großen Einfluß ausüben kann auf die ganze mohammedanische Welt, vermöge der vielen Fäden, welche besonders in den letzten Jahren überall gesponnen sind. Je größer die Angriffe sein werden, welchen die Türkei ausgesetzt ist, um so mächtiger wird sie auf den Beistand des Islams rechnen können.

Die Ententemächte hatten in richtiger Würdigung dieses Machtfaktors,

welchen die Türkei gegen sie in Wirksamkeit treten lassen konnte, ein Interesse daran, mit der Türkei möglichst bald und gründlich aufzuräumen. Um hierbei sicherer vorgehen zu können, hatte England denn nicht schon daran gedacht, die Khalifenwürde irgendeinem anderen, von ihm abhängigeren mohammedanischen Fürsten zu übertragen? Es wurde schon vor Jahren in London in Erwägung gezogen, ob nicht der Khedive von Ägypten oder der Scherif von Mekka oder gar der Emir von Afghanistan zum Khalifen auserkoren werden sollte. Die Sache war aber nicht so leicht durchzuführen, und die Ironie des Schicksals mußte noch dahin führen, daß alle diese Fürsten, im engen Anschluß dem Sultan-Khalifen und den Geboten des heiligen Krieges gehorchend, sich gegen sie erhoben. Selbst in Persien, auf jenem alten Kampfboden des arischen Geistes gegen den semitischen Mohammedanismus, wo der nationale Selbsterhaltungstrieb den Schia (Schisma) hervorrief, arbeitet heute England vergeblich, um den Anschluß Persiens an die allgemeine mohammedanische Bewegung zu verhindern, denn nichts wirkt einigender als die Gefahr, und sie wird heute glücklicherweise im ganzen Islam erkannt.

Wieweit die ganze islamische Bewegung sich Geltung verschaffen wird, und welche Erfolge sie zeitigen mag, kann man wohl jetzt noch nicht übersehen. Erst einige Monate später, wenn die Kunde der wahren Sachlage bis zu den entferntesten Winkeln des Islams gedrungen sein wird, und wenn die Organisation, welche man bemüht ist, in die Bewegung hineinzubringen, anfängt, ihre Wirkung auszuüben, dann kann man ein Urteil darüber fällen. Eines aber kann heute schon als sicher gelten, nämlich die Solidarität, welche die heutige Weltlage in den Islam hineinbringt, wird die Ereignisse überleben und die Fortentwicklung der Beziehungen der Türkei als Khalifenstaat zum übrigen Islam immer mehr stärken.

Hieraus lassen sich leicht Schlüsse ziehen über die ungeheueren Vorteile, welche Deutschland und Österreich-Ungarn aus seiner Freundschaft und Bundesgenossenschaft mit der Türkei zuteil werden können.

Die Türkei hat natürlicherweise ein Interesse daran, die möglichst selbständige kulturelle Entwicklung der mohammedanischen Welt in jeder Hinsicht zu gewährleisten. Ihr kann es nicht gleichgültig sein,

wenn mohammedanische Völker bedrückt und ihnen die Mittel geraubt werden, um aus sich selbst heraus fortzuschreiten. Sie kann aber nicht daran denken, eine politische Herrschaft über sie zu erstreben. Ganz besonders von afrikanischen Besitzungen kann gesagt werden, daß sie der Türkei nie von Vorteil gewesen sind. So wird es leicht erklärlich, daß die Türkei kürzlich Italien die Zusicherung geben konnte, daß es ihr nicht daran liegt, die Stellung Italiens in Tripolis zu erschüttern, daß sie im Gegenteil an dem Lausanner Vertrag treu festhalten wird. Selbst in Ägypten, wenn man die Engländer hinausjagen sollte, würde man kaum daran denken, den Status quo zu ändern. In Persien und Afghanistan kann es der Türkei nur daran liegen, daß diese Staaten selbständige mohammedanische Mächte werden und bleiben. Ein siegreicher Ausgang des heutigen Krieges würde wohl ein Bündnis der Türkei zur Folge haben mit diesen beiden Staaten, welche dadurch sich der deutschen Kultur erschlossen haben würden. Ob es gelingt, schon jetzt Ägypten von den Engländern zu säubern oder nicht, ob man es jetzt erreicht oder nicht, die Stellung Englands in Indien genügend zu unterminieren, ist nicht das Wesentlichste. Die Tatsache aber, daß die Weltlage nunmehr eine solche Gestalt angenommen hat, daß die Türkei als mohammedanische Vormacht sich gegen England und Rußland erheben kann, ist von größter Bedeutung.

Wichtig ist ferner, daß die Bewegung gegen die englische Weltherrschaft begonnen hat, und daß es sich heute schon gezeigt hat, daß die Grundlagen dieser Weltherrschaft auf keiner wirklichen Kraft beruhen, sondern eher auf einer scheinbaren Macht. Das gleiche gilt für Rußland in noch höherem Maße. Auch das Zarenreich scheint seine politische Rolle als Bindeglied zwischen den Völkern ausgespielt zu haben oder nahe daran zu stehen. Andere sittlich höher stehende Völker werden um so mehr diese Aufgabe erfüllen und die westliche Kultur nach dem Osten übermitteln müssen. Gestützt auf die Türkei, scheint Deutschland jene Macht zu sein, welche hierzu durch die Vorsehung ausersehen ist. Darum muß es das Endziel des deutsch-österreichisch-ungarisch-türkischen Bündnisses sein, über das Schwarze und Kaspische Meer hinaus durch das Türkentum in Zentralasien bis an die Mauern von China einzuwirken zum Wohle und Heil unserer Völker!

III.

Deutschland im Bunde mit dem Islam und die Aussichten des gemeinsamen Kampfes gegen England und Rußland

von Prof. Dr. G. Kampffmeyer, Orientalisches Seminar, Berlin:

Die „Vernichtung der englischen Weltmacht und des russischen Zarismus durch den Dreibund und den Islam“ hat zur Voraussetzung Erfolge wie des Dreibundes so auch des Islams im jetzigen Krieg; sie hat zur weiteren Voraussetzung eine durch solche Erfolge ermöglichte einschneidende Veränderung politischer Verhältnisse im Mittelmeergebiet und im näheren Orient; endlich muß diese Veränderung selbst auf Grundlagen ruhen, die einerseits äußerlich, politisch, eine feste Dauer der neuen Verhältnisse, andererseits innerhalb solcher Dauer eine gesunde Kulturentwicklung verbürgen. Uns Deutschen würde nicht wohl sein, wüßten wir nicht auch die letztere sichergestellt.

Welche Erfolge haben wir vom Islam zu erwarten? Welche Veränderungen der politischen Verhältnisse im Mittelmeergebiet und im Orient sind zu befürworten? Können wir mit reinem Gewissen den Islam gegen England, gegen Rußland begünstigen?

Jede einzelne dieser Fragen hat unmittelbar praktischen Wert, denn die Besonderheit ihrer Beantwortung kann auf die Art unseres Handelns im jetzigen Augenblick und in der nächsten Zukunft unmittelbar einwirken. Für die Antwort auf diese Fragen aber haben wir die in Betracht kommenden Verhältnisse und Zusammenhänge so genau und sachlich wie möglich zu prüfen, und da, wo die Dinge verwickelter sind, wenigstens die Richtlinien aufzuweisen, die uns der Wahrheit näher führen.

Das Gebiet des Islams ist gewaltig groß. Zu ihm gehört auch ganz Nordafrika, also die ganzen, das Mittelmeer südlich begrenzenden Länder, von Ägypten, einem Hauptschlüssel der englischen Weltmacht,

an, bis nach Marokko, das Gibraltar gegenüberliegt. Die Marokkofrage ist in der Erinnerung aller. In ihr, namentlich in dem englisch-französischen Geheimvertrag vom 8. April 1904 und in Artikel 7 des öffentlichen englisch-französischen Vertrages, hat England klar gezeigt, wie wichtig ihm sein Einfluß auch an diesem Eingange des Mittelmeeres ist.

Auch nach Nordafrika ist von Konstantinopel aus der Aufruf zum heiligen Kriege ergangen. Ausgenommen ist ausdrücklich aus bekannten politischen Gründen das den Italienern unterstehende Tripolitanien. Aber in Tunisien, Algerien und Marokko sind die Eingeborenen zum Kampfe gegen Frankreich, den Verbündeten Englands und des Zarismus, aufgerufen. Welche Wirkungen haben wir hier zu erwarten?

Hier haben wir uns einige Tatsachen näher anzusehen*).

In Algerien und Tunisien steht normalerweise das XIX. französische Armeekorps. Es zählt etwas mehr als 70000 Mann, besteht etwa zur Hälfte aus Nationalfranzosen, zur anderen Hälfte aus Fremdenlegionären (rund 9000), einigen wenigen Senegalesen und vor allem aus arabischen und berberischen Eingeborenen (Turkos, Zuaven). Für den Fall eines europäischen Krieges war die Verwendung des XIX. Armeekorps an der Ostgrenze Frankreichs vorgesehen. Der Schutz Algeriens sollte dann den von dem Korps abhängigen Reserve- und Territorialformationen zufallen, die planmäßig vorgesehen sind und bei einer Mobilmachung nicht eines Mannes, nicht eines Offiziers des Mutterlandes bedürfen.

Nun hat seit der Besetzung Marokkos durch die Franzosen das XIX. Armeekorps in ständig wachsendem Maße Teile seines Bestandes nach Marokko abgegeben. Als der deutsche Krieg ausbrach, standen vom XIX. Armeekorps in Marokko zwischen 40000 und 50000 Mann, also mehr als die Hälfte des Armeekorps.

Um diesen Zeitpunkt beliefen sich die in Marokko unter französischem Oberbefehl stehenden Streitkräfte auf 80000 bis 90000 Mann**).

*) Die im folgenden skizzierten Verhältnisse Nordwestafrikas sind in ihrer Beziehung zu Deutschland von mir ausführlicher behandelt in meiner Schrift „Nordwestafrika und Deutschland". Andererseits gebe ich hier einiges, was sich dort nicht findet.

**) Die Zahlen schwanken, je nachdem man gewisse irreguläre marokkanische Truppen

3*

Also etwa die Hälfte (etwas mehr als die Hälfte) dieser Streitkräfte war durch Kontingente des XIX. Armeekorps gebildet. Die andere Hälfte bestand zu einem sehr kleinen Teile aus Truppen des französischen Mutterlandes (es waren wenige tausend Mann: 1 Jägerbataillon zu 4 Kompagnien, 9 Batterien und einige technische Truppen); den bei weitem größten Teil dieser Hälfte machten Truppen der Kolonialarmee (rund 20000 Mann) und eingeborene marokkanische Truppen (auch rund 20000 Mann mit Einschluß der irregulären Truppen) aus.

Wiederum den stärksten Teil der in Marokko stehenden Kolonialtruppen (über die Hälfte) machten die „schwarzen Truppen" der Senegalesen aus.

Die Zahlen der marokkanischen Besatzungsarmee haben sich im Laufe der Besetzung rasch verschoben. Anfang 1911 standen in Marokko insgesamt 12132 Mann, Ende Mai desselben Jahres schon 37096 Mann. Am 1. Juli 1912 waren es 48340, am 1. Oktober 1912 schon 55968, Februar 1913 fast 64000 Mann, Januar 1914 schon 76000 und endlich Juli 1914 ohne die irregulären marokkanischen Truppen rund 82000 Mann.

Neben der allmählich stärkeren Heranziehung von Teilen des XIX. (afrikanischen) Armeekorps ist, bei näherer Betrachtung der Bestandteile dieser Zahlen, die rasche Vermehrung der schwarzen Senegalesentruppen sowie der Kontingente marokkanischer Eingeborener (troupes auxiliaires marocaines) bemerkenswert. So sind z. B. die Senegalesen in Marokko von März 1913 bis Juli 1913 von 6000 bis 7000 Mann auf etwa 12000 Mann vermehrt worden. Die regulären marokkanischen Hilfstruppen hatten vor der bekannten Meuterei von Fes im April 1912 aus 6000 Mann bestanden. Die Truppe wurde dann reorganisiert, zunächst auf 2500 Mann herabgemindert, dann aber bald wieder vermehrt, so daß sie, ungerechnet die den Einheiten der marokkanischen Hilfstruppen beigegebenen französisch-algerischen Bestandteile, im August 1913 schon wieder 6200 Mann betrug. Um

---

mit hinzurechnet. Bei der Zahl 80000 sind reguläre marokkanische Truppen eingerechnet; bei keiner der Zahlen (auch nicht bei 90000) sind die marokkanischen Arbeiter und die Angehörigen der scherifischen Mahalla mit inbegriffen.

dieselbe Zeit wurden aber auch schon Abgänge der in Marokko stehenden Teile des XIX. Armeekorps mit Marokkanern ausgefüllt; rechnet man diese und andere unter unmittelbarem französischem Befehl stehende Marokkaner hinzu, so ergab sich im August 1913 schon die Zahl von 12000 Marokkanern, die im französischen Heere in Marokko dienten.
Die Absicht der Franzosen, die sie auch klar aussprachen, war, in Marokko die Senegalesen- und Marokkanertruppen so rasch und so stark wie möglich zu vermehren, um die durch die Besetzung Marokkos verursachte Festlegung von Kräften, die früher für einen europäischen Krieg verfügbar waren, so bald und so weit nur möglich wieder zu vermindern.
Als der Krieg sicher war, richtete die französische Regierung sofort an den General Lyautey die Anfrage, wieviel seiner in Marokko stehenden Truppen er nach Frankreich abgeben könne. Nach glaubwürdigen Nachrichten, die ich noch aus Marokko erhielt — es waren vorläufig die letzten —, stellte General Lyautey dem Mutterlande seinerseits 30000 Mann zur Verfügung.
Die Lage bei Ausbruch des Krieges war nun zunächst die, daß für den Krieg in Frankreich die in Algerien verbliebenen Teile des XIX. Armeekorps, sagen wir rund 30000 Mann, und außerdem die von General Lyautey aus Marokko zur Verfügung gestellten 30000 Mann bereitstanden und aller Wahrscheinlichkeit nach dorthin überführt worden sind. Das sind im ganzen etwa 15000 Mann weniger, als die Franzosen ohne die Besetzung Marokkos zur Verfügung gehabt hätten.
Dies war soeben eine rückschauende Betrachtung. Sehen wir nun aber, an der Seite der obigen Tatsachen, vorwärtsblickend die Verhältnisse des französischen Nordwestafrika näher an. Bei solcher näheren Betrachtung läßt sich denn doch, ohne politische Kannegießerei und ohne den Propheten spielen zu wollen, einiges mit ziemlicher Gewißheit sagen, was anderen über diesen Teil des Islams geäußerten Vorstellungen zur Ergänzung dienen kann.
Was zunächst Algerien und Tunisien angeht, so sind diese Gebiete heutzutage in einem solchen Grade von der französischen Kolonisation durchsetzt, daß für die Franzosen keine Rede davon sein kann, etwa größere Teile des Landes bei einer ausbrechenden Empörung aufzu-

geben. Mit einem deutsch-französischen Kriege und mit der Mitwirkung des XIX. (afrikanischen) Armeekorps an den Vogesen haben die Franzosen immer gerechnet. Die algerischen Verhältnisse, die ganzen Eingeborenenfragen, mit allem, was vom Islam drum und dran hängt, kennen die Franzosen recht sehr genau. Aus diesen Vordersätzen ist für denjenigen, der die tüchtige und gründliche Arbeit kennt, die die Franzosen namentlich in den letzten Jahrzehnten in Nordwestafrika geleistet haben, eine Schlußfolgerung selbstverständlich: Also ist für alle etwa hier möglichen Fälle durchaus gesorgt. Diese möglichen Fälle können kaum irgendeine Bedeutung gewinnen, die für unsern Krieg in Betracht kommt. Trotz des teilweisen Hasses gegen die Franzosen, der in Algerien, namentlich in Südalgerien, zweifellos vorhanden ist, kann es meines Erachtens nur zu wenig bedeutenden, vorübergehenden Schwierigkeiten kommen — wenn es überhaupt dazu kommt —, und mit diesen werden die Franzosen auch bei Abwesenheit des stehenden Heeres bald fertig werden. Die Bereitschaft der Franzosen ist heut eine andere als 1871 angesichts des damaligen Aufstandes*). Auch 1871 hat sich keineswegs ganz Algerien gegen Frankreich erhoben. Heut ist noch viel weniger daran zu denken, daß sich in Algerien „der Islam" gegen Frankreich erhebe. Von vornherein ist zu sagen, daß der Sultan von Konstantinopel in Nordwestafrika, in erster Linie in Marokko, aber dann auch in Algerien und Tunisien, keineswegs die geistliche Autorität genießt, wie in östlichen Gegenden. Sodann sind in Algerien, um zunächst von dem Kern des französischen Besitzes in Nordwestafrika zu sprechen, die Verhältnisse völlig verschieden von den Verhältnissen östlicher Gegenden, z. B. Ägyptens. In Ägypten gibt es ein national-arabisches Leben, eine umfangreiche arabische Presse, lebendige arabische Literatur und Kultur, ein gutes Stück nationaler Geschichte und die nahe Berührung mit einem selbständigen islamischen Staate. Hier in Ägypten ist ein starker Gegensatz

*) Auf diesen Aufstand, der in mannigfacher Hinsicht gerade heute sehr lehrreich ist, kann ich an dieser Stelle nicht näher eingehen. Vgl. Louis Rinn: „Histoire de l'insurrection de 1871 en Algérie". Alger 1891 (671 Seiten). – L.-C. Dominique: „Un Gouverneur Général de l'Algérie: l'Amiral de Gueydon". Alger 1908 (563 Seiten). = „Mémoires de la Société Historique Algérienne", II. — Meine Schrift: „Nordwestafrika und Deutschland", Seite 19, Anmerkung.

gegen England, denn die Ägypter haben ihr eigenes Leben, sie wollen es leben und selbständig ausgestalten. In Algerien ist von einem nationalen Leben der Eingeborenen bisher schlechterdings keine Rede. Es gab hier bis vor wenigen Jahren außer der arabischen Ausgabe des Regierungsblattes, worin Verordnungen und Anzeigen stehen, keine einzige arabische Zeitung! Jetzt sind die kümmerlichen Anfänge einer eingeborenen Presse vorhanden, wie denn auch in den letzten Jahren eine sehr kleine Anzahl von Jung-Algeriern angefangen hat, sich zu regen. Aber diese können nicht plötzlich eine algerische Nation aus dem Boden stampfen. Es gibt keine lebendige arabische Literatur in Algerien; denn ein bis zwei Dutzend arabischer Bücher, die die Algerier im Auftrage der Franzosen fast nur zu Lehrzwecken geschrieben haben, sind doch keine Literatur. Die in gewissen Bezirken Algeriens, z. B. im Aures- und im Dschurdschuragebirge zahlreichen Berber*) haben überhaupt nie eine Literatur, eine höhere Kultur gehabt. Die materiellen Interessen eines sehr großen Teils der algerischen Bevölkerung sind heute durch Stellung im Heere, in der Verwaltung, im Unterricht und in dem von den Franzosen geleiteten mohammedanischen Kultus aufs allerengste mit den Franzosen verknüpft. Der übrige Teil der Bevölkerung steht fast durchweg auf der untersten sozialen Stufe, und auch er ist noch großenteils wirtschaftlich von den Franzosen abhängig. Wie um alles in der Welt sollte denn hier der Gedanke eines allgemeinen Aufstandes des Islams, einer Loslösung von Frankreich Wurzel fassen? Wohin sollten sich denn die Algerier loslösen? Eigene Füße haben sie nicht, auf die sie sich stellen könnten, und an wen sollten sie sich anschließen? An eine Verbindung mit der Türkei werden nicht viele Algerier glauben, und eine andere europäische Macht sich an Stelle der Franzosen zu wünschen, haben die Algerier keine Veranlassung. Und

*) In ganz Nordafrika sind, soweit wir die Geschichte zurückverfolgen können, ursprünglich Berbervölker heimisch, die sich in weitem Umfange, vermischt mit anderem Volkstum oder mehr oder minder rein, bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Ihre Sprache, hamitischer Herkunft (mit der Sprache der alten Ägypter verwandt) und in verschiedene Dialekte zerfallend, wird heute noch in zum Teil sehr ausgedehnten Gebieten, namentlich in Algerien und Marokko, gesprochen. Im übrigen ist in Verbindung mit den Eroberungen des Islams und dem späteren Eindringen arabischer Stämme Arabisch in Nordafrika zur Herrschaft gelangt.

etwas Geschichte kennen auch die Algerier, und zwar obenein eine Geschichte, die sie wesentlich aus französischen Büchern kennen. Frankreich ist 1870/71 gegen Deutschland unterlegen. Deswegen ist doch der algerische Aufstand 1871 bald unterdrückt worden, deswegen ist doch die französische Herrschaft in Nordafrika unvermindert bestehen geblieben, ja hat sich dauernd gewaltig ausgedehnt, ausgedehnt auch gegen den Widerstand Deutschlands. Das Schicksal Marokkos hat in der Islamwelt eine laute Sprache geredet. Nun mag wirklich Frankreich noch einmal Niederlagen in Europa erleiden — der Algerier sieht daraus noch nicht, wie sich das Schicksal seines Landes ändern könne.

Vor kurzem ging ein interessanter arabischer Brief eines Algeriers an den Sultan von Konstantinopel durch meine Hände. Der Mann sagte: Die Ausrufung des heiligen Krieges habe sie, die Algerier, sehr interessiert, aber sie fürchteten sich vor den Franzosen, von denen sie getötet werden würden, wenn sie mittäten. Das ist ganz typisch.

In Tunisien liegen die Dinge etwas anders als in Algerien. Hier sind etwas ältere und etwas stärkere Anfänge eines nationalen Lebens da. Immerhin sind es auch nur Anfänge. Eingeengt zwischen dem der Propaganda jetzt verschlossenen Tripolitanien und dem nicht genügend vorbereiteten Algerien ist Tunisien auf sich gestellt. Und es selbst ist noch nicht gereift genug. Für ein nationales Algerien-Tunisien ist der Krieg zu früh gekommen!*)

Nun aber Marokko. War nicht gerade dieses Land eine Hochburg des Islams, ist es nicht eben erst niedergeworfen — noch nicht einmal ganz —, ist nicht das Blut von Marokkanern vor kurzem noch dort in Strömen geflossen, müssen nicht Haß und Hoffnung nun dort auflodern?

Dennoch zweifle ich sogar Marokko gegenüber, daß es hier zu einer ernsten allgemeinen Erhebung kommen wird.

Als ich im Jahre 1908, von einem erneuten längeren Aufenthalt in Marokko zurückgekehrt, in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung einen Vortrag über Marokko zu halten hatte, trat ich

---

*) Vgl. auch André Servier: „Le Péril de l'avenir. Le Nationalisme Musulman en Égypte, en Tunisie, en Algérie. Constantine 1913.

falschen Vorstellungen, die man damals vielfach von Marokkos Widerstandskraft gegenüber französischem Vordringen hatte — Vorstellungen, die auch mein verewigter Freund Theobald Fischer teilte —, entgegen. Ich sagte, wie es kommen würde und müßte; ein wirklicher Kenner des Landes, der dem Vortrage zufällig beiwohnte, äußerte sich mir gegenüber, daß er jedes Wort, das ich gesagt, unterschriebe; es kam dann auch genau so. Man kann sich heute über Marokko viel kürzer fassen. Marokko hat in den letzten Jahren gezeigt, über welche völkischen und sittlichen Kräfte es verfügt, vielmehr nicht verfügt. In der „Kölnischen Volkszeitung" schrieb unlängst ein Forscher, der den östlichen Islam gut kennt, den Verhältnissen Nordafrikas aber fern steht, wörtlich folgendes: „In Französisch-Nordafrika beginnt es sich zu regen: nach neuesten Nachrichten tragen Flugblätter eine Gärung in die Bevölkerung, bei welcher in besonders starker Weise die Liebe zum heimatlichen Boden und zum angeborenen Volkstum angerufen wird; ist doch der völkische Gedanke in Nordafrika in weit stärkerem Grad wirkend als in den ostislamischen Ländern." Hier sind die Dinge geradezu auf den Kopf gestellt, und diese Äußerung zeigt, wie vorsichtig man mit allgemeinen Urteilen über Verhältnisse sein muß, die man nicht näher kennt. Das ist ja eben das Charakteristische für Marokko und andere Gebiete Nordafrikas, was einem auf Schritt und Tritt überall entgegentritt, daß von einem völkischen Gedanken hier ganz und gar und durchaus keine Rede ist. Marokko hat das getan, was Algerien getan hat, in weniger Jahren als jenes in Jahrzehnten: es nimmt das französische Gold, trägt die Waffen für Frankreich gegen die eigenen Volksgenossen und drängt sich in Scharen zu den französischen Schulen. Die Meuterei der marokkanischen Truppen in Fes im April 1912 kann so leicht ein bequemes Schlagwort abgeben, mit dem man an den wirklichen Verhältnissen vorbeiredet — wenn man nämlich nicht weiß oder nicht sagt, daß es sich damals um eine ganz beschränkte Revolte, wie es scheint aus kindischen Beweggründen, handelte, daß andere Teile der marokkanischen Truppen mitsamt ihren eingeborenen Führern treu blieben, französische Offiziere retteten, auf die Aufrührer feuerten und am nächsten Tage in geschlossenen Kompagnien mit den Franzosen gegen die aufständischen Truppenteile marschierten. Seitdem

haben die marokkanischen Soldaten noch viel mehr die ihnen unter scherifischem Befehl unbekannt gewesenen Vorteile anständiger Beköstigung und Bekleidung, regelmäßiger Soldzahlung und der Aussicht auf Pension schätzen gelernt. Die allmähliche Unterwerfung Marokkos, Stamm auf Stamm, Gebiet auf Gebiet, ist vor allem erfolgt dadurch, daß nicht nur Mohammedaner gegen Mohammedaner, ich meine Algerier (fast die Hälfte des XIX. Armeekorps besteht aus Eingeborenen!) gegen ihre marokkanischen Brüder, sondern Marokkaner gegen Marokkaner gekämpft haben, sowie dadurch, daß die durch Besitztum, Rang oder religiösen Einfluß hochstehenden Marokkaner gegen gutes französisches Geld ihren Volksgenossen klargemacht haben, daß es für sie besser und auf jeden Fall Allahs Wille sei, daß sie sich mit Frankreichs Herrschaft befreundeten.
Meint man denn wirklich, Marokko werde sich in dem jetzigen Kriege anders orientieren? Die Wahrheit über das, was wirklich vorgeht, geht dem Lande ja auf leichten und sicheren Wegen zu. Die Kunde davon, daß die Türkei im Bunde mit Deutschland gegen die Feinde des Islams sich erhoben hat, ist selbstverständlich auch hier längst vernommen, und man wird ihr lauschen. Arabische Flugblätter mit der Verkündigung des heiligen Krieges sind schon ins Land gelangt. Sicherlich wird man, wenn auch der Sultan von Konstantinopel hier nicht der oberste geistliche Befehlshaber ist, dieser gewaltigen Kunde lauschen. Sicherlich werden in einzelnen Teilen der Bevölkerung des Landes Haß, Fanatismus und die unbestimmte Hoffnung, das Land könne die verhaßten Christen wieder hinauswerfen, aufgeregt werden können. Ich glaube trotzdem, daß der größere Teil der Bevölkerung nach dem, was er erlebt hat und was er von Algerien weiß, diese Hoffnung nicht teilen wird. Er wird nicht glauben, daß der Krieg auf das Schicksal Nordafrikas einen Einfluß haben wird. Von Deutschland erwartet Marokko kaum noch etwas für die Wiederherstellung seiner Unabhängigkeit — da mag auf unseren Schlachtfeldern geschehen, was da wolle, und da mag über unseren Krieg in Marokko erzählt werden, was da wolle. Meint man aber, den Marokkanern sei darum zu tun, statt der Franzosen die Deutschen zu Herren im Lande zu haben?
Man lasse sich durch Nachrichten, die jetzt über Marokko in Umlauf sind,

nicht täuschen. Solche Nachrichten sind großenteils unverbürgt. In Gebieten, wo auch vor dem Kriege noch gekämpft wurde, wird jetzt selbstverständlich erst recht gekämpft, und von hier ausgehend kann eine Bewegung selbstverständlich sich auf andere Teile Marokkos ausdehnen. Dazu scheint der Anfang da zu sein. Aber von hier ist ein weiter Weg bis zu einer allgemeinen Erhebung. Es fehlt eben hier alle Vorbereitung, alle wirkliche Organisation.

Ein Aufstand des Islams in Marokko könnte unsere Schwierigkeiten in diesem Kriege sogar vorübergehend vermehren. In Marokko hat die französische Kolonisierung, trotz der außerordentlichen Tätigkeit, die die Franzosen in den letzten Jahren entwickelt haben, das Land selbstverständlich längst noch nicht in dem Grade durchdrungen wie in Algerien und Tunisien, sie hat im Innern mehr oder minder erst vereinzelte Punkte oder Gebiete erfaßt. Bei einer Aufstandsbewegung in Marokko wäre es für die Franzosen möglich, das Innere des Landes großenteils von den Kolonisten räumen zu lassen und sich für die militärische Besetzung auf kleine Gebiete zu beschränken. Dann würde Frankreich mit viel weniger Truppen in Marokko auskommen und könnte weitere Truppen nach Frankreich abgeben. In Marokko würde aber zunächst nichts weiter herauskommen als allgemeine Anarchie.

In dem furchtbaren, uns auferlegten Kampfe hat Deutschland von dem Islam Französisch-Nordwestafrikas meiner festen Überzeugung nach nichts zu erwarten. Es kann etwas erwarten von dem Islam anderer Gebiete. Die Türkei ist in die Schranken getreten. Das ist eine hervorragend wichtige Tatsache, aus der Einwirkungen auf den Krieg und auf die Gestaltungen nach dem Krieg möglich sind. Hierher, nach dem Osten, müssen wir den Blick richten, hier müssen wir den Blick schärfen, zunächst so genau wie möglich sehen, was wirklich ist, und dann mit Anspannung aller unserer Kräfte, mit Ausnutzung aller Möglichkeiten jede Einwirkung, die von unserer Seite möglich ist, einsetzen.

Die Türkei, die „zentralische Sonne" des östlichen Islams, ist ein Staat, mit dem wie Ägypten so Arabien, Persien und über Persien Afghanistan und die nordwestlichen mohammedanischen Distrikte Indiens in ununterbrochener räumlicher Verbindung stehen. Hier handelt es

sich um Völker, die da sind, die ein nationales Leben leben wollen, die frei sein wollen und die — ein Teil von ihnen hat es schon bewiesen — der Regeneration auch fähig sind. Hier kann, unter Verhältnissen, wie sie noch nie dagewesen sind, ein großes Neues geschaffen werden. Afghanistan, dessen rühriger Fürst in der letzten Zeit soviel für die Hebung seines Landes in kultureller und militärischer Hinsicht getan hat, ist frei; Persien kann jetzt zunächst die Russen hinausweisen; ein großer Dreibund: Türkei-Persien-Afghanistan ist jetzt möglich. Eine solche zusammenhängende islamische Macht, in enger Verbindung mit einem unter deutscher Führung stehenden Mitteleuropa, könnte seiner Feinde dauernd ledig sein, eine neue Kultur und die fruchtbarsten wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen könnten für diese von fremdherrlichem Druck befreiten Länder aufblühen. Diese neue Gestaltung würde um so mehr Bestand haben können, als Deutschland ja wirklich keinen Territorialbesitz im Osten erstrebt und lediglich die eben genannten Beziehungen mit der Türkei und dem Osten ausbauen will.

Der Erreichung eines so hohen Zieles könnten sich freilich mancherlei Schwierigkeiten in den Weg stellen. Nicht bloß, daß England und Frankreich innerhalb der hier in Betracht kommenden Gebiete des vorderen Orients immerhin einigen Anhang, auch unter Mohammedanern, besonders aber unter Christen (Syrien, Palästina) haben, auch sonst liegen die Verhältnisse nicht so ganz einfach. Der türkische Sultan ist ja der Kalif, das geistliche Oberhaupt weitester Gebiete des Ostens, auf das sich die Augen dieses Teils der Welt des Islams richten. Aber doch besteht hier das Schisma zwischen den Sunniten und dem auch recht erheblichen Teil der Schiiten (in Persien). Für jetzt scheint es ja, daß dieser Gegensatz überbrückt worden ist. Die ganzen religiösen Beziehungen, die sich aus dem Kalifat herleiten, würden aber wenig besagen, wenn nicht der Kalif gleichzeitig auch das Haupt eines politisch selbständigen Staates mit realen Machtmitteln wäre. Das ist ein springender Punkt. Eine andere, wahrscheinlich entscheidende Tatsache ist die: In Ägypten ist unter zehn Millionen Mohammedanern eine nationale Bewegung genügend vorbereitet, um in dem jetzigen Augenblick ein gewaltiger Faktor der Entwicklung zu sein. Die Türkei und Ägypten sind in diesem Augenblick wie zwei elektrische Pole: es ist

möglich und zu hoffen, daß hier jetzt der Funke überspringt, der einen größeren Brand im Orient einleitet.

Es ist hier nicht der Ort, über die nationale Bewegung in Ägypten, die sich in einer ausgebreiteten Publizistik und einer höchst bedeutenden nationalen Literatur ausprägt, ausführlicher zu handeln. Wie sehr die Engländer hier gehaßt sind, wissen die, welche mit Eingeborenen Fühlung haben und die arabische Presse lesen können; davon kann man sich aber auch z. B. ein Bild machen aus der Zeitschrift „La Patrie Egyptienne, Organe mensual de l'émancipation égyptienne", die bis vor kurzem in Genf erschien.*) Was die äußeren Machtmittel angeht, die der nationalen Bewegung in Ägypten zur Seite stehen, so liegen die Verhältnisse nicht allzu ungünstig. Zwar hat England die ägyptischen Soldaten entwaffnet; aber es ist Grund zu der Annahme vorhanden, daß es nicht alle im Land befindlichen Waffen in seine Hand bekommen hat. Jene zehn Millionen Mohammedaner wollen gegenüber 20000 Engländern (neben denen 63000 Griechen und 35000 Italiener die hauptsächlichsten europäischen Bevölkerungsmassen bilden) immerhin etwas sagen, auch gegenüber den ins Land gerufenen fremden Hilfstruppen. Denn diese Bevölkerung kann und wird sich die Hand reichen einerseits mit den als Befreier des Islams an der östlichen Grenze Ägyptens stehenden Türken, andererseits mit den vom Westen heranrückenden Streitmächten, die der Senussiorden aufgeboten hat, sowie mit anderen Kräften, welche die zu religiösem Aufstand mehr als geneigte Heimat des einstigen Mahdi vom Süden her jetzt schon entbietet.

Mit der größten Spannung wird man auf den Kampf blicken, den der Islam jetzt um Ägypten begonnen hat. Es wird ja ein furchtbares Ringen sein, auf das die Engländer sich wohl eingerichtet haben, und in dem sie, im Bewußtsein der gewaltigen Tragweite seines Ergebnisses, ihre ganze Kraft entwickeln werden. Mag der Ausgang dieses Kampfes zunächst ungewiß sein: es ist doch von der größten Bedeutung, daß der Kampf

*) Interessante Auszüge aus dieser Zeitschrift finden sich in Heft 2/4 der von mir herausgegebenen „Welt des Islams" („Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde"), Seite 362 ff. Das Heft dürfte bei Ausgabe der vorliegenden Schrift eben erschienen sein.

gegen England an einem der lebenswichtigsten Punkte seiner Weltherrschaft entbrannt ist. In diesem Bewußtsein wird man die Anstrengungen gerade nach dieser Seite hin verdoppeln, und auch von deutscher Seite wird man alles tun, um zu einem Gelingen des Kampfes an diesem Hauptpunkte mitzuhelfen. Auch das ist ja dabei von Bedeutung, daß Englands Kräfte hier in hohem Grade festgelegt werden, sodaß unter allen Umständen eine für uns günstige Einwirkung auf die übrigen Verhältnisse des Krieges zu erwarten ist.

Wie sich die Verhältnisse in Indien, diesem auch so wichtigen Teile der englischen Weltherrschaft, entwickeln werden, müssen wir zunächst dahingestellt sein lassen. Wir haben in Deutschland meist eine zu wenig genaue Kenntnis der indischen Zustände. Mit einer Erhebung der mohammedanischen Stämme im indischen Nordwesten ist immerhin zu rechnen. Und auf der anderen Seite ist auch die Möglichkeit durchaus vorhanden, daß eine Verbrüderung zwischen Mohammedanern und Hindus in Indien gegen England zustandekommt.

Aber noch in einem anderen höchst wichtigen Punkte hat der Islam, genauer gesagt die Türkei, Aussicht, auf die Entwicklung des Krieges und eine wesentliche Neugestaltung der Verhältnisse nach dem Kriege entscheidend einzuwirken, nämlich gegen Rußland. In Ost- und Südrußland leben über 14 Millionen Mohammedaner. Ein größerer Teil von ihnen ist türkischen Stammes; völkisch besonders tüchtig und aufstrebend, haben sie in Kasan an der Wolga einen bedeutenden geistigen Mittelpunkt. Die mohammedanischen Stämme im kaukasischen Grenzgebiet, wo die Türken ja schon ihren Einmarsch begonnen haben, werden nach Möglichkeit das türkische Vorgehen unterstützen. Andererseits wissen wir, wie sehr die Ukrainer ihre Loslösung vom moskowitischen Joche ersehnen, und daß sie mit den Türken bereits Verhandlungen angeknüpft haben, um durch türkische Mitwirkung ihre nationale Unabhängigkeit zu erringen. Es liegt im Bereich naher Möglichkeit, daß die Türken mit Unterstützung mohammedanischer Stämme vom Kaukasus her in Südrußland eindringen; sie können sich auch zu Herren des Schwarzen Meeres und seiner nördlichen Gestade machen und dann auch von dieser Seite her einen Einmarsch nach Südrußland, nach den ukrainischen Gebieten hin, unternehmen. Es kann dann unter Mit-

wirkung der Ukrainer und von Mohammedanern Südrußlands gelingen, die Ukraina zu besetzen. Bei der hohen wirtschaftlichen Bedeutung, die diese Provinz für Rußland besitzt — in der letzten Zeit ist öfter davon die Rede gewesen —, wäre dies ein gewaltiger Erfolg gegen Rußland; in Verbindung mit Erfolgen Deutschlands und Österreich-Ungarns wäre die Bezwingung auch des Kolosses Rußland damit in greifbare Nähe gerückt. —

Die Frage der Umgestaltung der politischen Verhältnisse nach einem für uns glücklichen Kriege ist überaus verwickelt. Meines Erachtens ist es ganz ausgeschlossen, daß Tunisien, Algerien und Marokko selbständige mohammedanische Staaten werden können. Diese Länder sind nicht reif dazu. Dagegen, daß Deutschland etwa Algerien in Besitz nähme, sprechen eine Reihe von Gründen. Wir hätten ungeheure Lasten und Mühen davon, kaum nennenswerte Vorteile, und es wäre der Keim gelegt zu ewiger neuer Fehde mit Frankreich. Nordafrika ist für die nationale Energie der Franzosen ein zweites Frankreich; das Herz dieses zweiten Frankreich ist Algerien; wir würden durch Besitzergreifung von Algerien eine Art Zertrümmerung Frankreichs vornehmen, die, wie es scheint, nicht in unserem Interesse liegt.

Sollen wir Marokko nehmen? Trotz allem, was uns dazu reizen könnte, wäre es wohl auch gut, wir verzichteten auf den Besitz Marokkos. Wertvoll könnte allerdings die Besetzung eines Teiles von Marokko sein, und zwar eines Teiles im Südwesten, mit den guten Häfen Mazagan und Agadir an der atlantischen Küste. Diese Häfen an sich schon wären uns wertvoll. Im Hinterland dieser Küstenstrecke sind sehr erhebliche deutsche Interessen in Landbesitz, Handel und Bergwerksansprüchen begründet. Den Schutz dieser Interessen würden wir am wirksamsten selbst übernehmen. Von solcher deutschen Zone in Marokko aus könnten wir auch besser als von Berlin aus auf die Franzosen wirken, damit sie Verpflichtungen, die sie zur Wahrung deutscher wirtschaftlicher Interessen übernommen haben, auch innehalten. Von hier aus könnten wir auch, dank der Eigenart der Bevölkerungsverhältnisse Nordwestafrikas, im Notfall einen wirksamen Hebel auf das übrige Nordwestafrika einsetzen. Wollten die Franzosen noch einmal Algerier, Marokkaner und Senegalesen gegen uns mar-

schieren lassen, so könnten wir ihnen von hier aus das Konzept in Zukunft gründlicher verderben als diesmal. Die Organisation dieser deutschen Zone müßte freilich mit viel Umsicht und Vorsicht erfolgen, und vor allem müßte auch wegen unserer allgemeinen Stellung zum Islam klar bleiben, daß wir Eroberung und Beherrschung islamischen Landes nicht wollen, daß wir etwa nur Pächter, nur eine Grenzwacht sind, die jetzt schon und noch mehr in Zukunft den Interessen des Islams nützlich werden kann.*)

In Marokko gibt es freilich noch einen besonderen Punkt, über den nach dem Kriege noch besonders die Rede sein kann: Tanger. Die völkerrechtlichen Verhältnisse Tangers sind noch nicht geregelt. Die bisherige Behandlung dieser Frage barg, worauf vorurteilsfreie Franzosen von selbst hingewiesen haben, die Möglichkeit neuer Verwicklungen in sich. England, Frankreich und Spanien berieten seit langer Zeit, ohne zu Ende zu kommen, das Statut von Tanger. Deutschland wurde nicht gefragt, genau so wie 1904 Frankreich bei seinen Marokkoplänen und seinen Abmachungen mit England und Spanien über Marokko sich um Deutschland nicht kümmern zu brauchen glaubte. Damals hat Deutschland zum Ausdruck gebracht, daß es gleichfalls Interessen in Marokko habe und daß ihm an deren Sicherung gelegen sei. Nach Vollendung des Statuts von Tanger hätte Deutschland sagen können, daß es mit dieser Regelung keineswegs einverstanden sei. Die Ergebnisse des jetzigen Krieges werden es hoffentlich gestatten, daß Deutschland in einem internationalen Tanger mindestens dieselbe Rolle spiele wie England, Frankreich und Spanien. Deutschland sollte an der Überwachung der Internationalität Tangers und der Meerenge von Gibraltar einen Anteil haben, der ins Gewicht fällt.

In Französisch-Nordwestafrika würde endlich noch ein Gebiet ein besonders schwerwiegendes Problem darstellen: Tunisien. Man weiß, welches Interesse Italien früher diesem Lande entgegenbrachte. Der Besitz des an Tripolitanien anschließenden, Italien gegenüberliegenden Tunisien, mit seiner starken italienischen Bevölkerung, mit seinem wichtigen Kriegshafen Bizerta, würde für Italien einen gewaltigen

*) Näheres über diese ganze Frage siehe in meiner Schrift: „Nordwestafrika und Deutschland", Seite 25 ff.

Machtzuwachs bedeuten, der noch größer sein würde, wenn auch Malta dazu käme. Je nach der politischen Stellung, die Italien dann einnehmen würde, wären die verschiedensten Gruppierungen der Mächte und die verschiedensten Machtverteilungen im Mittelmeer möglich. Wäre und blieb dann Italien ein treues, zuverlässiges Glied des Dreibundes oder eines größeren mitteleuropäischen Bundes, so wäre es mit Englands Mittelmeerherrschaft vorbei. Schlüge sich einmal Italien zu England, — so wäre ein Zustand da, schlimmer als jetzt.

Was den Osten angeht, so müßten wir ohne Zweifel für ein freies, national selbständiges Ägypten eintreten. Freie Entwicklung ihres eigenen Lebens ist ja hier wie in der Türkei und den anderen Gebieten des östlichen Islams, die sich jetzt erheben, die Triebkraft der Bewegung. Wir schädigen unsere Feinde um so mehr, als wir diese Selbständigkeit der islamischen Staaten unterstützen. Dürfen wir aber als christliche Kulturnation in dieser Weise für den Islam eintreten? Werden allein schon die rein wirtschaftlichen Verhältnisse von den Mohammedanern in genügend sichere, eine kraftvolle Entwicklung verbürgende Bahnen gelenkt werden? Wie steht es mit der Kulturfähigkeit des Islams? Hat man nicht z. B. von der Türkei gesagt, sie habe wirkliche Werte der Kultur in Europa nie geschaffen, wohl aber alte Kulturländer verwüstet, die Völker niedergehalten und am Aufblühen verhindert, sodaß also die religiösen Töne, die der Balkanbund zur Befreiung der unter dem Joche der Ungläubigen seufzenden Brüder angeschlagen habe, wohl berechtigt gewesen seien, ebenso wie der Wunsch, daß der Halbmond verblassen und wieder in hellem Glanze das Kreuz auf der Hagia Sophia erstrahlen solle?

Hier sind Fragen angeschnitten, die in verwickelte und weitreichende Zusammenhänge hineinführen. Ihre genaue Beantwortung würde eine umfangreiche Darstellung notwendig machen. An dieser Stelle kann es sich nur um die Aufweisung einiger Richtlinien handeln.

Wie wenig der Islam an sich kulturfeindlich ist, und wie wenig mit dem Christentum an sich Kultur notwendig verknüpft ist, zeigt einerseits die hohe Kulturblüte, die in islamischen Staaten vielfach geherrscht hat, z. B. in Spanien im Mittelalter, andererseits der Tiefstand, der auch da vielfach bestand, wo christliche Lehre herrschte, vor allem im Orient.

Wer in solchen islamischen Kulturstaaten die Träger der Kultur waren, ist eine Frage für sich;*) die Hauptsache ist, daß der Islam tatsächlich die Entfaltung hoher Kultur nicht gehindert hat. Eine interessante umfangreiche Behandlung könnte auch die besondere Tatsache erfahren, wie frei sich in islamischen Staaten, auch in solchen, die weitab von der Kultur zu liegen schienen, andere Bekenntnisse, namentlich auch die christliche Kirche, bewegen und entfalten konnten. Sollte das, was im Mittelalter und unter Verhältnissen, wo von „europäischer Kultur" nicht die Rede sein konnte, möglich gewesen ist, nicht auch jetzt in modernen islamischen Staaten, die die Berührung und Durchdringung mit europäischer Kultur wollen, möglich sein? Die Türkei hat den Willen gezeigt, sich aus sich selbst heraus neu aufzubauen; in Ägypten, in Syrien ist seit langem ein national-arabischer „Aufschwung" da, der immer inhaltreicher geworden ist; es regen sich ernste, tüchtige Kräfte, man will wachsen und werden, aus sich heraus. Wir haben kein Recht, diesen Völkern die Fähigkeit selbständiger politischer Entwicklung abzusprechen. Wir haben das Recht, an die Entwicklung dieser Völker auf Grund ihres ernsten Strebens, auf Grund ihres jetzt schon tüchtigen Könnens zu glauben. Auch diese Völker werden ihre Schule durchzumachen haben. Stehen sie nicht sogleich vollendet da, so werden sie schon vorwärts kommen; das können sie aber erst, wenn sie auf eigene Füße gestellt werden. Wir können ihnen gewähren, was andere Nationen ihnen aus politischen Eigeninteressen heraus verwehren. Aus diesem unserem Verhältnis zum Islam heraus, da wir keine territorialen Ansprüche erheben, kann sich ein überaus fruchtbares kulturelles und wirtschaftliches Verhältnis zwischen Deutschland und den Islamstaaten ergeben — so wie es jetzt schon zwischen Deutschland und der Türkei der Fall ist —, und dies Verhältnis kann beiden Teilen, insbesondere auch eben der kulturellen und wirtschaftlichen Fortentwicklung der Islamstaaten zu höchstem Vorteile gereichen.

Kulturträger sind in den orientalischen Gebieten, um die es sich handelt, in hohem Maße vorhanden. Neben den Türken stehen die Araber, darunter die rührigen christlichen Araber Syriens, die in allen Teilen

*) Vgl. z. B. Schabinger: „Die Kulturträger in den Maurischen Staaten" in „Die Welt des Islams", Band 1, Heft 2, Seite 109–126.

der Welt, so insbesondere in Amerika, Beweise ihrer Tüchtigkeit geben. Daneben Arier, wie die Armenier, ferner die Kurden und Perser, von denen die letzteren mit uns Deutschen allem Anschein nach näher verwandt sind, als mit irgendeiner der andern großen indogermanischen Volksgruppen. Für die Betätigung aller dieser Elemente und Nationen, auch der christlichen, ist in modernen islamischen Staatsgebilden vollkommen Raum, so gut wie bei uns Juden sich frei bewegen und betätigen.

Daß die Mohammedaner in den islamischen Kulturländern (von den Negerländern sprechen wir hier nicht) zum Christentum herübergeführt werden könnten, wagen bei uns die glaubensfestesten Missionsfreunde nicht zu hoffen. Diejenigen unter uns, die bei warmem religiösem Bedürfnis sich konfessionell nicht gebunden fühlen, können auch im Islam große und tiefe Werte sehen. Es gibt sicherlich bei uns sehr verschiedene Formen des Christentums. Genau so gibt es, und kann es weiter geben, verschiedene Formen des Islams, und auch hier kann es vorwärts gehen zu Höherem. „Wenn Islam Gott ergeben heißt, im Islam leben und sterben wir alle", hat Goethe gesagt. Dieser Große, in dessen Fußstapfen wir doch gerne gehen, hat sich besonders gern und tief in die Gedankenwelt des Islams versenkt. Manches gute Wort hat er darüber gesagt. Insbesondere in seinem „Westöstlichen Diwan" hat er der Verbindung des Geistes des Westens mit dem des Ostens einen wundervoll tiefen Ausdruck gegeben. Da sehen wir den Geist dieses Ostens als einen uns nicht fremden. Und wenn wir nun weiter in dem furchtbaren uns auferlegten Streite mit Beten vor Gott den Gerechten treten, so tun wir es weiter mit reinem Gewissen, in dem Goetheschen Sinne:

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident,
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.
Er, der einzige Gerechte,
Will für jedermann das Rechte.
Sei von seinen hundert Namen
Dieser hochgelobet! Amen.

4*

IV.

Das russische Problem

von George Cleinow, Herausgeber der Grenzboten:

Bei der unendlichen Fülle von Problemen, die durch den Ausbruch des Krieges aktuell geworden sind, drängt sich jedem von uns das ihm zunächst liegende leicht in den Vordergrund und wird ihm zum beherrschenden über die andern auch dann, wenn es tatsächlich nur in die zweite oder gar dritte und vierte Reihe gehört. Ein solcher Zustand führt selbstverständlich zur Zersplitterung der Ansichten, und wenn es zur Entscheidung drängt, kann es vorkommen, daß irgendeine Zufallsstimmung eine Frage dritter Ordnung in den Vordergrund schiebt, während echte Lebensfragen mehr dilatorisch behandelt werden. Eben darum ist es Aufgabe der Publizistik, immer wieder auf die Grundlagen, auf die großen Entwicklungsreihen zurückzuweisen und zu zeigen, wie an sie erst die Einzelfragen sich angliedern, wie aus ihnen die Nebenfragen, und mögen sie noch so bedeutsam für bestimmte Teile des Vaterlandes und Kreise der Volksgenossen sein, gewissermaßen herauswachsen.

Die Eigenart des Weltkrieges bringt es mit sich, daß wir, während um wirtschaftliche Freiheiten, um die Anerkennung unserer Flagge auf dem Meere gerungen wird, daß wir zugleich gezwungen sind, unsere primitivsten Rechte als Volk, als Nationalität auf dem Kontinent zu verteidigen. Neben der Freiheit unseres Handels auf dem Weltmeer müssen wir für die Sicherheit unserer nationalen Grenzen in Mitteleuropa sorgen, nachdem die beiden großen Weltmächte, das seegewaltige England und Rußland mit seiner zusammenhängenden Landmasse, sich vereinigt haben, uns mit Hilfe ihrer Vasallen Frankreich, Belgien, Serbien, Montenegro, Japan, Portugal und wie sie alle heißen, zu erdrücken.

Das sind die beiden Grundprobleme: **Freiheit der Flagge auf allen Meeren und Schutz der nationalen Kultur.** Beide müssen durch den Krieg so entschieden werden, daß für ein Jahrhundert weder

im Osten noch im Westen, noch auch bei uns das Bedürfnis zu einer gewaltsamen Änderung der Verhältnisse entsteht. Neben die beiden Hauptprobleme treten als Probleme zweiter Ordnung die Entscheidungen darüber, was im einzelnen mit Belgien oder Serbien und Frankreich und Montenegro geschehen soll, wie sich die Beziehungen der uns befreundeten Staaten ebenso wie der Deutschen in späterer Zukunft gestalten sollen. Konkret ausgedrückt: England muß niedergeworfen werden und Rußland, das ist die Vorbedingung für alles weitere, — alles andere sind Fragen fernerer Zukunft, die sich nur entscheiden lassen, wenn wir imstande sind, den Grad zu ermessen, um den wir den niedergeworfenen Hauptgegnern überlegen geblieben sind, wenn auch die anderen Völker und Staaten, heimliche und offene Gegner, Freunde und Interessenten erkennen können, was sie an uns haben.
In diesem Rahmen sei hier in Form einer kurzen Skizze das russische Problem in seiner Bedeutung für den Kriegsausgang erläutert.

* * *

Die Aufgabe des Krieges für unsere Feinde hat England von seinem engen Krämerstandpunkt aus gestellt: Niederwerfung der deutschen Kultur, dieses Gebildes aus Arbeitsfreudigkeit, Gemeinsinn, Zuverlässigkeit und Klugheit. Um diesen Preis hat es für seine Politik auch die Mitwirkung Rußlands und der Russen gewonnen, zu deren eigenem Verderb.
Noch kurze Zeit vor Ausbruch des Krieges waren es in Rußland nur einzelne Personen, die den Krieg gegen Deutschland schürten; die lebten in der Gedankenwelt Ignatijews, und der Besitz Konstantinopels war ihnen ein nationales Ziel, um das wohl die Welt in Brand gesetzt werden dürfte. Jeder halbwegs klar Denkende in Rußland ist sich aber dessen bewußt gewesen, daß Staat und Volk den Frieden brauchten und daß beide nur im Frieden befähigt sein würden, Rußland innerlich und äußerlich auf den Stand zu bringen, der seiner territorialen Größe und der Zahl der Bevölkerung entspräche. Diese Denkenden konnten aber schließlich durch den Hinweis betört werden, daß der deutsche Kaiser in einem Ausbruch von Cäsarenwahnsinn der ganzen Welt den Krieg

erklärt habe und daß es gelte, sich gegen diesen Wahnsinn zur Wehr zu setzen, der darauf ausgehe, Rußland, das schon durch den letzten Handelsvertrag in die wirtschaftliche Abhängigkeit von Deutschland geraten sei, nunmehr wirtschaftlich vollständig zu unterjochen. Fehlte somit von vornherein eine nationale Begründung für den Krieg, so konnte sie doch nach Kriegsausbruch in das Volk getragen werden: die Verteidigung der bedrohten wirtschaftlichen Selbständigkeit. Mit andern Worten: die russischen Kriegstreiber vermochten dem Kriege erst eine gewisse Volkstümlichkeit zu geben, nachdem ihre Bundesgenossen uns längst überfallen hatten. Der bei uns so gefürchtete Panslawismus war also nicht verbreitet und stark genug gewesen, um alle russischen Völker mit kriegerischem Geiste gegen uns zu füllen. Es mußte ein anderes Moment hinzutreten.

Fehlt aber die nationale Grundlage für den Krieg als ideelles Moment bei den Russen, so bleibt nach Gesagtem nur die händlerische, die sich mit dem Industrieimperialismus deckt. Tatsächlich sind es auch in Rußland die Kreise des internationalen Großkapitals, also dieselben, die Frankreich und Belgien zu diesem Überfall auf Deutschland verleitet haben, die dem Lande und den russischen Völkern den Krieg aufnötigten. — Damit soll nicht gesagt sein, daß alte slawjanophile Ideale und früher im Vordergrunde stehende Ideen nicht mitgewirkt hätten, um den Brand zu entfachen, aber sie haben eben nur mitgewirkt. Selbst die Dardanellenfrage, der Besitz der Haja Sofija, die Zertrümmerung der Türkei sind gegenüber der wirtschaftlichen Vernichtung Deutschlands und Fesselung des Deutschtums Nebenfragen geworden, die sich von selbst erledigen nach Lösung der Hauptaufgabe. Der Panslawismus — so ehrlich er von der russischen Armee in dem gebildeten Teil ihrer Offiziere vertreten wird —, er ist für den heutigen Krieg und seine Förderer in Rußland, Frankreich und Belgien lediglich das Mäntelchen, um den Industrie-Imperialismus des in Rußland maßgebenden ausländischen Großkapitals zu verschleiern.

In Deutschland hat eine solche Auffassung im allgemeinen noch keinen Boden. Das große Publikum stellt sich, gestützt auf die Berichte der Presse über die Deklamationen eines Blattes wie der Nowoje Wremja, das russische Volk in einer gewaltigen nationalistischen Ekstase vor und

übersieht, daß diese, von skrupellosen Drahtziehern angefacht, doch in erster Linie die innern Gründe für den Kampf gegen alles Deutsche den Deutschen selbst verschleiern soll.

Hieraus folgte dann ein bedeutungsvoller Fehlschluß: Wie man sich einer gewaltigen nationalen Erhebung der Moskowiter gegenüber zu stehen glaubte, so folgerte man, daß dieser Erhebung eine entsprechende von den unterjochten Völkerschaften entgegentreten müsse, und nachdem man sich in seinen Hoffnungen betrogen sieht, werden allerhand äußere Gründe zur Erklärung dafür angeführt, wenn eine Erhebung nirgends erfolgte. In zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen wird uns erzählt, die Finnländer, Polen, Ukrainer und Juden warteten nur auf die Befreiung vom Joch der Moskowiter. In Wirklichkeit verhalten sich alle diese Völker durchaus abwartend oder sie schließen sich, wie die Polen, sogar offen der russischen Macht an. Das national-kulturelle Moment tritt für sie alle tatsächlich zurück gegenüber dem wirtschaftspolitischen.

Die inneren Gründe für diese Erscheinung sind weniger kompliziert, wie viele annehmen mögen, und vielleicht ist es gerade ihre Einfachheit, die es verursachte, daß man sie bei uns übersah.

Das europäische Rußland besteht wirtschaftsgeographisch aus drei völlig in sich abgeschlossenen und zu selbständiger Entwicklung befähigten Gebieten: Moskowien (das Stromgebiet der Wolga), Südrußland (Ukraina, Stromgebiet des Don, Dnjepr und Dnjester) und das Nordwestgebiet (Polen, Litauen, die baltischen Provinzen mit dem Anhängsel Finnland; die Stromgebiete der Weichsel, des Njemen und der Düna). Die innere Politik Rußlands ist seit Katharina der Zweiten unausgesetzt bestrebt, die wirtschaftlichen Eigentümlichkeiten zu verwischen und Moskowien zur Herrscherin über die beiden andern zu machen. Die drei Wirtschaftsgebiete werden heute zusammengehalten durch eine großzügige, rücksichtslose Finanz- und Eisenbahnpolitik, die, unter dem Namen System Witte, von dem berühmten russischen Finanzminister Wischnjegradski ins Leben gerufen wurde und die Hand in Hand geht mit einer brutalen Unterdrückung der Selbstverwaltung, besonders in dem südlichen und nordwestlichen Teil, und die parallel geht mit einer an das Mittelalter erinnernden Nationalitäten- und Glaubenspolitik gegen die den Süden und Nordwesten des Reiches

bewohnenden Deutschen, Juden, Esthen, Letten, Finnen, Polen und Ukrainer.

Dem System zugrunde liegt die Spekulation auf die natürliche Habsucht der Menschen, besonders ungebildeter und unkultivierter: der Übertritt zur Orthodoxen Kirche wird mit Privilegien und Landzuteilungen belohnt, das Festhalten am Glauben der Väter aber und anderen Gewohnheiten, und mögen sie, wie bei den deutschen Kolonisten, dem Staate als Ganzes nutzen, haben Konfiskationen und die Vertreibung von der Scholle zur Folge.

Die Spekulation der Petersburger Regierung hat sich als richtig erwiesen: die national-kulturellen Elemente sind neben den rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten so in den Hintergrund getreten, daß die russische Regierung bei Kriegsausbruch eine nationale Erhebung nirgends im Reich zu fürchten hatte, sich vielmehr höchstens vor sozialistischen Angriffen in den Städten hüten mußte, wo zwischen der russischen Arbeiterschaft und dem vorwiegend ausländischen Unternehmertum ein starker Antagonismus zunächst auf sozialem Boden besteht. Wir hören infolgedessen wiederholt seit Beginn der großen Mobilmachung in Rußland von Verhaftung sozialistischer Politiker und deren Verschickung ins Innere, nicht aber nationalistischer.

Träger des großrussisch-moskowitischen Staatsgedankens in seiner modernen industrie-imperialistischen Aufmachung ist aber in diesem Zusammenhange nicht etwa die wirtschaftliche Tüchtigkeit der Moskowiter, die den Grenzländern große Vorteile böte, sondern einzig und allein die Macht der kosmopolitisch zusammengewürfelten Bureaukratie in ihrer engen Verbindung mit dem internationalen Großkapital, das über Petersburg nach Moskau geleitet, hinter den Ministern für Finanz, Handel und Verkehr, für Armee und Marine steht, und das auch in seiner französisch-englisch-belgischen Verbindung den Ausbruch dieses Krieges unter den in der Einleitung angegebenen Voraussetzungen, Niederwerfung des Deutschtums, gut geheißen hat.

Zur richtigen Beurteilung der Sachlage müssen wir uns dessen erinnern, daß die gesamte Großindustrie mit Ausnahme einiger urrussischer Werke, die durch Namen wie Demidow, Morosow und andere gekennzeichnet werden, sowie der elektrischen, die vorwiegend auf deutschem

Kapital beruht, durch französisches und belgisches Geld finanziert ist, und daß die Finanzgruppen, die hinter den sociétés anonymes in Rußland stehen, im wesentlichen dieselben sind, die die russischen Auslandsanleihen besorgen und die im Bunde mit England Weltwirtschaftspolitik treiben. Das gilt für die Grubengesellschaften im polnischen Kohlengebiet von Dombrowa ebenso wie für die Hochöfen in Tula und die Erzhütten von Taganrog, Jekaterinoslaw; für Waggonfabriken und Kesselschmieden, Zement, landwirtschaftliche Maschinen, Zuckerfabriken, Elevatoren und andere mehr. Wenn aber neben diesen die in deutschem Besitz befindlichen wenig zahlreichen Fabriken doch eine so große Rolle spielen können, so liegt das an der Tüchtigkeit ihrer Leiter, ihrer Zuverlässigkeit und anderen moralischen Faktoren, über die die belgische und französische Konkurrenz nicht in demselben Maße verfügt. Eine Ausnahmeerscheinung in diesem Bilde ist das Industriegebiet von Lodz, das aus deutscher Arbeit in kaum hundert Jahren herausgewachsen und demgemäß auch stärker mit dem deutschen Kapitalmarkt verbunden ist, als die übrigen Bezirke. Für die von uns verfochtene These ist dieser Umstand aber ohne Bedeutung, denn den großen Manufakturen von Lodz stehen ebensolche in Moskau gegenüber, die den Einfluß der deutschen schon jetzt in stets wachsendem Maße paralysieren und die bei einem Siege Rußlands über Deutschland und Verleihung einer Autonomie an Polen einfach kaput gegangen wären. Genug: Rußland ist durch das Finanzsystem Witte das bequeme Ausbeutungsobjekt für die gekennzeichneten belgisch-französischen Finanzgruppen gewesen, bei dem nur die deutsche Konkurrenz störte.

Wollen wir das russische Problem in einer uns nützlichen, den gewaltigen Opfern des uns aufgedrungenen Krieges entsprechenden Weise lösen, so ist es nach Gesagtem klar, daß die Lösung nicht so sehr auf dem völkisch-nationalen Gebiet liegt, als vielmehr auf dem der Wirtschaft, der Weltwirtschaft. Es gilt zu entscheiden, wie die drei von uns gekennzeichneten natürlichen Wirtschaftsgebiete, aus denen das europäische Rußland zusammengesetzt ist, in das neue Weltwirtschaftssystem, dessen Träger Mitteleuropa sein muß, einzuordnen sind. Die völkisch-nationalen Fragen müssen sich in diesem Zusammenhang eine scheinbare Ignorierung gefallen lassen. Die nationalkulturelle Freiheit der in Nordwest-

und Südrußland lebenden Völkerschaften wäre eine so selbständige Voraussetzung, daß jede Erörterung über Einzelheiten derselben bereits einer Beschränkung und unnötigen Einmischung ähnlich sähe. Aber eine solche Zurückhaltung wird uns um so leichter fallen, je mehr wir uns darüber klar sind, daß wir gerade bezüglich Rußlands viel weniger gegen die in ihm vereinigten Völkerschaften — mit Einschluß der Moskowiter — kämpfen, als gegen jene Finanzgrößen Belgiens und Frankreichs, die mit der Macht ihres Geldes das russische Volk ebenso bedrücken, wie sie uns erdrücken wollen. Da liegt unsere Interessengemeinschaft. Können wir der indigenen Arbeiterbevölkerung von St. Petersburg, Riga, Wilna, Bjalystok, Warschau, Kijew, Charkow, Jekaterinoslaw und Odessa sagen: Deutschland und Österreich-Ungarn werden euch durch Schule und soziale Gesetzgebung von der Ausbeutung der Belgier und Franzosen befreien, können wir den einheimischen, deutschen, jüdischen, polnischen, lettischen und ukrainischen Fabrikanten sagen, wir befreien euch von der Konkurrenz des internationalen Großkapitals, wir werden die Ansprüche eurer umwohnenden Bevölkerung heben und euch einen kaufkräftigen innern Markt schaffen, dann werden sich die beiden großen Wirtschaftsgebiete im Süden und Nordosten Rußlands konsolidieren, unabhängig von Moskowien, und ihre Bewohner werden ihren Nutzen an unserer Seite sehen. — Das heutige Rußland besiegen bedeutet nicht, seine Armeen schlagen und seine Völker unterwerfen, sondern heißt die Herrschaft der Geldleute Frankreichs und Belgiens in ihm brechen, bedeutet kulturelle und soziale Befreiung aller in Rußland vereinigten Völker.

Ist aber Rußland auch nur militärisch so besiegbar, daß wir später in ihm die Freiheit aufrichten könnten?

Die Legende von der Unbesiegbarkeit Rußlands ist ein Erbe aus den Kämpfen, die Friedrich der Große gegen das aufstrebende Moskowiterreich führte. „Von allen Nachbarn Preußens", so hatte der große König im Jahre 1746 geschrieben, „ist das russische Reich das gefährlichste, sowohl durch seine Macht, wie durch seine örtliche Lage. Die, welche nach mir unser Land regieren werden, haben Anlaß, die Freundschaft dieser Barbaren zu pflegen, da sie imstande sind, durch die ungeheure Zahl ihrer leichten Truppen Preußen von Grund aus zu

verwüsten, während man ihnen den Schaden, den sie anrichten können, nicht vergelten kann, wegen der Armseligkeit ihrer an Preußen grenzenden Landschaften." In den hundertsechsundsechzig Jahren, seit diese Worte niedergeschrieben wurden — der Leser findet sie im dritten Bande von Reinhold Kosers wundervoller Geschichte Friedrichs des Großen — hat sich manches gestaltet, was uns die „ungeheure Zahl der leichten Truppen" weniger gefährlich erscheinen läßt, wie König Friedrich: unser Volksheer, die Waffentechnik, die Hilfsmittel des Verkehrs. Aber auch das: der Nachfahre des großen Preußenkönigs ist deutscher Kaiser geworden! Heere können wir in einer Zahl von einem Kriegsschauplatz auf den andern werfen, wie Friedrich der Große sie nicht kannte. In vier bis fünf Tagen vermögen wir 300 000 Mann mit ihren Artillerie- und Verpflegungsparks über mehr als tausend Kilometer zu bewegen. Diese Beweglichkeit, in der wir den Russen heute unmeßbar überlegen sind, hat es Hindenburg ermöglicht, Ostpreußen von einem dreifach stärkeren Feind zu säubern und ihn genau um die Zeit des türkischen Angriffs auf Südrußland dort zur Vereinigung seiner Streitkräfte zu zwingen, wo es für unsere Zwecke am günstigsten ist. Gewiß, Rußland angegriffen haben wir eigentlich noch nicht, — wir haben noch nicht zum Stoß gegen Rußlands Herz ausgeholt. Der es vor hundertundzwei Jahren wagte, Napoleon, ist selbst daran gescheitert: sein Einzug in Moskau bedeutete den Wendepunkt seines Geschicks. Wo ist Rußlands Herz? Ist es Moskau? Würde das heutige Rußland, in Moskau getroffen, aufhören zu leben? Das Rußland, das heute gegen Deutschland aufgestanden ist, hat ein anderes Aussehen und anderen Inhalt, als dasjenige, das Napoleon I. vertrieb. Wer heute Moskau als Ziel eines Krieges ins Auge faßte, würde sich damit den Anschein geben, einen Krieg gegen die unbesiegbare Gedankenwelt des Moskowitertums, im besten Falle gegen die Lagerhäuser der Großkaufleute führen zu wollen. Das aber sind weder strategische noch politische Ziele. Rußlands politische Lebensnerven liegen in den vom internationalen Großkapital beherrschten Grenzlanden. Ihnen gilt es beizukommen, und da sind wir zusammen mit unsern herrlichen Bundesgenossen in West und Süd und Ost gerade dabei.

Nun könnte es nach Gesagtem den Anschein haben, als würde der

Hauptvorteil aus unseren Siegen über die russische Armee nicht uns, sondern den einzelnen russischen Volksstämmen erwachsen. Es läßt sich nicht leugnen, daß wir wirklich vielfach Interessen unserer heutigen Gegner in Rußland mit vertreten. Aber schon die eine Tatsache, wie die Polen sich in ihrer großen Mehrheit auf die russische Seite gestellt haben, zeigt uns, wo unsere eigenen Interessen durch den Ausgang dieses Krieges sehr wirksam gesichert werden können: die Lösung der Polenfrage!

Nach den bisher als zuverlässig geltenden Nachrichten hat Sir Edward Grey den Polen die Schaffung eines mit Rußland in Personalunion verbundenen autonomen Reiches, bestehend aus den zehn Gouvernements des Weichselgebiets, Westgalizien, Teilen von Preußisch-Schlesien, sowie die ganzen Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen zugesagt für den Fall ihrer Bundesgenossenschaft und des gemeinsamen Sieges über Deutschland. Die russische Regierung hat diese Zusage zwar nicht in aller Form, aber doch durch ein Mitglied des Kaiserhauses, durch den Oberkommandierenden der Armee, Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch, bestätigen lassen. Die Polen haben diese Abmachung angenommen und in einem von achtundsechzig führenden Persönlichkeiten unterschriebenen Aufruf alle diejenigen für Feinde der polnischen Nation erklärt, die gegen Rußland aufbegehrten.

Mit anderen Worten: es gilt durch diesen Krieg die Ostgrenze unseres Reiches, um die wir seit des großen Friedrich Regierungszeit fast ununterbrochen kämpfen, so sicher zu stellen, daß die Idee, uns Preußens Krönungsstadt fortzunehmen, nie mehr in den Kreis politischer Erwägungen gezogen werden kann.

Das muß das politische Hauptergebnis sein für das Deutsche Reich. Das zweite Ergebnis ist zunächst nur mehr kultureller Art: es gilt etwa zwei Millionen Deutsche, die in Rußland leben und dort besonders auf landwirtschaftlichem Gebiet eine ungeheure Kulturarbeit vollbracht haben, vor der endgültigen Einstampfung in eine allrussische Nation zu bewahren.

Das Deutschtum in Rußland befindet sich schon seit Jahrzehnten in der Gefahr, in die Stellung des Juden daselbst hinabgedrückt zu werden.

Schon 1886 haben die ersten Wohnbeschränkungen für sie stattgefunden; jetzt will die russische Regierung sie aus fünfundzwanzig Gouvernements vom Lande vertreiben und sie in die Städte verpflanzen! Und von hier aus schließt sich auch der Ring vom Ideellen zum Materiellen, von den Geboten der Nationalität gegenüber zu den Geboten des gewerblichen Nutzens. Es handelt sich für uns um die auch handelspolitisch wichtige Frage, ob wir der russischen Sprache gestatten wollen, ihre westliche Gebrauchsgrenze bis nach Posen hin auszudehnen, oder ob wir selbst die deutsche Sprachgrenze mit Hilfe der Deutschen, Letten, Esten, Juden, Litauer und Polen um einige hundert Kilometer weiter nach Osten verlegen wollen. Die Entscheidung über unsere kulturelle Zukunft hat das Geschick uns in die Hand gegeben. Fassen wir diese Aufgabe und die damit verbundene Verantwortung unserer eigenen Generation und Kind und Kindeskind gegenüber nur fest ins Auge, wir werden finden, daß auf einer gegen Osten verbreiterten Kulturbasis auch der deutsche Handel und die deutsche Industrie noch mehr befähigt werden, den Westmächten, insbesondere Britannien, zu widerstehen, wie schon bisher.

V.

Englands Blutschuld am Weltkriege von Prof. Dr. Ernst Haeckel:

Entsetzt, ja betäubt, steht seit acht Tagen die Kulturmenschheit vor einer der größten Katastrophen der ganzen Weltgeschichte, vor dem plötzlichen Ausbruch eines Weltkrieges, dessen furchtbare Folgen gar nicht abzusehen sind. Alles, was die leidende Menschheit bisher an Kriegsunglück erduldet hat, alle Greuel des Massenmordes, der Länderverwüstung, der Familienzerstörung, tritt zurück vor diesem universalen Weltbrande, der die ganze, in sechs Jahrtausenden mühsam errungene Kultur zu verschlingen droht. Diese furchtbare Tatsache ergibt sich für jeden gebildeten und klar denkenden Menschen aus der unbefangenen Betrachtung der ganzen heutigen Weltlage und namentlich der erstaunlichen Fortschritte, welche die moderne Wissenschaft und Technik im letzten halben Jahrhundert, ganz besonders in den letzten dreißig Jahren gemacht hat.

Keinem Zweifel kann es mehr unterliegen, daß der Verlauf und Charakter dieses gefürchteten „Europäischen Krieges", der direkt oder indirekt auch alle anderen Erdteile berühren und somit zu einem ersten wahren „Weltkriege" sich auswachsen muß, alle bisherigen Kriege weit übertreffen wird. Man denke nur an die moderne Vervollkommnung der Waffen aller Art, die Schnellfeuergeschütze, die Luftfahrzeuge, die Überwindung von Zeit und Raum durch die moderne Elektrik und Maschinenausbildung, an die früher ungeahnten Hilfsmittel, welche die gewaltigen Fortschritte der Wissenschaft, vor allem der Physik und Chemie, den kämpfenden Völkern in die Hand gegeben haben. Die Opfer an Gut und Blut, an Menschenleben und Vermögen, die wir jetzt zu bringen haben, werden alles bisher Dagewesene weit übertreffen. Da erhebt sich gleich im Beginn überall die berechtigte Frage nach den wahren Ursachen dieses ungeheuerlichen Weltbrandes, nach dem Volke oder dem führenden Manne, welcher vor dem Richterstuhle der Weltgeschichte die beispiellose Blutschuld an diesem internationalen Vernichtungskampfe auf sich zu nehmen haben wird.

Parlamente und Presse des feindlichen „Dreiverbandes", englische, französische und russische Zeitungen strengen sich gegenwärtig vergeblich

an, die ganze Schuld auf Deutschland zu wälzen. Die Unwahrheit dieser Beschuldigung liegt für jeden, der die Tatsachen kennt, so auf offener Hand, daß sie keiner Widerlegung bedarf. Kaiser Wilhelm II. hat in den 26 Jahren seiner Regierung alles getan, um dem deutschen Volke die Segnungen des Friedens zu erhalten; mit Recht wurde er im vorigen Jahre, bei seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum, als „Friedenskaiser" gefeiert. Vielfach wurde ihm sogar vorgeworfen, daß er gegenüber dem revanchelustigen Frankreich, dem anmaßenden England und dem panslawistischen Rußland in seiner versöhnlichen Nachgiebigkeit zu weit gegangen sei. Ebenso sind die beiden anderen Mitglieder des Dreibundes, Österreich-Ungarn und Italien, stets bestrebt gewesen, das kostbare Gut des Friedens zu erhalten und europäische Verwicklungen zu vermeiden. Vielmehr fällt die ganze Schuld für den Ausbruch des Weltkrieges auf den mächtigen „Dreiverband", auf die seit langen Jahren vorbereitete „Entente cordiale", jenes unnatürliche Räuberkleeblatt, in welchem Rußland, Frankreich und England sich verschworen haben, den mitteleuropäischen Dreibund zu zerstören und vor allem Deutschlands Großmachtstellung zu vernichten.

In der vortrefflichen Thronrede, mit der Kaiser Wilhelm II. an dem denkwürdigen 4. August den Deutschen Reichstag eröffnete, hat er kurz und treffend die wahren Gründe bezeichnet, welche die Feinde unseres Deutschen Reiches zu ihrem hinterlistigen Angriff treiben: der Neid um das Gedeihen unseres teuren Vaterlandes, die Eifersucht auf dessen wachsende Macht, der Ärger über unseren erfolgreichen Wettbewerb in friedlicher Arbeit.

Im Hinblick auf die beispiellosen Opfer an Gut und Blut, auf die furchtbaren Verluste an kostbaren Kulturschätzen, welche dieser Weltkrieg der gesamten Kulturmenschheit auferlegen wird, hat man dessen Urheber in diesen schicksalsschweren Tagen mit Recht als den größten Verbrecher der Weltgeschichte angeklagt. Da ist es wichtig, gleich von vornherein klar festzustellen, welchem von den drei gewaltigen Gliedern jener fluchwürdigen Räuberbande der größte Teil der Blutschuld zufällt: Ist die französische oder die russische oder die englische Nation diejenige, welche die schwerste Schuld trifft, und welche wir am meisten zu fürchten haben?

Rußland wird jetzt, vierzehn Tage nach Ausbruch des Krieges, gewöhnlich der größte Teil der Blutschuld zugeschoben, weil es Anfang August zuerst den Angriff auf den mitteleuropäischen Dreibund eröffnet und tatsächlich die erste Kriegserklärung erlassen hat. Allein der schwache Zar Nikolaus, den man als absoluten Selbstherrscher dafür zunächst verantwortlich machen will, ist nur ein willenloses Werkzeug in der Hand der kriegslustigen Großfürsten und Offiziere, im Verein mit der russischen Beamtenwelt, die wegen ihrer Bestechlichkeit und Habgier den schlechtesten Ruf in den gesamten europäischen Regierungskreisen besitzt. Das russische Heer ist zum weitaus größten Teile noch heute so ungebildet, daß es kein Urteil über den ihm von seiner Regierung aufgezwungenen Krieg haben kann. Selbst der Haß gegen Deutschland (dem es doch den wertvollsten Teil seiner Kultur verdankt!) ist nicht so mächtig, wie der Panslawismus, der das ganze östliche Europa unter die Herrschaft der russischen Knute beugen will. Die Protektion der serbischen Mörderbande, die unmittelbar durch die Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin den ersten Anstoß zum europäischen Kriege gab, ist auch für Rußland eine natürliche Folgerung seiner egoistischen panslawistischen Grundsätze.

Frankreich ist zwar noch zum großen Teile von seiner nationalen „Revanchelust" erfüllt und zugleich als Gläubiger des schwer verschuldeten Rußlands mit dessen Interessen verknüpft. Allein der größte Teil des französischen Volkes ist keineswegs von Kriegslust erfüllt und würde gerade jetzt den Ausbruch des Weltkrieges gern vermieden haben, zumal seine Rüstung für denselben noch ungenügend ist. Auch in Frankreich wie in Rußland ist es im Grunde nur „eine kleine, aber mächtige Partei", welche jetzt zum Kriege mit Deutschland treibt, voran die ehrgeizigen Generäle und Offiziere und jene beschränkten Chauvinisten, welche die „Grande nation" allein als berechtigte Weltherrscherin anerkennen und selbst auf das verbündete (im nationalen Wesen vielfach grundverschiedene!) England mit stolzer Verachtung herabsehen.

England allein trifft jetzt unmittelbar der größte Teil der schweren Verantwortung für den Ausbruch des Weltkrieges. An demselben 4. August, an welchem der Deutsche Reichstag einmütig dem Reichskanzler die notwendigen Mittel zur Verteidigung des Reiches gewährte,

erklärte wenige Stunden später England den Krieg an Deutschland — angeblich unter dem Vorwande der Neutralitätsverletzung Belgiens — tatsächlich aber, weil endlich der ersehnte Augenblick gekommen schien, den längst geplanten Überfall auf das Deutsche Reich auszuführen. Das „perfide Albion", dessen hinterlistige Politik den rücksichtslosen „Nationalismus", den brutalen „nationalen Egoismus" im höchsten Grade darstellt, hat damit nur aufs neue seine „praktische Moral" betätigt, einzig und allein seine britische Weltmacht zu stärken, ohne jede Anwandlung von christlichem Altruismus, den es theoretisch auf seine Fahne schreibt — ohne jede Rücksicht auf Wohl und Wehe der übrigen Menschheit, und zunächst der germanischen Schwesternation. Geschützt durch seine isolierte geographische Lage, gestützt auf die große Seemacht, gestärkt durch unversiegliche Geldquellen, allmächtig durch seinen ausgedehnten Kolonialbesitz, kann das britische Reich allen Ansprüchen auf Recht und Gerechtigkeit offen Hohn sprechen.

Unser Reichskanzler, dessen starke und klare Haltung in dieser schweren Zeit besonders zu rühmen ist, hat beim Schlusse in der denkwürdigen Reichstagssitzung gesagt: „Der 4. August wird bis in alle Ewigkeit hinein einer der größten Tage Deutschlands sein!" — mit vollem Rechte: denn in dieser schicksalsschweren Zeit hörten alle Unterschiede der politischen Parteien, der Stände, der Konfessionen auf in dem einmütigen Gelöbnis, Gut und Blut für die Erhaltung des teuren, hinterlistig überfallenen Vaterlandes zu opfern.

Mit demselben Recht dürfen wir aber auch von unserm gefährlichsten Feinde, von Großbritannien, sagen: „Der 4. August wird bis in alle Ewigkeit einer der dunkelsten Tage Englands sein"; — denn an diesem Tage erließ die englische Regierung die längst vorbereitete Kriegserklärung an Deutschland, und schon am folgenden Tage ließ sich das englische Parlament durch die gleißnerischen Reden seines intriganten Ministers Sir Edward Grey bewegen, fast einstimmig die Mittel zum Kriege gegen Deutschland zu bewilligen. Nur ein einziges Parlamentsmitglied hatte den Mut, dagegen zu stimmen. Doch ist es zweifellos, daß viele Tausende vernünftiger, besonnener und ehrlicher Engländer dessen Ansicht teilen und die Neutralität zu erhalten wünschen. Dazu gehörten auch drei der besten Mitglieder des englischen Ministeriums,

darunter der ausgezeichnete John Morley; sie legten wenige Tage darauf ihre Stellen nieder, um sich nicht an der Blutschuld dieses wahnsinnigen Krieges zu beteiligen*).

Am 4. August 1914 schwebte das Schicksal der ganzen Welt auf des Messers Schneide. Es lag in der Hand Englands, seiner Regierung und seines Parlamentes, die welthistorische Entscheidung entweder zugunsten des Friedens, des Rechtes und des Guten fallen zu lassen, oder zugunsten des Krieges, des Verbrechens und des Bösen. Am 4. August, — an diesem großen welthistorischen Gedenktage hat England sich für das letztere entschieden und damit die Blutschuld des größten Verbrechens auf sich geladen, welches jemals die Menschheit erlebt hat, und dessen entsetzliche Folgen in ihrem ganzen Umfange gar nicht abzusehen sind. Der Fluch von Millionen unglücklicher Menschen fällt auf das Haupt des britischen Inselstaates, dessen schrankenloser nationaler Egoismus keine anderen Ziele kennt, als die Ausdehnung der britischen Herrschaft über den ganzen Erdkreis, die Ausbeutung aller anderen Nationen zu seinem Vorteil und die Ausfüllung seines unersättlichen Geldbeutels mit dem Golde aller übrigen Völker! Und dabei brüstet sich diese stolze englische Nation heuchlerisch mit der Maske des Christentums! Sie ist stolz auf ihre unzähligen Missionare und ihre frommen Bibelgesellschaften, welche mit dem Lichte des Evangeliums alle Völker beglücken sollen, jenes Evangeliums der allgemeinen Menschenliebe, dessen Altruismus zu den egoistischen Grundsätzen des weltbeherrschenden und weltausbeutenden Englands im schneidensten Gegensatze steht.

Für uns Deutsche nicht allein, sondern für die ganze Kulturwelt und ihre Zukunft, ist die unheilvolle Entscheidung Englands von unabsehbarer Bedeutung. Als Rußland Anfang August an Deutschland und Österreich den Krieg erklärt hatte, galt es für uns nur einen schweren europäischen Krieg, mit der Front nach zwei Seiten, gegen Ost und West. War dieser Kampf auch schwer, so durften wir doch sicher hoffen, ihn zu gewinnen, gestützt auf unser scharfes erprobtes Schwert und im Bewußtsein unseres guten Rechtes und unseres reinen

*) Vgl. die Anklagerede des zurückgetretenen Ministers John Burns gegen Sir Edward Greys Politik.

Gewissens. Dadurch aber, daß auch England am 4. August uns den Krieg erklärte, ist die politische und strategische Lage völlig verändert worden. Jetzt müssen wir einen harten Kampf, auf Tod und Leben, gegen drei Fronten bestehen, gegen zwei mächtige Landheere in Ost und West, und gegen die größte Seemacht der Welt, die unsere Flotte, unsere Seeküsten, unsere außereuropäischen Kolonien mit dem Untergang bedroht. Erst dadurch — allein durch die Schuld Englands — ist der gefürchtete „Europäische Krieg" zu einem universalen Weltkrieg von beispielloser Ausdehnung geworden! Denn nun werden alle anderen Nationen des Erdballs, mögen sie wollen oder nicht, direkt oder indirekt in Mitleidenschaft gezogen werden.

Wenn man einer einzelnen Person in führender und verantwortlicher Stellung den größten Teil dieser ungeheuerlichen Blutschuld zuschieben will, so kann weder der schwache russische Zar Nikolaus II., noch der ehrgeizige Präsident der französischen Republik Poincaré in Frage kommen, sondern einzig und allein der ränkevolle englische Minister Sir Edward Grey, der seit langen Jahren an dem großen eisernen Spinnennetze gewebt hat, von dem Deutschland rings umfangen und erwürgt werden soll. Er hat jetzt den rechten Augenblick für gekommen erachtet, um den Knoten zuzuziehen und den natürlichen Todfeind Englands, das slawische Rußland, als Spießgesellen zur Ermordung des verhaßten Deutschlands zu benutzen. Indessen ist ja Sir Edward Grey nur der Testamentsvollstrecker des verstorbenen Königs Eduard VII.*), dieses fluchbeladenen Fürsten deutschen Geblütes, dessen wichtigste Tätigkeit während seiner ganzen Regierungszeit in der vollständigen „Einkreisung Deutschlands" bestand. Viele Jahre hindurch wendete dieser Koburger Fürst alle Mittel auf, um die Koalition gegen das verhaßte Deutsche Reich zustande zu bringen; und dabei war er der Bruder der deutschen Kaiserin Friedrich und der Neffe jenes Herzog Ernst II. von Koburg, der sich vor fünfzig Jahren vielfache Verdienste um dessen Gründung erwarb und 1860 beim ersten deutschen Turnfeste (dem ich in Koburg persönlich beiwohnte) als „Schützen-

*) Vgl. „Der größte Verbrecher an der Menschheit im zwanzigsten Jahrhundert König Eduard VII. Eine Fluchschrift von Reinhold Wagner, Oberstleutnant a. D." Verlag Karl Curtius, Berlin.

5*

könig", ja sogar als Anwart auf den deutschen Kaiserthron gefeiert wurde. Die „christliche Moral" des talentvollen Eduards VII. war freilich nach unseren Begriffen eigentümlich; denn er verlebte seine angenehmsten Stunden in feinen Pariser Restaurants mit galanten französischen Kokotten und im Hasardspiel der feineren englischen Gesellschaft. Daß er dabei gelegentlich als Falschspieler (im Bakkarat) ertappt, ja sogar vor Gericht zitiert wurde, tat seiner großen Popularität in England keinen Eintrag; denn er war ja äußerlich ein „tadelloser Gentleman", übte mit Geschick jeglichen vornehmen Sport und hielt bei unzähligen Gelegenheiten glänzende Reden, in denen er seiner britischen Nation ihre (von Gott gewollte) Weltherrschaft eindringlich vorführte.

Das kitzelnde Ziel des britischen Universal-Imperiums fand vor zwei Jahren einen drastischen Ausdruck im englischen Parlament, als die leitenden Minister des stolzen Albions unter lautem Beifall erklärten, daß Großbritannien nicht allein gegenwärtig die mächtigste, allen anderen Seemächten überlegene Flotte besitze, sondern auch für alle Zeiten die alleinige Seeherrschaft behaupten werde. Das erinnert lebhaft an das stolze Wort des letzten (blinden!) Königs von Hannover, der 1866 bei Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges erklärte: „Mein Haus und mein Reich werden bis zum Ende aller Dinge dauern" (!). Wenige Wochen später waren sie durch die Schlacht von Langensalza hinweggefegt!

Die Völkergeschichte lehrt uns mit genügender Deutlichkeit, daß eine dauernde Universalherrschaft eines einzigen Volkes überhaupt nicht möglich ist. Wie lange hat das griechische Reich Alexanders des Großen bestanden? Wie lange das „Weltreich" der römischen Cäsaren? — oder das spanische Reich Philipps II.? — oder das gallische Reich Napoleons I.? — Im zwanzigsten Jahrhundert, wo die nationalen Interessen der Völker und ihre internationalen Beziehungen mannigfaltiger und verwickelter sind als je zuvor, wo die größeren Kulturstaaten bestrebt sind, ein erträgliches politisches Gleichgewicht herzustellen, erscheint der Traum eines allbeherrschenden Universalreiches absurder denn je zuvor.

Finis Germaniae! Vernichtung des unabhängigen Deutschen Reiches,

Zerstörung des deutschen Wesens und Wirkens, Unterwerfung des deutschen Volkes unter britisches Imperium, das ist der stolze Traum der englischen Regierung, und zu dessen Verwirklichung verbündet sie sich mit dem feindlichen Slawentum, das ihre eigne Weltherrschaft in Europa wie in Asien am schwersten bedroht. Germanen gegen Germanen! Ein Volk, das Bacon und Shakespeare, Newton und Darwin hervorgebracht hat, gegen ein stammverwandtes Volk, das Luther und Kopernikus, Schiller und Goethe zu den seinen zählt! Aber die erhebende Einmütigkeit, mit der sich seit vierzehn Tagen das ganze deutsche Volk, alle Unterschiede der politischen Parteien und der religiösen Bekenntnisse vergessend, um seinen Kaiser geschart hat, der grenzenlose Opfermut, mit dem alle Stände und Berufsklassen ihr Leben und ihre Habe zum Schutze von Haus und Herd, von Gemeinde und Vaterland darbringen, sind sichere Bürgen für unseren Sieg; sollte er uns aber trotz unseres guten Rechtes nicht beschieden sein, so werden wir mit derselben Ausdauer von der unerträglichen Tyrannei Englands uns zu befreien suchen, mit welcher vor hundert Jahren unsere Väter die Gewaltherrschaft Frankreichs abgeschüttelt haben: „Lieber tot als Sklave!"

Finis Britanniae! Vernichtung des unabhängigen Großbritanniens, Zerstörung seiner eigentümlichen Nationalität und Kulturarbeit wollen wir nicht, wohl aber völlige Befreiung von dem unerträglichen Joche, unter welches das britische Imperium alle übrigen Völker beugen will. Und dabei werden wir starke Bundesgenossen unter allen jenen Nationen finden, die dieses Joch bereits tragen und die ihnen drohende Gefahr erkennen. Wie sich 1789 die Vereinigten Staaten von Nordamerika von ihrem tyrannischen Mutterlande England abgelöst haben, so werden früher oder später Kanada und Irland, Indien und Australien, Ägypten und Südafrika ihrem Beispiel folgen. Wozu sollen alle diese reichen Länder, die naturgemäß ihre individuellen Eigenschaften immer mehr divergent entwickeln, ihre Kräfte und Mittel dem eigensüchtigen Mutterlande England opfern, das je länger je mehr in nationalen Egoismus versinkt und als maritime Weltherrscherin alle übrigen Nationen unter seinen Willen beugen will.

VI.

Der westeuropäische Kontinental-Bund

von Prof. Dr. Ernst Haeckel:

Am Schlusse der denkwürdigen, an jesuitischen Trugschlüssen und an Entstellung der historischen Tatsachen reichen Rede, in welcher am 5. August Sir Edward Grey seine Kriegserklärung gegen Deutschland vor dem englischen Parlament zu rechtfertigen suchte, hat er offen einen der tieferen Gründe seiner niederträchtigen Politik ausgesprochen. Er fürchtet, daß in diesem Kriege Deutschland und Österreich siegen werden und daß dann eine Vereinigung Westeuropas gegenüber seinem gemeinsamen insularen Feinde England stattfinden werde. Um das zu verhindern, muß England schon jetzt jenen beiden, vom Räuberkleeblatt zum Kriege gezwungenen Friedensstaaten in den Rücken fallen, mit seiner übermächtigen Flotte unsere schwächere Seemacht vernichten und dann sein Imperium auch über den Kontinent ausdehnen. Aber Frankreich — eingedenk Faschodas und der früheren Übergriffe Englands — wird bald einsehen, daß es von dem gewissenlosen, perfiden Albion auch diesmal getäuscht wird. Es wird sich dem großen Friedensbunde der Vereinigten Kontinentalstaaten Westeuropas zuwenden, welcher unserm gequälten Erdteil endlich Ruhe geben und ihn ebenso gegen die brutalen Angriffe des slawischen Rußlands von Osten schützen wird, wie gegen die unablässigen Ränke des heuchlerischen Englands von Westen. Denn eitel Heuchelei ist es, wenn Großbritannien sich damit brüstet, den Frieden gewollt zu haben, während es nur tatsächlich Zeit gewinnen wollte, sich besser zum Kriege vorzubereiten.

* * *

Mit blutendem Herzen und lediglich dem Drange meines patriotischen Pflichtgefühls folgend, schreibe ich als achtzigjähriger deutscher Staatsbürger diese schwere Anklage gegen das stammverwandte England nieder. Denn ich gehöre seit mehr als sechzig Jahren zu den Ge-

lehrten, welche für die gewaltige Kulturarbeit Großbritanniens die höchste Anerkennung hegten. Seit ich 1866 zum ersten Male englischen Boden betrat und in London das großartige Getriebe der Weltstadt kennen lernte, seit ich in ihren reichen Museen und wissenschaftlichen Instituten eine erstaunliche Fülle edelsten Bildungsstoffes entdeckte, erfüllte mich die Energie und Schaffenskraft des britischen Volkes mit aufrichtiger Bewunderung. Dazu kam die höchst anregende persönliche Bekanntschaft mit den weltberühmten Koryphäen der Wissenschaft, die damals in und bei London lebten, mit Charles Darwin, Charles Lyell, Thomas Huxley und Alfred Wallace, Joseph Hooker und John Lubbock (Lord Avebury).

Viel enger noch gestalteten sich meine wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen zu Großbritannien zehn Jahre später, als ich (im August 1876) die britische Naturforscherversammlung in Glasgow besuchte und die dort ausgestellten Sammlungen der Challenger-Expedition kennen lernte, jener vierjährigen Weltumseglung, welche zum ersten Male die Wunder des Tiefseelebens aufdeckte. Die persönliche Bekanntschaft mit deren berühmten Leitern Sir Wyville Thomson und Sir John Murray führte dazu, daß mir ein bedeutender Anteil an dem großartigen, von ihnen herausgegebenen Reisewerk (50 starke Quartbände mit 3000 Tafeln umfassend) übertragen wurde. In zwölfjähriger Arbeit habe ich fünf Bände dieser „Reports of H. M. S. Challenger" geschrieben (größtenteils in englischer Sprache) und dazu mehrere tausend Figuren auf 230 Tafeln gezeichnet. Während des wiederholten längeren Aufenthalts in Edinburg genoß ich die liebenswürdige Gastfreundschaft von Sir John Murray, mit dem ich auch später gemeinsam mehrere interessante Reisen in Schottland und England ausführte.

In den genannten und vielen anderen bedeutenden Männern der Wissenschaft lernte ich die vortrefflichen Seiten des britischen Nationalcharakters kennen; sie alle kannten und schätzten auch deutsches Wesen und deutsche Wissenschaft. Sie alle würden, wenn sie noch lebten, den heimtückischen Überfall Deutschlands durch England aufs härteste verurteilt haben. Wie oft sprachen wir davon, daß die beiden germanischen Schwesternationen zu gemeinsamen höchsten Kulturzielen eng verbunden zu arbeiten hätten! Und nun ist jetzt dieses schöne Band grausam

zerrissen! Auf England fällt in erster Linie die ungeheure Blutschuld, diesen beispiellosen Weltkrieg jahrelang in niederträchtigster Weise vorbereitet und dann mit Hilfe Rußlands — seines eigenen gefährlichsten Feindes! — zum wirklichen Ausbruch gebracht zu haben. Hoffen wir, daß die Nemesis der Geschichte dafür gerechte Vergeltung üben wird, und daß der verjüngte Phönix des germanischen Genius aus der Asche dieses kolossalen Weltbrandes neu gestärkt und veredelt hervorgehen wird.

VII.

Gegen England!

Eine Erklärung der Professoren Rudolf Eucken und Ernst Haeckel:

Durch die ganze deutsche Gelehrtenwelt geht heute ein tiefer Unwille und eine starke moralische Entrüstung über das gegenwärtige Verhalten Englands. Wir beide, die wir seit langen Jahren durch zahlreiche wissenschaftliche und persönliche Beziehungen mit England verbunden waren, glauben berechtigt zu sein, dieser inneren Empörung einen offenen Ausdruck zu geben. In enger Gemeinschaft mit gleichgesinnten englischen Forschern haben wir uns eifrig bemüht, die beiden großen Völker einander innerlich näher zu bringen und das gegenseitige Verständnis zu fördern; eine fruchtbare Wechselwirkung englischer und deutscher Kultur schien uns wertvoll, ja unentbehrlich für den geistigen Fortschritt der Menschheit, die heute vor so großen Aufgaben steht. Dankbar gedenken wir dabei der freundlichen Aufnahme, die unsere Bestrebungen in England fanden; so große und edle Züge der englischen Art erschlossen sich uns, daß wir hoffen durften, sie würden den Gefahren und Schattenseiten dieser Art in sicherem Wachstum überlegen werden. Und nun sind sie doch unterlegen, unterlegen dem alten Übel eines brutalen nationalen Egoismus, der keine Rechte anderer kennt, der unbekümmert um Moral oder Unmoral lediglich dem eigenen Vorteil nachgeht. Beispiele eines solchen rücksichtslosen Egoismus liefert die Geschichte leider in Hülle und Fülle, es mag hier nur an die Zerstörung der dänischen Flotte (1807) und an den Raub holländischer Kolonien in den napoleonischen Kriegen erinnert sein. Aber was heute geschieht, ist doch das Stärkste von allem, es wird in den Annalen der Weltgeschichte dauernd als eine unauslöschliche Schande Englands bezeichnet werden. England kämpft zugunsten einer slawischen, halbasiatischen Macht gegen das Germanentum; es kämpft auf der Seite nicht nur der Barbarei, sondern auch des moralischen Unrechts, denn es sei doch nicht vergessen, daß Rußland den Krieg begann, weil es keine gründliche Sühne einer elenden Mordtat wollte; England ist es, dessen Schuld den gegenwärtigen

Krieg zu einem Weltkrieg erweitert und damit die gesamte Kultur gefährdet. Und das alles weshalb? Weil es auf Deutschlands Größe neidisch war, weil es ein weiteres Wachstum dieser Größe um jeden Preis verhindern wollte! Denn darüber kann nicht der mindeste Zweifel sein, daß England von vornherein entschlossen war, Deutschland in dem Riesenkampfe um seine nationale Existenz möglichst viel Steine in den Weg zu werfen, es möglichst an der vollen Entfaltung seiner Kraft zu hindern. Es lauerte nur auf eine günstige Gelegenheit, wo es zur Schädigung Deutschlands hervorbrechen könnte, und es ergriff daher schleunig den für Deutschland notwendigen Einmarsch in Belgien, um dem brutalen nationalen Egoismus ein Mäntelchen der Wohlanständigkeit umzuhängen. Oder ist uf der ganzen weiten Welt wohl irgend jemand so naiv, zu glauben, daß England auch an Frankreich den Krieg erklärt haben würde, wenn dieses in Belgien einmarschiert wäre? Dann hätte man heuchlerische Tränen über die unvermeidliche Verletzung des Völkerrechts vergossen, im übrigen aber sich vergnügt ins Fäustchen gelacht. Dies heuchlerische Pharisäertum ist das Widerwärtigste an der ganzen Sache, ihm gebührt nichts anderes als Verachtung.

Die Weltgeschichte zeigt, daß solche Gesinnungen die Völker nicht aufwärts, sondern abwärts führen. In der Gegenwart aber vertrauen wir felsenfest auf das gute Recht, die überlegene Kraft und den unbeugsamen Siegeswillen des deutschen Volkes. Doch müssen wir zugleich tief beklagen, daß jener schrankenlose Egoismus auf unabsehbare Zeit das geistige Zusammenwirken der beiden Völker zerstört hat, das so viel Gutes für die Entwicklung der Menschheit verhieß. Aber sie haben es dort so gewollt; auf England allein fällt die ungeheuere Schuld und die welthistorische Verantwortung!

VIII.
John Burns Anklagerede gegen Edward Grey:

England hat alles auf eine Karte, auf den französisch-russischen Sieg gesetzt; wie aber, wenn Englands Truppen mit den Franzosen gemeinsam geschlagen werden? — wenn die Kunde von Englands Niederlage und Schwäche hinausdringt in die Kolonien, die fast nichts mehr gemeinsam haben mit dem Mutterlande? — die vielleicht nur auf irgendeine Gelegenheit warten, um vom Mutterlande abzufallen? — wie, wenn Frankreich nicht siegt? — Ungeheure Werte gehen dann verloren, und der Verlust an Einfluß auf die kontinentale Politik ist nie wieder — auch in Jahrhunderten nicht wieder — einzuholen, denn dann würde Deutschlands Einfluß in Verbindung mit seinem österreichischen Bundesgenossen so ungeheuer wachsen, daß es sich mit keiner Macht der Erde auf irgendwelche Vorhaltungen über den Bau seiner Flotte einlassen würde. Deutschlands Industrie ist stark und wird sich auch durch einen verlorenen Krieg nicht schwächen lassen. Ein so kräftiges, seines Wertes vollbewußtes Volk wie das deutsche ist nicht in die Fesseln zu legen, die man ihm schmieden will. Mit beispiellosem Opfermut — und wenn der ärmste Tagelöhner seinen letzten Pfennig aus der Tasche hervorsuchen müßte — wird man, wenn wir Deutschlands Flotte zerstörten, eine Flotte doppelt und dreifach so groß wieder errichten — so wie im Jahre 1808 Freiherr v. Stein das Volksheer zur Bezwingung seines Unterdrückers Napoleon aus dem Boden stampfte, wie man sich damals den letzten Bissen vom Munde abdarbte fürs Vaterland, für die große Idee der Befreiung, so wird dieses Volk, durch eine Niederlage zur äußersten Machtanstrengung aufgerüttelt, nicht eher ruhen und nicht eher rasten, als bis es in einem Vernichtungskampf gegen England siegen wird. Wo die nationale Einheit so gewaltig und unzerbrechlich dasteht, da bietet die Vollendung auch der wagemutigsten Ideen keine Schwierigkeiten. Man wird sich bis aufs letzte zum Kampf gegen England einsetzen.

Was erreichen wir nun durch eine deutsche Niederlage? Im gleichen Augenblick wird die russische Macht größer, und Frankreich — nachdem

seinem Racheempfinden gegen Deutschland Genüge geschehen — wird in England den Mohren sehen, der seine Schuldigkeit getan hat und nun gehen kann. Die Freundschaft mit Frankreich ist zu flüchtig, um in die Tiefe zu dringen. Frankreich hat sich nur mit uns verbunden, um Deutschland zu vernichten. Es wird sich keinen Augenblick scheuen, mit uns einen harten, wirtschaftlichen Kampf aufzunehmen, wenn es unsere Freundschaft nicht mehr braucht, und wir sehen uns vielleicht in einigen Jahren gezwungen, gegen Frankreich aus denselben Gründen vorzugehen, wie jetzt gegen Deutschland — und zwar aus brutalem Konkurrenzkampf.
Vergessen wir auch folgendes nicht: Kaiser Wilhelm verkündete bei seinem Einzuge in Tanger (es muß richtig heißen: in Damaskus), er käme als Freund der Mohammedaner — 250 Millionen Mohammedaner in allen Gebieten des Islams haben an diese Freundschaft geglaubt. Dieser Glaube wurde beeinträchtigt durch den Krieg Italiens gegen die Türkei, den der Kaiser im Interesse seines italienischen Bundesgenossen nicht hinderte. Die jetzige Kriegslage drängt die Türken an die Seite Deutschlands. Wenn wir im Orient einigen Einfluß besessen haben, so ist dieser jetzt vernichtet, und mit dieser Vernichtung hängt unsere Herrschaft über viele, viele Millionen Mohammedaner zusammen, die sich wie ein vernichtender Orkan erheben werden, wenn der Sultan die Kalifenflagge entfaltet und alle Moslems zum heiligen Kriege ruft, denn Konstantinopel ist ein Heiligtum der Mohammedaner — hier thront der Nachfolger Mohammeds. 250 Millionen Mohammedaner zittern für deutsche Siege und werden ihre Ketten wie Kinderspielzeug abschütteln, wenn Deutschland siegt. In englischen Dominions wohnen über 100 Millionen Mohammedaner. Die Fahne Mohammeds wird vorangetragen werden, wenn die Flammen des Aufruhrs in Indien hochschlagen. Man wird den heiligen Teppich aus der Kaaba holen und ihn vorantragen, wenn ein zweiter Mahdi erstünde und über die Leichen der in Khartum stehenden englischen Truppen die Idee der Erweckung des Volkes Mohammeds nach Ägypten trägt. — England spielt das Spiel mit seiner Existenz, und dieses Spiel ruhig anzusehen, ohne auf die möglichen Folgen hinzuweisen, hieße zum Verräter an der englischen Nation werden.

IX.

Die Vereinigten Staaten und der englisch-deutsche Krieg von Dr. R. W. Drechsler, Amerika-Institut, Berlin:

Unter den neutralen Ländern, welche bisher noch von der gegenwärtigen Weltkrisis verschont und, abgesehen von den unvermeidlichen Handels- und Verkehrsstörungen, in dem Wesentlichen ihres politischen Geschicks unberührt geblieben sind, nehmen die Vereinigten Staaten eine Sonderstellung ein. Auf der einen Seite ist ihre politische Neutralität strikter und rigoroser als die irgendeiner anderen bisher noch unbeteiligten Nation, eine Neutralität, welche durch geographische Lage, historisch-politische Verhältnisse und durch feierliche Proklamationen der höchsten Regierungsstelle in der Theorie festgelegt worden ist. Auf der anderen Seite ist kein neutrales Land gegenwärtig vielfältiger gespalten in der öffentlichen Meinung. Diese leidenschaftliche Zerklüftung der Stimmen innerhalb der Bevölkerung ist eine notwendige Folgeerscheinung der bunten Zusammensetzung des nordamerikanischen Volks, welches in seinem Gefüge bedeutende Bestandteile gerade der beiden kriegführenden Hauptmächte aufweist. Auch in der öffentlichen Meinung Nordamerikas führen gegenwärtig Deutschland und England Krieg. Die Gegensätze, welche schon seit altersher latent vorhanden gewesen und nur durch den Zwang des aktiven nationalen Willens zu gemeinsamer Arbeit zusammengehalten worden sind, werden jetzt, wo die Hauptexponenten des angelsächsischen und des teutonischen Wesens in Fehde liegen, scharf herausgearbeitet und treten zu einem der eigenartigsten Phänomene der Völkerpsychologie greifbar in die Erscheinung. Zwei Seelen scheinen, ach, auch in der Brust des Amerikaners zu wohnen; er hat sie beide jetzt entdeckt, und je nach Herkunft und Veranlagung siegt in ihm die eine oder die andere. Ohne das Goethesche Bild gewaltsam anzuwenden, gibt es vielleicht in seiner Gegenüberstellung des realen Triebes zur Beherrschung der greifbaren Welt und des idealen Auftriebes, „der

sich gewaltsam vom Dust erhebt", ein Symbol des gegenwärtigen Zustandes der amerikanischen Volksseele.

Mit England, welches mit großer Vorliebe, aber nicht ganz zu Recht das Mutterland genannt wird, verbinden Amerika alte, starke Bande der Bluts- und Geistesverwandtschaft. Doch wie die Vereinigten Staaten ihre eigene staatliche Existenz einem gewaltsamen kriegerischen Bruch mit diesem Britenreiche verdanken, so zieht sich durch ihre gesamte Geschichte der rote Faden einer ständigen, oft in offene Feindschaft ausartenden Spannung mit diesem sogenannten Mutterlande. Angesichts der jetzigen Weltlage, welche den einsichtigeren amerikanischen Betrachtern denn auch als die logische letzte Konsequenz des britischen Imperialismus erscheint, ist es interessant, als ein Beispiel aus den vielen Zwistigkeiten Amerikas mit England, einige von den Punkten herauszugreifen, auf welche Amerika seine Kriegserklärung gegen England im Jahre 1812 stützte. Die Vereinigten Staaten beschuldigten England damals, daß es unter dem Vorwande der Blockade nicht nur von Häfen, sondern auch von ausgedehnten Küstenstrichen der Union die amerikanische Handelsschiffahrt schädige, zahllose Gewaltakte gegen amerikanische Schiffe beginge und indianische Stämme zum Kampfe gegen die Amerikaner aufgereizt hätte. Im Lichte der neuesten Ereignisse betrachtet, hat sich die Praxis der britischen Weltherrschaft zur See und der britischen imperialistischen Arroganz kaum gewandelt, und Amerika hat gegenwärtig, wenigstens was seinen Handel und die Entwicklung seiner Handelsschiffahrt anbetrifft, die gleichen Ungerechtigkeiten und Übergriffe von England zu erleiden. Daß die weiche, zögernde Hand Wilsons die von England mutwillig und herausfordernd verwirrten und verknoteten Fäden vorsichtig löst, statt sie wie sein Vorgänger Madison vor hundert Jahren kühn zu zerreißen, gibt der jetzigen amerikanischen Englandpolitik das Signum einer von des Gedankens Blässe angekränkelten Schwächlichkeit, über welche das mit dem Deutschtum in notwendiger Sympathie verbündete Irentum Amerikas*) denn auch bereits mit den letzten Novemberwahlen, welche die regierende demokratische Mehrheit vernichtend gestürzt haben, quittiert hat. Was Ame-

*) Über Sir Roger Casement und Irlands Sympathien für Deutschland vgl. „Vossische Zeitung" vom 19. IX. 1914.

rikas berühmter Staatssekretär Henry Clay vor hundert Jahren erträumte, der große amerikanische Friedensbund von der Hudsonbai bis zum Kap Horn ist auch heute noch nicht Wahrheit geworden durch Englands Neid und Englands gönnerhafte Bevormundung. Englands Minister erkannten im Bürgerkriege die Sklavenstaaten als kriegführende Macht an, unterstützten sie reichlich mit Waffen-, Provisions- und Munitionslieferungen und förderten durch Wunsch und Tat auf alle mögliche Weise den Sieg der südstaatlichen Sklavenhalter, denen sie Kriegs- und Kaperschiffe zum Schaden der Union rüsteten. Noch heute dürften die Amerikaner nicht vergessen, daß England in ihrem kubanischen Kriege im stillen Spaniens Sieg wünschte und sich insgeheim Hoffnungen auf den Besitz von Kuba machte. Die englische Festungskette von Halifax herunter über die Bermuden- und Bahama-Inseln, über die kleinen Antillen und Guayana bis nach Jamaika legt sich wie ein eiserner Wall um das atlantische Nordamerika. Von Jamaika aus, welches wirtschaftlich durchaus auf die Vereinigten Staaten angewiesen ist und nur durch sie lebt, hat sich England die Kontrolle der östlichen Ausfahrt des Panama-Kanals gesichert und in letzter Zeit diesen seinen Einfluß in der bekannten Panama-Kanal-Gebührenfrage auch in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit geltend gemacht. Seine letzte Großtat, die Heranziehung der ostasiatischen Vormacht Japan als Bundesgenossen für seinen europäischen Krieg, ist gleichfalls kaum dazu angetan, den Vereinigten Staaten Freude zu machen, droht doch Japan, welches endlich die Stunde der Rache für die ihm verhaßte Einwanderungspolitik der pazifischen Weststaaten gekommen sieht, nebst dem europäischen auch den ganzen, mit so kluger Sorgfalt und Opferwilligkeit aufgebauten amerikanischen Einfluß in China unter Proklamation einer ostasiatisch-mongolischen Monroedoktrin auszuschalten und zu vernichten.

Trotz dieser zahlreichen, nur andeutungsweise berührten Reibungsflächen kann uns Deutsche die zurzeit zu konstatierende stark anglophile öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten nicht wundernehmen. Der angelsächsische Einschlag im amerikanischen staatlichen und privaten Leben ist schon durch die gemeinsame Sprache so bedeutend, daß gerade bei Weltbewegungen wie diesem Kriege die erste große Welle der öffentlichen Meinung über das gesamte Land hinflutet

in dem Sinne und der Richtung, welche England zu bestimmen geruht. Mit der unmittelbar nach Ausbruch der Feindseligkeiten erfolgenden gewaltsamen Unterbindung des deutschen Nachrichtendienstes setzte sich England im Verein mit dem flinken, phrasenbeflügelten französischen Bundesbruder in den fast unumschränkten Besitz der Kontrollstationen der Presse und damit der vox populi. Die planmäßige Verhetzung setzte äußerst geschickt an drei Punkten ein, an welchen der Amerikaner erfahrungsgemäß sehr empfindlich und leicht zu treffen ist. Der Erzfeind Deutschland wurde als der in preußisch-militaristischem Größenwahn und Welteroberungsgelüst befangene Urheber des Weltbrandes abgemalt. Ihm wurde weiter das Verbrechen der Verletzung der Neutralität und des friedlichen Wohlstandes eines „harmlosen kleinen Staates" zur Last gelegt, und, falls diese beiden Anklagemomente noch nicht die gehörige Erbitterung wecken sollten, wurden diesem selben Ungeheuer höchst verdächtige feindliche Absichten gegen das sakrosankte, von der heiligen Monroedoktrin geschützte Gebiet Amerikas selbst, in dem Karibischen Meer, angedichtet. Alle die anglophilen Instinkte im amerikanischen Volksbewußtsein zogen nur allzugerne Nahrung aus den mit solchen Argumenten gespeisten Quellen. In Leitartikeln und offenen Briefen, in Karikaturen und Flugschriften hallte das Echo dieser englischen Inspirationen durch das Land, oft nur notdürftig korrigiert und gebändigt von einer formellen Neutralität, die es in vielen Fällen nur noch dem Worte nach war.
Doch leistete sich England mit diesem maßlosen Kabel- und Zeitungsfeldzug gegen Deutschland und das deutsche Wesen selbst nur einen schlechten Dienst; denn jetzt wurde unter diesem Druck der andere große Faktor im amerikanischen Staats- und Volksgefüge lebendig, welcher von Anfang an neben und mit dem englischen Einfluß seit den großen Tagen der Revolution kulturbildend an der Schöpfung des amerikanischen Nationalcharakters am Werke gewesen war.
In einer kleinen Kirche New Yorks steht auf einer Tafel, die dem Gedächtnis des deutschen Barons Friedrich Wilhelm Freiherrn von Steuben gewidmet ist, der der geniale militärische Berater des Vaters der Republik war, zu lesen: „Hochgeschätzt, geachtet und gefördert von George Washington, erfüllte er das Volksheer, das nach dem Ratschluß

des Himmels die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erstreiten mußte, mit militärischer Zucht und Tüchtigkeit." Da hatte ein Meister gerade des preußischen Drills, welcher jetzt von Deutschlands Gegnern als das Grundübel und der Erbfeind der Zivilisation hingestellt wird, den Milizleuten der amerikanischen Revolutionsheere zu ihrem Siege über die englische Tyrannei verholfen. Von diesen Anfangstagen der großen Republik an, wo sich die deutschen Kolonisten mit der ganzen Glut ihrer patriotischen Herzen der Sache der amerikanischen Freiheit angenommen hatten, bis auf die jüngste Zeit hat der gewaltige Strom der Bluts- und Geistesverwandtschaft Amerikas mit dem deutschen Lande nicht eine Sekunde ausgesetzt. Keine geschichtliche und kulturelle Periode in der Entwicklung der Vereinigten Staaten ist ohne die großen deutschen Führer und Massen denkbar. Um 1900 konnte die Statistik annähernd 18 Millionen in den Vereinigten Staaten lebender Bürger deutscher Abstammung zählen. (Die Gesamtstärke des englischen Elements unter Ausschluß des auf ca. 14 Millionen veranschlagten irisch-schottischen Elements betrug zur gleichen Zeit gegen 20 Millionen.) In Ackerbau und Lebensmittel-Industrie, auf allen technischen und gewerblichen Gebieten und in hervorragender Weise auch, trotz mancher gegenteiligen Behauptung, in der Politik hat Deutschland mit seinen Volkskräften und seinem zivilisatorischen Genie als integrierender Bestandteil an dem Aufbau der amerikanischen Nation mitgewirkt. Der deutsche Einfluß auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen, besonders in der Ausgestaltung der amerikanischen Hochschule zur wissenschaftlichen Forschungsanstalt und der Organisation der technisch-gewerblichen und fachlichen Durchbildung der schaffenden Gesamtheit des Volkes, ist ein Faktum, das selbst die heute sich noch eigensinnig und oft wider besseres Wissen als deutschfeindlich gebärdenden Vorkämpfer eines an und in England orientierten Amerikanertums im innersten Herzen nicht zu bestreiten wagen.

Das „Weltreich des deutschen Gedankens", dessen friedlichen Imperialismus uns Eugen Kühnemann in seiner so betitelten Sammlung von Reden und Aufsätzen aufgerichtet hat, besitzt unstreitig trotz aller gegenwärtigen Trübungen und Störungen in den Vereinigten Staaten seine vornehmste und zukunftsreichste Kolonie, welche in gewaltiger,

gerade von Deutschland stets bewundernd anerkannter Selbstzucht und Selbstarbeit in mächtig aufsteigendem Streben begriffen ist, sich zu der vor nunmehr eineinhalb Jahrhunderten gewonnenen politischen Unabhängigkeit auch allmählich die kulturelle Selbständigkeit und Eigenwertigkeit zu erringen. Daß ihr Deutschland dazu der stärkste und treueste Mithelfer ist und noch weiter sein wird, ist den feinsten Geistern Amerikas auch in dieser vieles umwertenden Zeit nicht zweifelhaft. Was Kühnemann im Hinblick auf die Deutsch-Amerikaner empfunden hat, wird seine Wahrheit auch für die Mission des deutschen Gedankens in der gesamten amerikanischen Welt bewahren: „Denken wir den großen Fügungen unserer Geschichte nach; allen den kulturtragenden Völkern Europas ist das Germanenblut beigemischt, oder vielmehr sie sind erst durch den Zustrom des Germanenblutes zu den alten Volkstrümmern entstanden. Mich dünkt, nun ist die neue Zeit, der Anfang neuen eigenen Lebens für das deutsche Urvolk angebrochen. Wenn deutsches Blut jetzt noch als eine Kraftquelle fremder Kulturen sich erweist, so, scheint es, brauchen die Auslandsdeutschen dem deutschen Volkstum nicht mehr verloren zu gehen. Sie sollen in dem Selbstgefühl ihrer deutschen Weise den Beitrag ihrer treuen Arbeit geben . . . Das neue Deutschland erkennt seine Pflichten als Mittelpunkt des ‚größeren Deutschland', das alle Stammesgenossen auf dem Erdball umfaßt, Pflichten geistiger Art, die in keiner Weise hineingreifen in das Rechtsgebiet fremder Völker. Die deutsche Geschichte gilt nicht allein im Mutterlande."

Den Amerikanern, welche jemals mehr als für die flüchtige Dauer kurzer Besuchsreisen mit deutschem Wesen und deutschem Leben in Fühlung getreten sind, haben solche Gedanken nichts Befremdliches. Ihre Sympathien sind, in ausgesprochenem Gegensatz zu der Partei der Anglophilen, welche sich in ihrer verblendeten Opposition gegen ein von England boshaft verzerrtes Spottbild der deutschen Sache und Seele als die Tempelritter des Grals der Menschheit aufspielen, denn auch zahlreich zum Ausdruck gekommen. Geistige Führer, wie der bekannte Historiker Sloane, der Philosoph Fullerton, der Staatsrechtler Burgeß, der Theologe Hall und der Universitätspräsident Wheeler, alle keine Deutschamerikaner und so über jede, von englischer Seite nur zu gern

verdächtigte Parteilichkeit erhaben, haben manch kräftiges Wörtlein gesprochen über die Absurdität dieser plötzlich aus trüben und verworrenen Quellen aufsteigenden Germanophobie. Ihrem, dem Amerikaner trotz alledem eigenen nüchternen Wirklichkeitssinn ist die Paradoxie des sogenannten „Kampfes für Freiheit und Zivilisation" an der Seite des Weltusurpators England, des dumpfen, halbasiatischen Rußland und ihrer Hilfshorden denn doch bedenklich erschienen, und sie haben ihren Landsleuten mit der aus eigenem Erleben gewonnenen neutralen Sympathie, welche das schönste Vorrecht ihres großen Vaterlandes ist, ein leuchtendes Beispiel gegeben. Diese Männer, welche einen guten Teil des intellektuellen Amerikas darstellen und über die rein äußerliche wirtschaftliche und politische Ausgestaltung hinaus an dem großen Problem der Einordnung Amerikas in den Weltgedanken und in die Gesamtheit der Welt als einem geistigen und sittlichen Phänomen mitschaffen, empfinden auch in dieser Zeit, wo Deutschland und der deutsche Gedanke an dem gewaltigsten Wendepunkte ihrer Geschichte stehen, daß, wenn dereinst die Welt genesen wird, das deutsche Wesen seinen ihm vorbestimmten großen Anteil daran haben wird, trotz Englands!

6*

X.

Weltwirtschaft und Weltkrieg.
Über die Ursache des großen Krieges
von Dr. jur. Richard Strahl:

Unser Zeitalter stand, wenn man einen vorwiegenden Charakterzug zur Kennzeichnung einer ganzen Epoche wählen darf, im Zeichen der wirtschaftlichen Entwicklung.

So wie das Streben nach wirtschaftlichem Fortschritt dem Ideenkreis der großen Mehrzahl der einzelnen Staatsbürger und den wirtschaftlichen Strömungen der Parteiungen innerhalb der Länder die vorzugsweise Prägung gab, so spielten wirtschaftliche Ziele auch in der äußeren Politik der europäischen Großstaaten die maßgebende Rolle.

Man hat viel über die damit verbundene Materialisierung unserer Epoche des niedergehenden Idealismus in Politik und Völkerleben geredet und geschrieben. Aber ein Gutes hat man dabei immer wieder — gewissermaßen zur Versöhnung — hervorgehoben: die naturgemäße Kriegsfeindlichkeit einer Geschichtsperiode, deren Streben hauptsächlich wirtschaftlicher Art war.

Wie Ruhe und Frieden für das ungestörte ökonomische Fortschreiten innerhalb der einzelnen Nationen eine Notwendigkeit waren, deren Wert man in der langen Friedenszeit schätzen gelernt hatte, so führte die Weltwirtschaft, das Merkmal unserer Zeit, zu einer wachsenden Solidarität der Interessen unter den großen Kultur- und Handelsstaaten: waren doch gerade die Völker, von deren Entschlüssen das Schicksal der Welt abhing, bald als Versorger, bald als Abnehmer für tausend industrielle und Rohprodukte, für die Mitbenutzung von Handels- und Verkehrswegen, ja für die Beschaffung des täglichen Brotes, eines auf das andere, auf Frieden, Freundschaft und gemeinsame Arbeit angewiesen.

Selbst die ungeheueren militärischen Rüstungen der einzelnen Staaten konnten eher als eine Art Versicherung gegen den Krieg als ein Ansporn zur Feindseligkeit gelten. Drohte doch im Falle des Krieges eine derartige Vernichtung von Werten, daß selbst die obsiegende

Nation mit schweren wirtschaftlichen Verlusten und Rückschlägen zu rechnen hatte.
Der berühmte Pariser Nationalökonom Charles Gide hat die Formel geprägt, nach der das Wettrüsten den Krieg gewissermaßen in das Reich der mathematischen Operationen banne, in dem die ziffernmäßige Kriegsbereitschaft — annähernd gleiche Qualität der Truppen und Technik der Kriegsführung vorausgesetzt — den diplomatischen Aktionen in Zukunft Entscheidungskraft verleihen würde. Er stellte den Vergleich auf, daß ebenso wie die großen finanziellen Transaktionen sich heute zumeist nicht mehr durch Barzahlung, sondern auf dem Papier durch Verrechnung vollziehen, so auch die weltgeschichtlichen Abrechnungen durch die Größe der Rüstungsopfer gewissermaßen in rechnerische, papierene Unterlagen für diplomatische Schritte, Schiedssprüche und gütliche Ausgleichsverhandlungen sich verwandeln würden.
Und — wenn auch nicht diese etwas geschraubte Theorie — so doch die Auffassung, daß bei der herrschenden wirtschaftlichen Lage uns noch lange der Friede erhalten bleiben würde, daß die leitenden Staatsmänner immer noch, sei es auch im letzten Augenblick, eine Vermittlung finden und die Verantwortung eines Krieges von unabsehbarem Ausgange scheuen würden, teilten jedenfalls weite Kreise, und zwar gerade Männer, denen ein Urteil in Frage der internationalen Politik nicht abzusprechen war. Man zog in Rechnung die überwiegende, die überwältigende Zahl derer, die ein Interesse an der Erhaltung von Ruhe und Frieden hatten, im Vergleiche mit der Minderzahl derer, die ernstlich vor dem Risiko eines Weltbrandes nicht zurückschreckten. Ja, man konnte sich einen europäischen Krieg mit seiner Kulturwidrigkeit in unserem aufgeklärten Zeitalter schlechterdings nicht vorstellen.
Wir sehen heute, daß die Rechnung ihre Fehler hatte. In unserer Zeit wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Aufschwunges hatte man bei dem allgemeinen Drange zu systematisieren, zu mechanisieren und zu schematisieren manche Gefühlswerte, unmeßbare und ungreifbare psychologische und moralische Faktoren im Völkerleben zu wenig berücksichtigt. Man hatte historische und vertragliche Bande von Staat zu Staat außer Betracht gelassen, die aus kleinen Anlässen riesenhafte Wirkungen hervorzubringen geeignet waren, Fesseln, von denen man dachte, daß

sie im gegebenen Augenblick durch Einsicht, charaktervolles Handeln und die Kraft zum Guten gesprengt werden würden; man hatte gehofft, daß Vernunft und der Einsatz des Gutes und Blutes von Millionen, die kein eigenes Interesse, nicht Herz und Willen, nicht gemeinsamer Haß an einen abenteuerlichen, skrupellosen Kurs ihres Staates band, überall die verantwortlichen Leiter im kritischen Momente schrecken würden, die letzten Konsequenzen einer uferlosen, frivolen oder egoistischen Politik zu ziehen. Dabei war allerdings die ungeheure Schwierigkeit nicht zu unterschätzen, die in unserem heutigen Europa mit seiner eigenartigen Machtverteilung das Aufgeben einer einmal eingeschlagenen Richtung in der Politik — die sich auch wieder aus kleinen Anfängen vielfach in erstaunlicher, unvorhersehbarer Weise entwickelt hatte — an die Staatsmänner stellte. Wie sehr der Verzicht auf eine proklamierte Tendenz Schwächung des Ansehens und der internationalen Position, ja diplomatische Niederlage bedeuten konnte, ist dabei in Betracht zu ziehen.

Dann hatte man sich auch zu sehr daran gewöhnt, die Politik als eine Art objektive Wissenschaft anzusehen, sie zu sehr von der Person derer, die sie beeinflussen, loszulösen. Die internationale Politik der Welt wird letzten Endes tatsächlich von ein paar hundert Köpfen, die das Schicksal in eine entsprechende Stellung gesetzt hat, gemacht. Von Leuten aus ungefähr denselben Gesellschaftsklassen, von ähnlichen Manieren und ähnlicher Bildung. Aber man hatte sich durch diesen gleichartigen Firnis vielfach zu sehr blenden lassen und außer Rechnung gestellt, daß auch sie innerlich Angehörige ihrer Nation bleiben, den Anschauungen, Überlieferungen, Hoffnungen, Zu- und Abneigungen — tausend Imponderabilien — ihres Volkes unterworfen, den mannigfachsten Einwirkungen nationaler Interessengruppen, Suggestionen und Rücksichtnahmen ausgesetzt sind. Und manche von ihnen waren alles andere als friedliebend. Vielleicht hatte man das gerade in Deutschland, dem Lande der exakten Wissenschaft, im Gefühle ehrlicher Friedensliebe und selbstbewußter Kraft am meisten übersehen. Der Deutsche hat wohl in der Politik nicht allzuviel Sinn für psychologische Feinheiten — ist zuviel „entweder-oder". Hier, wo man für das gewaltige wirtschaftliche Fortschreiten, dessen Entwicklung man mit berechtigtem Stolze mit

ansah, den Frieden am meisten benötigte, war der Wunsch vielleicht auch zum Teil der Vater der friedlichen Weltanschauung.

Eine Partei, die wirklich für den Krieg war, gab es in Deutschland eigentlich überhaupt nicht. Auch viele der Pangermanisten und Imperialisten, die für die Ausdehnung des Kolonialreiches eintraten, dachten letzten Grundes, daß sich ihre Ziele durch starke Rüstung und festes diplomatisches Auftreten, vielleicht auch durch Säbelrasseln, aber unter Wahrung des Friedens erreichen lassen. Das von Anatole France über Deutschland geprägte Wort als der „nation qui aime les soldats, mais qui n'aime pas la guerre" hatte trotz des beißenden Spottes vielleicht in einem besseren Sinne seine Berechtigung.

Deutschland war wohl einer der wenigen Großstaaten, in denen Regierung und Volk — einerlei welcher Schicht — einmütig in der Friedensliebe war. Trotzdem wurde es im Auslande immer als der prädestinierte Friedensstörer hingestellt. Man konnte ihm sein leider so spätes Emporkommen, seinen verblüffenden Eintritt in den Rat der Weltnationen nicht verzeihen und nicht begreifen, daß sein wirtschaftliches Erstarken nicht auch zu gefährlichen Ambitionen politischer Natur führen sollte. Ihre klassische Ausführung findet diese Auffassung in dem im Auslande viel gelesenen Buche von Fullerton „Problems of Power. a study of international politics from Sedan to Kirk-Kilisse". Selbstverständlich ist, daß die ungemein rasche Entwicklung des konsolidierten Deutschlands, seine rapide Bevölkerungszunahme und militärische Organisation Gleichgewichtsverlegungen verursachte, die den anderen Nationen früher unnötige, nun unbequeme, schwere Opfer und Anstrengungen zwecks Erhaltung des alten Gewichts in der Wage auferlegte und daß dies nicht gerade zur Beliebtheit Deutschlands beitragen konnte.

Immerhin war wirklich kriegerisch, d. h. bereit, die letzten Konsequenzen aus den Gegensätzen zu Deutschland zu ziehen und im günstigen Momente die große Abrechnung durch das Schwert herbeizuführen, nur ein verhältnismäßig sehr geringer Teil der Angehörigen der gegnerischen Nationen. Nur aus der Verteilung der kriegslüsternen Gruppen, ihrem Einfluß und ihrer mehr oder weniger nahen Stellung zu den Personen, die für die europäische Politik ausschlaggebend waren, wird es begreif-

lich, daß es doch zum Bruche kam, trotz aller weitverbreiteter und stets wieder hervorgehobener Friedensliebe.

Auch hier waren die, die am lautesten schrien, nicht die gefährlichsten.

Frankreichs Politik war wohl am meisten von der Kriegsdrohung und dem Hinweis auf das Kriegsgespenst beherrscht. Trotzdem war Frankreich das Land, wo ein ganz überwiegendes Friedensbedürfnis und eine in den weitesten Kreisen verbreitete Kriegsunlust bestand. Man kann das über vierzigjährige Fortleben der Revanchedevise nur verstehen, wenn man sich ihre Rolle als Parteiparole vergegenwärtigt. Nach dem unglücklichen Kriege und dem Zusammenbruche der monarchischen Verfassung waren es vorzugsweise die reaktionären Parteien, Royalisten und Bonapartisten, die, an die verletzte Eitelkeit ihrer Landsleute appellierend, von der wieder aufgerichteten monarchischen Staatsform Rückeroberung der verlorenen Provinzen und Wiederherstellung des alten Glanzes versprachen. Demgegenüber wollten die republikanischen Parteien nicht wagen, in den Ruf schlechten Patriotismus zu kommen, und machten die Kriegsdevise zu der ihrigen. Damit hatte diese Eingang in die offizielle Regierungspolitik gefunden. Und später hatten die Regierungen, die rasch wechselnden Ministerien nicht die Kraft und bei ihrem vielfach kurzlebigen Dasein nicht die Zeit, das für ihre Popularität gefährliche Experiment eines Kurs- und Schlagwortwechsels zu wagen. Trotzdem verlor die Revancheidee im Volke mehr und mehr an Boden, und wenn man auch selten jemanden finden konnte, der sich offen und ehrlich gegen die Kriegsparole und für friedliches nachbarliches Abfinden mit dem alten Gegner auszusprechen wagte, so nahm die allgemeine Abneigung gegen den Krieg doch täglich zu. Am Ende blieb nur noch eine im Vergleich verschwindend kleine, aber um so lautere Gruppe gewerbsmäßiger Hetzer, die den Krieg predigte. Es waren Männer des öffentlichen Lebens, vor allem Journalisten, die aus der Agitation ihr Leben fristeten, und vor allem solche, denen sie allein ein gewisses politisches Relief und Ansehen verlieh. Und diese selbst hofften vielleicht noch weniger ernstlich auf den Krieg, als eine Gruppe von Dummen, die sich von ihnen hatten verhetzen lassen: die Agitation nährte sie besser als eventuell durch einen Krieg geklärte Zustände.

Schließlich begünstigte die Regierung insgeheim die Hetzer. Die Er-

klärung auch hierfür liegt mindestens zum Teil, so unwahrscheinlich es klingen mag, in wirtschaftlichen Gründen. Wer einmal Frankreich außerhalb der großen Touristenstraßen, besonders Südfrankreich, bereist hat, nur der kann sich einen Begriff der wirtschaftlichen Stagnation, des Dornröschenschlafes der wunschlosen Zufriedenheit machen, in dem große Gebietsteile dieses von der Natur so gesegneten Landes dahindämmerten, der begreift, daß ohne den steten Appell an die Ehre, an große bevorstehende Kämpfe und Abrechnungen die Mengen anspruchsloser und wirtschaftlich auch für das Alter ausreichend sichergestellter Landleute, Weinbauern und Kleinstädter einer absoluten wirtschaftlichen Erstarrung zu verfallen drohten. Harmlose Egoisten, denen eigene wirtschaftliche Sicherung in bescheidenem Rahmen das einzige bei der Üppigkeit des Landes leicht erreichbare Ziel des Lebens erschien. Heiterer Lebensgenuß in spießbürgerlichen Grenzen ist der Gipfelpunkt des Strebens von tausenden von Provinzbewohnern, — ein Streben, das bei derartiger Ausdehnung als eine ernste Gefahr für den Staat erscheinen mußte.

Für eine solche hielten es Staatsmänner und Regierung. Sie sahen den Rückschritt, und getrieben von dem begreiflichen Ehrgeize, der Nation wenigstens ihre alte Stellung zu bewahren, griffen sie zu jedem Mittel zwecks Aufrüttelung aus der gefährlichen Untätigkeit. Schon war Frankreich wirtschaftlich weit zurückgekommen von der Stellung, die es einst im internationalen Weltwettkampfe eingenommen hatte. Durch die sinkende Bevölkerungsziffer drohte auch militärisch-politisches Herabsinken zu immer größerer Bedeutungslosigkeit. Vor hundertundfünfzig Jahren noch — so rechnet uns Jaques Bertillon, die Autorität in den Fragen der Bevölkerungsstatistik, vor — war Frankreich wirklich auch an Zahl die „Grande Nation", der Staat, der an Einwohnerzahl sämtlichen anderen militärisch-politisch in Betracht kommenden Großmächten Europas zusammen die Wage hielt. Jetzt mußte man nach Bündnissen suchen, um dem geeinten und so erstaunlich gewachsenen östlichen Nachbarn einigermaßen gleich zu bleiben. Und, da auch Bündnisse sich wandeln und von wechselnder Zuverlässigkeit sind, so mußte man gar zu so kulturschädlichen Opfern schreiten, wie zur dreijährigen ausnahmslosen Dienstzeit, die den Unternehmungsgeist Tausender gerade

im Alter der wirtschaftlichen Existenzbegründung drei volle Jahre lang dem wirtschaftlichen Leben des Staates entzog.

Alles in allem eine außerordentlich gefährliche, ja verbrecherische Politik. Wenn auch die Revancheidee selbst nicht mehr recht zog, so war doch eine dauernde Beunruhigung gelungen. Man sah den östlichen Nachbarn als das große gefahrdrohende Rätsel an, bereit, bei dem geringsten Erlahmen und Nachlassen der nationalen Energie über das arme Frankreich herzufallen. Man haßte Deutschland als den Urheber aller Opfer und Lasten, denn niemand zahlt so ungern Steuern als gerade der Franzose.

Gegensätze in politischen Lebensinteressen, besonders auch wirtschaftliche Konkurrenz in größerem Rahmen bestanden bei alledem nicht zwischen den beiden Nachbarreichen. Es wäre bei beiderseitigem Entgegenkommen sicherlich nicht schwer gewesen, einen befriedigenden modus vivendi zu finden.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bezüglich Rußlands.

Rußland ist ein halb barbarischer Staat, noch im Stadium innerer und äußerer Konsolidation; ein Land unausgeglichener Gegensätze, ein Staat, in dem politisches Verständnis, politische Aspiration nur auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis durch Bildung Befähigter oder durch besondere Interessen dazu Getriebener beschränkt ist. Die große Masse ohne regere nationale Anteilnahme sieht im Staate mehr den Bedrücker als den Helfer. Sie steht auf einer Kulturstufe, in der der Begriff der bürgerlichen Freiheit, der staatlich und gesetzlich umhegten privaten Freiheitssphäre des einzelnen und des durch die Mitwirkung der Masse der Untertanen bei den großen Aufgaben des Staates geknüpften Bandes zwischen dem Staat und seinen Angehörigen so gut wie gar nicht existiert. Ein solches Volk, bei dem einem großen Teil der Staatsangehörigen jedes Mitbestimmungsrecht an dem Schicksal der Nation versagt blieb, mußte in seiner überwiegenden Mehrzahl friedliebend sein. Aber auch eine ganze Reihe von Elementen der politisch aufgeklärten Oberschicht war es. Man entsinne sich nur einer vor etwa zwei Jahren im Pariser Figaro erschienenen Aufsatzserie, in der sich die französischen Hetzer über das Hinneigen weiter Kreise von russischen

Großindustriellen, dann aber hauptsächlich von Grundbesitzern und Getreidehändlern zu Deutschland beklagten.
Gegen diese stand eine außerordentlich einflußreiche, gesellschaftlich hochstehende ausgesprochen deutschfeindliche Kriegspartei, Leute, die im Kriege den besten Förderer eigener ehrgeiziger und habsüchtiger Bestrebungen sahen. Durch Neigung, Erziehung und Mode der französischen Kultur — mit aller Aufnahme- und Anpassungsfähigkeit des Slawentums — nahestehend, befanden sie sich schon durch persönliche Geschmacksrichtung im Gegensatz zum Deutschtum, dessen disziplinierte Starrheit und organisierte Ordnung dem weichen und sensitiven Slawencharakter widerstrebte, ein Kreis, der die nationale Entwicklungsmöglichkeit nicht im Lande in pflichtbewußter, langsamer Kulturarbeit, sondern in äußeren Abenteuern leichter und glänzender suchen und finden zu können glaubte. Es sind Leute, die im Lande der unausgeglichenen wirtschaftlichen Gegensätze über einen so sicher fundierten Reichtum verfügten, daß sie vom Kriege nicht viel zu fürchten hatten, dann aber hauptsächlich Beamte, Offiziere — nicht zu vergessen die zahlreichen Armeelieferanten —, denen der Krieg unlautere Bereicherungsquellen zu eröffnen versprach. Eine ungemein mächtige Kriegspartei, der selbst viele Mitglieder des kaiserlichen Hauses offen angehörten!
Die Politik eines noch unorganischen, mit seinen Kulturaufgaben noch halbfertigen und in der Bildung begriffenen Staates ist notwendiger- und logischerweise Expansionspolitik. Beherrscht von dem gefährlich anmaßenden und andere Staaten bedrohenden Anspruch, als slawische und orthodoxe Vormacht zu gelten, ist die Regierung in ihren einzelnen Entschließungen schwankend, bald Palast-, bald Volksrevolution fürchtend. Im Grunde ist sie eher friedliebend, um die großen Projekte der Bauernbefreiung und Gemeinheitsteilungen, mit denen ein glücklicher Anfang gemacht worden war, fortsetzen, aber zu schwach, um sich der Prestigepolitik widersetzen zu können, so schwach, daß sie selbst unbotmäßiger Privatpolitik einzelner Diplomaten nicht wirkungsvoll entgegentreten konnte. Noch schwächer ist der Zar, der Selbstherrscher aller Reußen.
Also alles in allem, ein politischer Zustand, der zum Kriege trieb, sobald man sich Stärke zum Erfolge zutraute.

Bestand im deutschen Volke gegenüber Frankreich als Antwort auf die jahrelangen Hetzereien mancherlei Abneigung, die in den gebildeten Klassen doch wieder vielfach durch die Bewunderung für französische Kultur aufgewogen wurde, gegenüber Rußland die Gleichgültigkeit gegen den Unbekannten, gemischt mit Unbehagen vor dem gewaltigen unberechenbaren Koloß, so hatte sich gegenüber England ein sich immer weiter verbreitender, fast alle Volksschichten ergreifender scharfer Widerspruch gegen die Versuche so mannigfacher Hemmungen entwickelt, die von drüben kamen, — scharfe innere Gegensätze, die auch eine äußerlich einsetzende Versöhnungspolitik sobald nicht hatte überbrücken können.

Die Abneigung war freilich gegenseitig. Man fühlte sich in England wirtschaftlich überholt. Auf Gebieten, auf denen sich englischer Handel seit Jahrhunderten häuslich eingerichtet hatte, die als die sichere Domäne englischer Industrie erschienen waren, bedrohte deutscher Fleiß, deutsche Regsamkeit und deutsche Tüchtigkeit das englische Übergewicht. Der Engländer als Kaufmann ist zweifellos im Durchschnitt weniger aktiv als der Deutsche, ist, wie durch den Entwicklungsgang erklärlich, zurückhaltender. Er hatte eben für viele Dinge und seit langer Zeit das Monopol, man mußte zu ihm kommen. Darauf ist die ganze Anschauungsweise von dem, was als gentleman-like und fair galt, Sitte und gesellschaftliche Haltung zugeschnitten. Und der Engländer ändert gerade, was diese Ansichten anbetrifft, nicht so leicht seine Auffassung. Daher Verachtung der deutschen Geschäftsgepflogenheiten, und da, wo man den Erfolg anerkennen mußte, Wut gegen den siegreichen Konkurrenten, den Emporkömmling. Aber nicht nur der Großkaufmann auf dem Weltmarkte, auch der Mittelstand, der kleine Angestellte im Lande selbst hatte unter dem Wettbewerb zu leiden. Viele Tausende von Deutschen, begierig, Sprache und Geschäftsgepflogenheit zu lernen, boten sich in England selbst zur Arbeit um geringen Lohn an und drückten so die Lebensbedingungen breiter Schichten.

Die englische Politik ist mit den kaufmännischen Interessen mehr verwachsen als die irgendeines Staates auf dem Kontinent. So sah man von offizieller Seite die Entwicklung Deutschlands seit langem mit Besorgnis an. Jedem Zuwachs an Macht und Einfluß suchte man

entgegen zu arbeiten. Und als man die ungeheure Kraft und Energie, die sich in Deutschland selbst aufspeicherte, nicht mehr durch eine geschickte Gleichgewichtspolitik auf dem Festlande zur Neutralisierung bringen zu können glaubte, da sah man sich selbst gezwungen, die bewährte englische Politik als unparteiischer, abwartender Dritter aufzugeben und die unbequemen Bande eines kontinentalen Bündnisses auf sich zu nehmen. Man hielt es für notwendig, zur weiteren Niederhaltung Deutschlands das Gegengewicht zu vermehren. Dabei wußte man wohl, daß im Ernstfalle die Hauptlasten und das Hauptrisiko die festländischen Bundesgenossen zu tragen haben würden: der ungeheure Vorteil der Insellage und der starken Flotte.

Das war es aber, was in Deutschland allmählich sich verstärkenden Unwillen verursachte, das unritterliche Verhalten eines Gegners, der aus dem sicheren Hinterhalte Pfeil auf Pfeil abschießt, ohne selbst den gleichen Kampfesbedingungen zu unterliegen. Das Durchkreuzen aller deutschen Pläne, einerlei, wo auf der Erde man sich den Platz an der Sonne in heißer Arbeit zu erwerben bemühte, den Platz, der dem Fleiß und der Tüchtigkeit einer Nation von sechzig Millionen Menschen wohl zukam. Gegner auf Gegner suchte man anzuwerben, Freund auf Freund abtrünnig zu machen, um selbst wohl geborgen im Hinterhalte dem Ringen der emporstrebenden Nationen Einhalt tun zu können.

Und das alles letzten Endes nicht großer nationaler, sondern geschäftlicher Interessen halber. Wo man im friedlichen Wettstreite nicht mehr mitkommen konnte, da führte man politische Ränke ins Feld.

Man sah bei uns die grenzenlose Ungerechtigkeit, die darin lag, daß — falls es zum Kampfe kommen sollte — Deutschland für seine Existenz, England für schnöden wirtschaftlichen Gewinn fechten würde. Hier Volk in Waffen, hier Söldnerheer! England hatte das Leben von angeworbenen Mietlingen, von Abenteurern, die sich nicht aus Patriotismus, sondern handwerksmäßig für den Krieg hergaben, einzusetzen gegen ein Volk, bei dem jeder Familienvater, jeder Ernährer seiner Eltern, jeder, der überhaupt eine Waffe tragen konnte, Gut und Blut für sein Land aufs Spiel setzte. Wieviel größer der Jammer eines Krieges, einerlei welchen Ausganges, für ein solches Land! Das war

kein gleicher Einsatz, ebensowenig wie die Ursachen eines Krieges das gleiche sittliche Gewicht hatten.

Wenn daher in Deutschland schon vor dem Kriege vielfach Erbitterung gegen England herrschte, so kann man ihr die Berechtigung nicht absprechen.

Auf die inneren Gründe einzugehen, die die französisch-russische Alliance zusammenbrachten, ist überflüssig, sie liegen ja klar zutage. Ursprünglich war Frankreich froh, im Osten einen Gegner Deutschlands zu wissen, der die eigene militärische Lage wesentlich erleichterte. Rußland dagegen brauchte die guten französischen Louisdor. Mit dem inneren Niedergange Frankreichs und Erstarken Deutschlands erhöhte sich das französische Interesse an der Alliance. Frankreich konnte eben sein altes Gewicht im Rate der Völker nur durch Bündnispolitik erhalten. Ebenso wuchs auch Rußlands Wertschätzung am Zweibunde, je mehr Deutschland und Österreich sich zusammenschlossen, und durch die strikte Billigung und Deckung der österreichischen Balkanpolitik seitens des deutschen Sekundanten. Englands Beitritt erfolgte, um durch Unterstützung der kontinentalen Gegner den Rivalen zur See möglichst in Abstand zu halten, um selbst in Friedenszeiten Deutschland — unter entsprechender egoistischer Ausnützung der eigenen Bundesgenossen — durch starke Rüstungsopfer wirtschaftlich nach Kräften zu schädigen. England, das sich vom Frieden und engerer Freundschaft mit Deutschlands Feinden wirtschaftliche Vorteile versprach, stand bei einem allgemeinen europäischen Aderlaß reicher Gewinn, ohne eigenes großes Risiko in Aussicht. Dazu kam dann die persönliche Politik Eduards VII., des Mannes, der als konstitutionellster Monarch Europas es fertig brachte, als Persönlichkeit einer der stärksten Faktoren der diplomatischen Geschichte der Neuzeit zu werden. Seine ausgesprochene gallische Vorliebe und persönliche Verknüpfung mit gewissen Kreisen der Großindustrie und des Handels seines Landes schrieben ihm den Weg vor.

Dann die unmittelbaren Anlässe des Krieges: Österreich wird vor die Lebensfrage gestellt, den unruhigen, mit allen gewissenlosen und verbrecherischen Mitteln eines verkommenen Volkscharakters arbeitenden Nachbarstaat endgültig zur Ordnung zu bringen. Rußland, durch seine der Kriegspartei verschriebene Diplomatie festgelegt, kann nicht zurück,

ohne Gefahr zu laufen, nach mehreren diplomatischen Rückzügen in der Balkanpolitik der letzten Jahre seine traditionelle Stellung und sein Ansehen im südöstlichen Europa endgültig einzubüßen. Frankreich erklärt sich solidarisch, hineingeritten durch seine frivolen Hetzereien gegen Deutschland und in der Angst, sich durch eine Ablehnung dauernd bündnisunfähig zu machen, dabei die Isolierung und Schwächung Rußlands ebenfalls fürchtend, und gleichzeitig zitternd für den Verlust der in Rußland angelegten Milliarden. England sieht die Gefahr eines nach Vernichtung seiner kontinentalen Gegner übermächtigen Deutschlands. Es wirft sein Schwert in die Wagschale in der Hoffnung, damit den Ausschlag zu geben und durch den Sieg des Dreiverbandes der lästigen Konkurrenz des emporstrebenden Vetters für immer ledig zu werden.

Man redet vielfach von einem abgekarteten Spiele gegenüber Deutschland. Und wirklich lassen gewisse frühe Truppenbewegungen von Frankreich und Rußland diesen Verdacht aufkommen. Aber vermutlich ist diese Ansicht doch unrichtig. Wohl versuchten beide Staaten, Verwicklungen voraussehend, gegenüber dem mobileren Deutschland im gegebenen Falle den Druck ihrer Rüstungen ins Gewicht werfen zu können. Aber es ist bei dem allgemeinen Stande der militärischen Kriegsbereitschaft in Europa unwahrscheinlich, daß der Dreiverband jetzt den ihm verhältnismäßig ungünstigen Augenblick zum Losschlagen benutzt haben sollte, da in nicht allzulanger Frist seine geplanten militärischen Vorbereitungen ihn in eine wesentlich günstigere Lage gegenüber Deutschland versetzten. Vermutlich handelte es sich mehr um einen Einschüchterungsversuch, einen Bluff. Aber die Saat aus Englands kühl berechnetem, lang vorbereitetem Intrigenspiel und Frankreichs leichtsinnigen Hetzereien war inzwischen aufgegangen: als Österreich und Deutschland im Konflikt mit Rußland fest blieben, da war der plumpe nordische Riese nicht mehr zurückzuhalten. Die Leidenschaft verdrängte die kühlere Staatskunst, roh und täppisch schlug der Koloß los, seine Verbündeten mit sich reißend.

Vernichtungskampf gegen eine friedliebende blühende Nation. Gegen das Mutterland einer Rasse, gegen das Volk, das der Welt Kulturgüter geschenkt hat wie kein zweites.

Aber da kam das unvergleichlich große erhebende weltgeschichtliche Schauspiel, daß dies Volk, das ganz in der Arbeit um die Gewinnung seines täglichen Brotes aufzugehen schien, zeigte, daß es beim harten Lebenskampfe seelisch nicht verkümmert, sondern gewachsen war, daß Begeisterung, ungeahnte sittliche Kraft, glühende Vaterlandsliebe alle Schichten der Nation einte. Nicht hochtönende Phrasen, sondern Pflichtgefühl, mannhafter Opfermut, nicht das Flackerfeuer einer künstlich geschürten Aufwallung, sondern Vertrauen zu Gott und in die Zukunft der Nation, Warmherzigkeit, Hilfsbereitschaft und das reine Gewissen des Kampfes für die gute Sache, für die freventlich bedrohte Existenz eines großen Volkes: das alles brachte das Gute, Edle und Starke, das in diesem alten ruhmreichen Volke schlummerte, zu herrlichem Erwachen.

Und dann zeigte es sich, daß nicht die Zahl der Bajonette das Schicksal der Welt bestimmt, sondern der Geist, der den Arm beherrscht, der sie führt.

Tausende haben Blut und Leben geopfert, Tausende werden es noch opfern müssen, bevor das große Ringen zur Entscheidung kommt. Aber dann wollen wir das Ziel ehren, für das so viele starben: Deutschlands sichere staatliche Existenz und dauerhafter Frieden für unsere Kinder und Kindeskinder. Wir wollen nicht ruhen, bis die vernichtet sind, deren Habsucht und Übermut uns diesen Kampf aufgezwungen haben. Wir wollen nicht erobern, aber den künftigen Frieden sichern. Frankreich wird uns nach diesem Kriege nicht mehr gefährlich werden, die wahren Feinde sind das mißgünstige Albion und der ungeschlachte barbarische Koloß im Osten. Nur nach deren Fall kann eine neue Welt des Friedens und der Zivilisation erwachen. Es ist unsere heilige Pflicht, dies als das Vermächtnis unserer Toten zu erkennen und nicht eher zu rasten und zu ruhen, bis wir es erfüllt haben.

XI.
Politische und volkswirtschaftliche Geographie Europas
von Dr. Konrad Olbricht:

Europa zerfällt in drei Hauptteile. Mächtige langgestreckte Faltengebirge erstrecken sich durch die drei südlichen Halbinseln und umgeben girlandenartig die ungarische Tiefebene. Nach dem Mittelmeer kann man diesen Teil Europas treffend das mediterrane Europa nennen. Im Altertum Sitz der höchsten Kultur und noch heute in den Tiefebenen dicht bevölkert, ist das mediterrane Europa dem Norden gegenüber zurückgeblieben, da Kohle und Eisen nicht in der Verknüpfung vorkommen, welche die moderne Großindustrie bedingt.

Ein gewaltiges rings von Gebirgen und Meeren umrahmtes Tafelland bildet Osteuropa, welches die Hälfte des Erdteiles umfaßt. Im Norden leiten riesige Nadelwaldgebiete, die ganz Rußland nördlich der Wolga bedecken, zur eisigen Tundra über, im Süden erstreckt sich die Steppe um das Schwarze und Kaspische Meer. Zwischen Wald und Steppe dehnt sich ein oft üppiges Ackerbaugebiet aus, dessen fruchtbarste Teile Galizien und die Ukraine bilden. Reiche Erz- und Kohlenlager sind vorhanden, dazu an den Karpathen, der Krim und dem Kaukasus unerschöpfliche Erdöllager. Aber dem Gebiete fehlt der belebende Einfluß der See, infolge der riesigen Entfernungen von ihr krankt der Verkehr, und das Klima weist einen schroffen Gegensatz zwischen heißen Sommern und kalten Wintern auf. Osteuropa reicht im Westen bis zu den Rokitnosümpfen. Von diesen bis zu den Pyrenäen, vom Alpenwall bis zum Nordkap erstreckt sich das atlantische Europa. Diesem bringt der Golfstrom nicht nur Regen, sondern mildert auch — gleich einer Warmwasserheizung — die Winterkälte, so daß bis zum Nordkap die Häfen meist eisfrei sind und dadurch für den Verkehr besonders wertvoll werden.

Im Atlantischen Europa liegen um Schollengebirge fruchtbare Niederungen als Verdichtungspunkte der Bevölkerung; ein Teil dieser Niederungen ist von der flachen Ost- und Nordsee überflutet.

Die gegebene Einteilung Europas deckt sich mehrfach mit der Völkerverbreitung. Im Gebiete des alten Römerreiches wohnen die Romanen, die Italien, Spanien und Frankreich besiedeln, in England jedoch von später einwandernden Germanen verdrängt wurden (Angelsachsen) und sich mit diesen und der keltischen Urbevölkerung zu einem eigenartigen Mischvolk umformten; reiner blieben die Germanen in Mitteleuropa und der skandinavischen Halbinsel. Die in Osteuropa siedelnden Slawen überfluteten im Bereiche der Balkanhalbinsel die alte romanische Kultur, die nur in Rumänien erhalten blieb. Als Rest der mittelalterlichen Mongoleneinwanderung hielten sich in Ungarns Steppen die Magyaren, die im Verein mit den Karpathen die Scheidung der Slawen in Nord- und Südslawen bedingen, während die gewaltigen Rokitnosümpfe die Trennung der halbasiatischen kulturell tiefstehenden Russen von den mehr westeuropäischen Polen bedingen.

Das wahre Herz Europas bildet Deutschland als Mittler zwischen Ost und West und Nord und Süd. Dieser Lage verdankt es in Friedenszeiten einen glänzenden Aufschwung, der aber auch mehrfach großem Niedergange wich, wenn es der Kampfplatz feindlicher Mächte wurde (Dreißigjähriger Krieg, Zeitalter Napoleons).

Das Deutsche Reich füllt nur die Hälfte Mitteleuropas aus, das im Westen bis zu den Kreidehöhen von Artois, den Argonnen und dem Schweizer Jura, im Süden bis zu den Alpen und Karpathen und endlich im Osten bis zu den Rokitnosümpfen reicht, im Norden in breitem Saume an Nord- und Ostsee grenzend. Dieses Mitteleuropa umfaßt in ganzem Umfange die Flußsysteme des Rhein (mit Maas), der Weser, der Elbe und der Weichsel, dagegen nur einen Teil des Donaugebietes, das sich zum Pontus entwässert; einer der Gründe nicht nur für die Trennung Österreichs vom übrigen Deutschland, sondern auch für die Sonderstellung, die auf mehreren Gebieten Bayern im neuen Reiche einnimmt.

Das Deutschtum hat die oben gegebenen natürlichen Grenzen Mitteleuropas nie ganz ausgefüllt. Das Reich des frühen Mittelalters reichte zwar wirklich bis zu den Argonnen und den Höhen von Artois, zur selbigen Zeit war jedoch der Osten zumeist von Slawen besiedelt, die

ihren weitesten Vorstoß gen Westen bis zur Elbe machten; die Namen Neumark, Altmark, Steiermark bezeichnen diese alte Grenze.
Später schob Frankreich, die innere Zersplitterung Deutschlands benutzend, seine Ostgrenze weit über ehemals deutsches Gebiet (Dunkerque = Dünkirchen, Roubaix = Rodebeke, Verdun = Wirten usw.), ja, kurze Zeit sogar bis zum Rhein. Im Jahre 1581 verlor das Reich durch den Abfall der Niederlande die Rheinmündungen. Inzwischen verschob sich der Schwerpunkt des Reiches nach Osten, wo namentlich im Anschluß an das große, das norddeutsche Flachland von der Elbe bis zur Weichsel durchziehende Netz der Urstromtäler (Kanäle!) sich Preußen entwickeln konnte und vor dem großen Zusammenbruch vor hundert Jahren tatsächlich den größten Teil von Polen besaß.
Nach Zerfall des Reiches entwickelte sich im Flachlande im Anschluß an Preußen der norddeutsche Bund, der 1871 zum neuen Reich erweitert wurde. Dieses umfaßt im Osten über 3 Millionen Slawen, läßt dagegen Millionen von Deutschen außerhalb seiner Grenzen, die namentlich im Osten durchaus unnatürlich und schwer zu verteidigen sind, weshalb die Festungslinie Königsberg, Graudenz, Thorn, Posen, Breslau und Glatz einen geraderen Verlauf nimmt. Ein weiterer Nachteil der Reichsgrenze ist, daß sie zumeist als Landgrenze ausgebildet ist und das Rheingebiet, das mit seiner Rieseninduſtrie die Großhäfen Antwerpen und Rotterdam bedingt, jenseits der Reichsgrenzen seinen Handel mit dem Auslande austauscht, woran auch der Bau des Dortmund-Emskanals wenig geändert hat.
Die Reichsbevölkerung ist seit 1871 von 41 Millionen auf 68 Millionen gewachsen; über 50 Städte sind Großstädte. Trotz dieser riesigen Bevölkerungszunahme ist die Auswanderung verhältnismäßig klein geblieben, da die Industrie starke Arbeitskräfte braucht und der Ackerbau in den letzten Jahrzehnten eine gewaltige Steigerung seiner Ertragfähigkeit zu verzeichnen hat.
Bei nach dem Frieden notwendigen Grenzverschiebungen könnte man daran denken, die Grenzen Mitteleuropas als Grenzen eines Neu-Deutschland zu wählen. Daß dies jedoch eine Utopie ist, ersehen wir schon daraus, daß Deutsch-Österreich unmöglich von der Gesamt-Monarchie losgelöst werden kann. Eine Einverleibung Polens würde
7*

den Anteil der Slawen an der Reichsbevölkerung auf über 15 Millionen steigen lassen, was nicht unbedenklich ist, daneben aber das deutsche Wirtschaftsgebiet gewaltig erweitern und dem Osten einen großen Aufschwung bringen, namentlich durch Beseitigung der Zollgrenze gegen Rußland.

Anders liegen die Verhältnisse gegen Frankreich. Nicht nur die zum größten Teil in Frankreich gelegenen Minetteerzfelder, sondern auch die Lage der jetzt viel genannten Festungen Lüttich, Namur, Longwy, Verdun, Toul und Belfort zwingen zu einer westwärts vorgeschobenen Grenze. Die Nationalitätenfrage wird sich dann von selbst regeln, wenn wir bedenken, daß seit 1871 Frankreich nur von 36,2 Millionen auf 39,8 Millionen Einwohner anwuchs und die Folgen des Krieges sicher eine starke Abnahme der Bevölkerung bedingen werden, die man nicht zu gering einschätzen darf, wenn man erwägt, daß 1912 der Geburtenüberschuß nur 25000 betrug gegen beinahe 800000 in Deutschland. So gleicht Frankreich schon heute einem barometrischen Minimum, das in der Folge von selbst von außen andere Bevölkerungsmassen anziehen muß, namentlich aus dem dichter bevölkerten Deutschland und Italien. Einen heiklen Punkt bei den Friedensverhandlungen werden Holland und Belgien bilden. Das mindest zu Erwartende ist ein Zollverband, doch werden die Ereignisse wohl von selbst Holland mit seinem riesigen, nur durch die Eifersucht der Großmächte bisher gehaltenen Kolonialbesitz zu einem engeren Anschluß an das ihm völkisch verwandte Deutschland, dem es den größten Teil seines Handels verdankt, veranlassen. Glücklicherweise sind wir jetzt in der Lage, Antwerpen und Rotterdam gegeneinander ausspielen zu können.

Von Natur aus ist unser westlicher Nachbar Frankreich viel besser ausgestaltet als wir. Ausgedehnte hafenreiche Küsten am Mittelmeer und dem Ozean ermöglichen einen lebhaften Verkehr, die Pyrenäen bilden eine leicht zu verteidigende Grenze gegen Spanien, die Alpen eine solche gegen Italien, die zudem beide von stammesverwandten Romanen bewohnt werden, so daß fast die ganze Verteidigungskraft sich gegen Deutschland richten kann. Um die Hochfläche der Auvergne lagern sich im Westen die nur durch niedrige Hügelschwellen getrennten Tiefebenen der Garonne, Loire und Seine, die schon frühzeitig einen einheitlichen

Staat bildeten, zu dem erst später die Tiefebenen der Saone (Burgund) und Rhone (Provence) mit ihrer abgelegenen Lage hinzukamen. Mit Leichtigkeit konnte daher schon frühzeitig ein großes Kanalnetz angelegt werden (Ludwig XIV.), das aber heute wenig Wert hat, da die Kanäle nur für kleine Schiffe sich eignen und die Flüsse durch die Entwaldung des letzten Jahrhunderts mehr und mehr versanden und dem Verkehr entzogen werden. Mit Ausnahme der felsigen rauhen Auvergne, der Alpen und der von Mooren und Heiden bedeckten Hochfläche der Bretagne und Normandie ist überall guter Ackerbau möglich, infolge des milderen Klimas kann namentlich Weizen angebaut werden. Große Flächen sind mit Wein bebaut, die Küsten liefern eine Fülle von Fischen, in der warmen Provence bildet der Maulbeerbaum die Grundlage zur Seidenindustrie, während die Hochflächen mit Weiden bedeckt sind (Wollindustrie). So ist Frankreich 1816 ein blühendes Land mit 29,5 Millionen Einwohnern (gegen 24,8 Millionen in Deutschland, 20 Millionen in England, 9 Millionen in der Union und 19 Millionen in Italien).

Frankreich besitzt zwar dicht an der deutschen Grenze in Lothringen über die Hälfte der gewaltigen Minetteerze, dagegen nur kleine Steinkohlenlager. Das größte der letzteren bildet die Fortsetzung der belgischen Kohlenlager mit Lille und Roubaix; ihm gegenüber sind die Kohlenlager von Le Creusot (Kanonenfabriken von Schneider) und St. Etienne (Nähe der Lyoner Industrie) unbedeutend. So kommt es, daß Frankreich namentlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus der Reihe der Großindustriestaaten ausscheiden mußte. Bis 1870 wuchs seine Bevölkerung noch auf 38 Millionen an. Der Handel betrug damals 136 Millionen Mark und wurde nur von demjenigen Englands übertroffen, die Handelsflotte war der Deutschlands überlegen, auch die Unterschiede beider Länder in Roheisenförderung und Kohlenabbau waren verhältnismäßig gering, mit dem gewaltigen Vorsprunge Englands gemessen. Seit dem vorletzten unglücklichen Kriege ist Frankreich nur um 3,4 Millionen Einwohner (gegen 28 Millionen in Deutschland, 13 Millionen in England) gestiegen, die Industrie ist der englischen und namentlich der deutschen und amerikanischen gegenüber stark ins Hintertreffen geraten. Frankreich hat nur 15 Großstädte; zwei Drittel

des Wachstums des Gesamtlandes seit 1870 fallen auf Paris, das sich mehr und mehr zum Wasserkopf des Landes zu entwickeln drohte.
Die geringe Bevölkerungszunahme hat in Frankreich kein Auswandererproblem (Siedlungskolonien) aufgeworfen; da das Land sich selbst genügend mit Getreide versorgen kann und die wenig entwickelte Industrie nicht in dem Maße wie die deutsche und englische auf die Einfuhr von Rohprodukten angewiesen ist, hat sich der Handel weniger entwickelt, namentlich ist das Bedürfnis nach Kolonien nicht in dem Maße eine Frage der Selbsterhaltung, wie bei Deutschland und England. Wenn Frankreich trotzdem heute ein riesiges Kolonialreich besitzt, müssen wir bedenken, daß dieses weniger der Notwendigkeit entsprang, Siedlungskolonien und Ausfuhrländer für Rohprodukte zu suchen, sondern aus dem für Frankreich so verhängnisvollen Revanchegedanken herauswuchs, um das Land über innere Mißlichkeiten hinwegzutäuschen. Daher der so geringe Erfolg der französischen Kolonialpolitik trotz des glänzenden Äußeren und der riesigen aufgewandten Kapitalien. Anstatt im Lande eine Industrie zu begründen, wanderten Milliarden nach Rußland, um dies gegen Deutschland mobil zu machen. Nun ist der Zusammenbruch da, und es ist nicht undenklich, daß das Land aus der Reihe der Großmächte ausscheiden muß, in der es sich nur kläglich durch geschickte Diplomatenzüge und unnatürliche Bündnisse gehalten hat.
Geradezu das Gegenstück zu Frankreich ist England, dessen wirtschaftliche Lage — wie wir gleich sehen werden — die Erwerbung eines großen Kolonialreiches unbedingt erfordert.
Von den 315000 qkm der britischen Inseln sind über zwei Fünftel Gebirgsland. Von den zwischen den Gebirgen liegenden Tiefländern ist das bedeutendste das englische Tiefland, welches etwa ein Drittel der Oberfläche der Inseln umfaßt. Kleiner ist die mitteliriſche Tiefebene und die mittelschottische Senke mit Glasgow und Edinburg. Die ehemalige keltische Urbevölkerung der Inseln ist durch jüngere Einwanderungen bis in die entlegenen Gebirge zurückgedrängt worden. Die erste dieser Einwanderungen brachte die Römer nach England. Sie besetzten die Hauptinsel bis zum schottischen Bergland, woran die auf cester, caster, chester (castra = Lager) endenden Ortsnamen erinnern. Im frühen Mittelalter erfolgte die Einwanderung der Angelsachsen und

Norweger, an die ebenfalls zahlreiche Namen (Anglesey, Norfolk, Suffolk, Essex usw.) erinnern. So entstand im Laufe der nächsten Jahrhunderte ein Mischvolk aus Romanen und Germanen, das durchaus nicht ein germanisches Volk genannt werden darf. Nach Niederschlagung großer innerer Aufstände beginnt unter Elisabeth der Aufstieg des Landes, der um so eher erfolgen konnte, als England infolge seiner Insellage von den Kriegsstürmen des Festlandes verschont blieb. Das Wesen der englischen Politik besteht von nun an darin, einmal die Festlandsmächte (Unterstützungsgelder) gegen einander zu hetzen, daneben aber die jeweils größte Flotte des Festlandes zu vernichten. So wird 1588 die Armada, 1653 Hollands Flotte vernichtet.

Der große Regenreichtum des Landes erschwert den Ackerbau, dessen Feind außerdem der riesige Großgrundbesitz ist. Da so das Land die stark zunehmende Bevölkerung nicht fassen kann, wird die nordamerikanische Küste zwischen den Appalachen und dem Atlantischen Ozean besiedelt; um das Land mit Rohprodukten zu versorgen, beginnt die Gründung tropischer Kolonien, vor allem die Besetzung Indiens, das früher, wie die Restkolonien zeigen, französischer Besitz war. Im Jahre 1763 verzichtet Frankreich nicht nur auf Indien, sondern auch auf seinen nordamerikanischen Kolonialbesitz, an den noch heute viele Namen (New-Orleans, Louisville, Montreal, St. Paul, St. Louis) erinnern. Die atlantischen Kolonien lösen sich 1775 vom Mutterlande als Vereinigte Staaten ab, welcher Verlust teilweise durch die Eroberung des früher holländischen Südafrika wieder gut gemacht wurde. Die Namen Abukir und Trafalgar bezeichnen den Schluß der französischen Hegemonie zur See. Eine riesige industrielle Entwicklung setzt mit der Erfindung der Dampfmaschine ein, wodurch England seine riesigen, zudem meist in der Nähe der See gelegenen Kohlen- und Eisenlager erst auszunutzen begann.

In der Mitte des Landes entsteht das große Industriegebiet des „Black country“ mit den Mittelpunkten Manchester und Birmingham. Die nach Amerika zu gelegenen Teile verarbeiten namentlich Baumwolle (Manchester, Lancashire), der Osten Schafwolle und Flachs (Leicester, Nottingham, Leeds) oder betreibt Stahlindustrie (Birmingham und Sheffield). Durch Schiffbau zeichnen sich die dem holzreichen Nord-

europa gegenüberliegenden Kohlengebiete von Newcastle, Sunderland und Stockton aus. Kanadisches Holz bedingt im Verein mit Kohlenlagern den Schiffbau Glasgows und die Industrie der schottischen Senke, als deren Ableger man das irische Industriegebiet um Belfast betrachten kann. Haupthafen des mittelenglischen Industriegebiets ist Liverpool; Hull führt Holz und Wolle ein, Cardiff versorgt das riesige Kolonialreich mit Kohle, während in London der Handel des größten Teiles der Erde zusammenläuft. So entwickelte sich England bis 1870 zu dem größten Industrielande der Erde, das einzig in seiner Art keinen Nebenbuhler hatte. Sein Handel betrug damals schon 11 Milliarden Mark (5 in Frankreich und Union, 3,7 in Deutschland), die Roheisenförderung übertraf die amerikanische und deutsche um das drei- bis vierfache, die Kohlenförderung die der genannten Länder um das zehn- und vierfache.

Die zunehmende Industrialisierung bedingt ein starkes Abströmen der Bevölkerung in die Städte, ein Zurückgehen der Landwirtschaft und damit die Notwendigkeit, Getreide und Fleisch aus dem Auslande einzuführen. Zugleich verlangt die Industrie eine riesige Einfuhr von Rohprodukten, namentlich von Baumwolle. In immer größerem Umfange werden tropische Produkte zur Ernährung der Bevölkerung herangezogen (Reis, Bananen, Zucker, Mais, Tee, Kaffee).

So war England in ganz anderem Maße auf den Erwerb von Kolonien hingewiesen. Der Mittelpunkt des Kolonialreiches ist Indien mit seinen 315 Millionen Einwohnern über zwei Drittel der Einwohnerzahl des gesamten Reiches umfassend. Es versorgt England mit Baumwolle, Reis, Zuckerrohr, Edelmetallen und Weizen (Pendschab); viel wichtiger aber sind die riesigen Steuererträge, die aus der Bevölkerung herausgepreßt werden und mit deren Hilfe England seine gesamten Kolonialkriege führt. Mit Indien steht und fällt das Riesenreich, da Indien auch die Brücke zu Ostasien und Australien bildet. Den Seeweg nach Indien zu sichern, galt als höchstes Ziel englischer Politik; Gibraltar, Aden, Malta, Cypern und Ägypten sind nur Etappen auf diesem Wege, der nur durch Beherrschung des Mittelmeers erreicht werden kann. Um Rußland von diesem abzudrängen, führte es mit Frankreich den Krimkrieg, die Räumung Faschodas durch Frankreich hängt auch

hiermit zusammen. Von den übrigen Kolonien sind die wichtigsten die Siedlungskolonien Kanada, Südafrika und Australien, die das Mutterland nicht nur mit Fleisch und Getreide, sondern auch mit Gold versorgen.

War 1870 England das einzige Industrieland der Erde, so ist dies seitdem anders geworden. Wuchs sein Handel bis 1912 auf 23 Milliarden Mark, so derjenige Deutschlands auf 19,5, der der Union auf 17,5! Seine Eisenindustrie ist von der deutschen und amerikanischen überflügelt, die Kohlengewinnung ebenfalls von der amerikanischen, während die deutsche ihr beinahe gleich geworden ist. Zudem sind Deutschland und Amerika in ganz anderem Maße als England die Sitze der elektrischen Großindustrie.

So steht heute England als ein Riesenreich da, von dem das Mutterland nur die Industrieprovinz, London die Börse ist. Ringsum drohen es Wettbewerber zu überflügeln oder wenigstens seine Monopolstellung zu bedrohen. Frankreich kann ohne Kolonien weiter fortleben, Deutschland kann auch ohne sie in beschränktem Maße sein Dasein fristen, für England bedeutet aber der Verlust der Kolonien den Ruin! Dessen muß man sich im Hinblick auf die Dinge, die sich zurzeit vorbereiten, wohl vergegenwärtigen. Dabei darf man aber auch nicht vergessen, daß sein gewaltiges Kolonialreich zumeist unter geschickter Ausnutzung der Schwächen der Gegner aufgebaut ist, weniger ausschließlich durch eigene Kraft zusammengeschweißt wurde.

Benutzte es früher die Verwicklungen Spaniens, Portugals und Frankreichs mit anderen Kontinentalmächten zur eigenen Bereicherung, so holt es heute zu demselben Schlage gegen Deutschland aus. Allzugern sind Frankreich, Rußland und Belgien den Sirenenklängen seines Intrigenspiels gefolgt, noch immer scheinen sie nicht zu merken, daß sie nur ausgenutzt werden sollten. —

Eine Zwischenstellung zwischen Frankreich und England nimmt wirtschaftlich Rußland ein, welches fast die Hälfte ganz Europas besitzt. Von seiner Riesenfläche ist das Gebiet im Norden der oberen Wolga von endlosen Nadelwäldern eingenommen, denen sich nach Süden fruchtbares Ackerland anschließt, das jenseits der Linie Kischinew, Charkow und Saratow in die Steppen übergeht. Die fruchtbarsten

Gebiete sind die Schwarzerdegebiete Bessarabiens, Podoliens und der Ukraine. Mehr und mehr werden auch die am Schwarzen Meer gelegenen pontischen Steppen in Ackerland umgewandelt, während die jenseits der Ergheni hügel beginnenden Kaspischen Steppen trockene Salz- und Sandwüsten sind. Die Grenzen Rußlands sind durch das Schwarze Meer, den Kaukasus, das Kaspische Meer, den Ural, das Eismeer und die Ostsee gut gegeben. Im Südwesten wären die natürlichsten Grenzen die Rokitnosümpfe und die Mauer der Karpathen; geschichtliche Gründe bedingen es, daß es im Westen über die Rokitnosümpfe reicht und mit unnatürlicher Grenze Deutschland berührt, während es die Karpathen nicht erreicht.

Das russische Reich entwickelte sich als Binnenstaat nach Vereinigung kleinerer Staaten in dem Ackerbaugebiet der Umgebung von Moskau. Herrschender Stamm waren die stark mit tartarisch-mongolischem Blute durchsetzten slawischen Großrussen; im Waldgebiete des Nordens saßen die mongolischen Völker der Finnen, Esthen, Karelier und Samojeden, in der Steppe die Nomadenvölker der Kalmücken und Kirgisen. Am Schwarzen Meer siedelten die Ruthenen, jenseits der Rokitnosümpfe die Polen, an der Ostseeküste blühte in den Ostseeprovinzen und in Finnland deutsche und schwedische Kultur, von der noch heute die hohen schlanken Kirchen dieser Gebiete zeugen.

Die gesamte russische Geschichte ist nunmehr von dem Gedanken beherrscht, den Anschluß an die See zu erreichen. Durch Eroberung der Ostseeprovinzen faßt Peter der Große Fuß an der Ostsee und nennt die neue Hauptstadt St. Petersburg. Namentlich unter Katharina wird die Grenze ans Schwarze Meer geschoben und zugleich die reichen von Ruthenen bewohnten Schwarzerdelandschaften unterworfen, wobei die Ruthenen unterdrückt, ihre Kultur vernichtet, ihr Namen in Klein-Russen umgewandelt wurde. Als Hafenstadt wird Odessa gegründet, zahlreiche Städte (Jekaterinenburg, Jekaterinoslaw usw.) erinnern an die große Zarin.

Aber mit Ostsee und dem Pontus war noch immer nicht der eisfreie offene Ozean erreicht, von ihm trennten der Sund und die Dardanellen. Der von England begonnene Krimkrieg drängte Rußland von den Dardanellen ab, nachdem Versuche, am Atlantischen Ozean an Nor-

wegens Küste Fuß zu fassen, fehlgeschlagen waren. Nun wendet sich das Reich nach Osten. Da das 1860 gegründete Wladiwostok die Erfordernungen eines eisfreien Hafens nicht erfüllt, wird 1895 Port Arthur am Gelben Meer gepachtet, aber schon zehn Jahre später an Japan verloren. Die letzten Bestrebungen Rußlands richteten sich namentlich gegen Persien, um auf diesem Wege den Indischen Ozean zu erreichen, auch Operationen gegen Skandinavien scheinen geplant zu sein.

Den Schwerpunkt Rußlands bilden die Ackerbaugebiete der Mitte und namentlich des Südwestens um Kiew. Im Ackerbaugebiet leben auch über 100 Millionen Einwohner, und die meisten Großstädte sind hier gelegen. Zum Ackerbaugebiet rechnen wir auch Polen mit Warschau und der Fabrikstadt Lodz, die namentlich Baumwolle spinnt. Mittelpunkt der Schwarzerdegebiete ist Kiew. Im nördlichen Waldgebiet ist Petersburg die größte Stadt des Reichs geworden, an der Mündung der Dwina liegt Archangelsk, durch eine Eisenbahn mit Moskau verbunden. Da der Hafen im Winter längere Zeit vereist ist, war die Anlage eines neuen Hafens an der Küste der Halbinsel Kola — letzter Ausläufer des Golfstroms — und der Bau einer Eisenbahn von Petersburg dorthin geplant. Der neue Hafen sollte bei Alexandrowsk liegen.

Die Städte des Steppengebiets sind meist Getreidehäfen, von denen Odessa bei weitem an der Spitze steht mit dem größten Verkehr aller russischen Häfen.

Von den russischen Kolonien sind die wichtigsten Turkestan und Sibirien. Ersteres liegt zu beiden Seiten der in den Aralsee fließenden Flüsse Amu-darja und Syr-darja, an deren Oberlauf (Ferghana) Baumwolle gebaut wird. Sibirien weist in den nördlichen Grenzgebirgen große Erzlager auf. Um den Mittellauf von Ob und Jenissei breiten sich fruchtbare Ackerländer aus. Der weitaus größte Teil des Landes besteht jedoch aus Nadelwald und Tundra. Die Riesenströme münden ins Eismeer und kommen schon deshalb für den Weltverkehr nicht in Betracht.

Rußland ist von der Natur reich gesegnet. Der Wald des Nordens liefert unermeßliche Mengen an Holz und beherbergt zahlreiche Tiere, deren Pelz sehr geschätzt ist. Auf Flächen, die an Größe das Deutsche Reich um ein Mehrfaches übertreffen, kann Getreide angebaut werden,

wozu im Süden die Zuckerrübe kommt. Kohlenlager finden wir in Polen (Dreikaiserecke), südlich von Moskau und am Donez, Eisenerze liefern das Donezgebiet und der Ural, letzterer auch Edelmetalle. Baumwolle wurde in immer größerem Umfange in Ferghana (Syr-darja) angebaut. Die gewaltigen Herden der Grassteppen liefern Wolle und Fleisch, auf der Krim (Kertsch) und bei Baku liegen ergiebige Erdöllager.

Aber alle diese Vorzüge werden durch die ungeheueren Entfernungen im Lande und namentlich durch die Abgelegenheit von der See erheblich verringert: denken wir nur an die einzige Tatsache, daß der Riesenstrom der Wolga, deren Gebiet etwa ein Drittel Rußlands umfaßt, in ein Binnenmeer mündet, zwei andere große Ströme — die Dwina und Petschora — in das Eismeer.

So ist der Handel Rußlands verhältnismäßig gering geblieben und die Ausnutzung der Bodenschätze noch im Anfang begriffen. Auch die große Getreideausfuhr wird nur durch die Unterernährung eines großen Teils der Bevölkerung erklärlich, nicht aber entspricht sie einem in seiner Leistungsfähigkeit gesteigerten, die Bodenfläche aufs äußerste ausnutzenden Ackerbau.

Im Europäischen Rußland einschließlich Polen wohnen heute annähernd 140 Millionen Einwohner, deren gewaltige Masse im Verein mit der großen natürlichen Bevölkerungszunahme das Schreckgespenst des Panslawismus an die Wand gemalt hat. Haben schon die Ereignisse der letzten Wochen gezeigt, daß die Südslawen in ihrer Mehrzahl durchaus nicht geneigt sind, die Sache Rußlands durchaus mit zur ihrigen zu machen und in einer Ausdehnung Rußlands nur den Beginn ihrer gewaltsamen Unterdrückung sehen, so ersehen wir außerdem, daß die völkische Einheit Rußlands nicht so groß ist, wie man auf den ersten Blick denkt. Den Kern der russischen Bevölkerung bilden die kulturell niedrig stehenden, mit mongolischen Elementen durchsetzten Großrussen, von denen schon Napoleon I. sagte: „Kratzt am Russen, und es kommt der Tatar zum Vorschein.“ Ihre Zahl beträgt 75 Millionen, d. h. nicht viel mehr, als Deutschland Einwohner hat. Mit annähernd 30 Millionen folgen die Ruthenen, die das beste Getreideland besiedeln.

Die Zahl der Polen beträgt 11 Millionen, ebenso stark sind die türkisch-tatarischen Völker.
Erwägt man, daß über zwei Drittel der Bevölkerung Rußlands weder lesen noch schreiben können, so versteht man durchaus, daß die Politik des Landes nur von der Großmachtssucht der sogenannten Kriegspartei gemacht wird. Zudem „zivilisiert" Rußland, indem es die intelligenten Nichtrussen gewaltsam unterdrückt und überall die Herrschaft der Willkür und brutalen Gewalt einsetzt. Man kann wohl sagen, daß Rußland in seinem heutigen Umfange als Werkzeug der skrupel- und gewissenlosen Großfürstenpartei eine ständige Bedrohung Europas auch in der Zukunft sein wird, wenn es nicht gelingt, das unkultivierte Großrussentum auf sein eigentliches Wohngebiet zu beschränken und namentlich das nationale und wirtschaftliche Leben der am Pontus und der Ostsee siedelnden Völkerschaften — vor allem Polens — neu zu beleben und von Rußland unabhängig zu gestalten. Hoffentlich finden sich in den genannten Völkerschaften Leute mit dem nötigen Weitblick, die das zum Teil schon unter der russischen Knute verstumpfte Volk zum Besinnen auf seine völkischen Pflichten und kulturellen Aufgaben bringen. —
Mit annähernd 85 Millionen Köpfen (einschließlich der 6 Millionen Niederländer) bilden die Deutschen noch heute die stärkste geschlossene Nationalität Europas, die trotz der zeitweise großen Auswanderung seit 1870 sich noch um über 30 Millionen vermehrte. Außerhalb des Reiches wohnen die meisten Deutschen — über 12 Millionen — in Österreich-Ungarn, welches man wohl mit Recht als das ungeographischste Land der Erde bezeichnen kann
Den Kern der Monarchie bilden die meist von Deutschen bewohnten Alpenländer und das Gebiet der mittleren Donau, welches dank einer starken Lößdecke einen üppigen Ackerbau (Zuckerrüben und Weizen) ermöglicht. Die wichtigste Siedlung dieses Gebiets ist Wien, wo die Donau die Lücke zwischen Alpen und Karpathen — die das Tor zwischen Morgen- und Abendland bildet — durchströmt. Deutsche bewohnen auch die bewaldeten Randgebirge Böhmens und Mährens, in denen sich dank der Wasserkraft der Flüsse und der nordböhmischen Braunkohlenlager eine große Leinwand- und Baumwollindustrie an-

gesiedelt hat. Das innere Böhmen besiedeln die Tschechen mit Prag als Hauptstadt. Tschechen besiedeln auch das große Kohlengebiet von Mährisch-Ostrau mit seinem mächtigen Bergbau. Im Süden bilden die Steiermark — mit der Pensionopolis Graz — und das Beckenland Kärnten die letzten Bollwerke der deutschen Kultur, südlich welcher Italiener (in Südtirol und Istrien) und Slowenen (in Krain) siedeln, während das langgestreckte Dalmatien und seine guten, jetzt viel genannten Häfen zumeist von Serbokroaten bewohnt werden.

Im Norden der Karpathen sendet Österreich in Gestalt von Galizien einen Fühler weit nach Osten. Galizien gehört geographisch durchaus zum russischen Flachlande und kam erst durch die Teilungen Polens an Österreich. Seine Grenzen sind gegen Rußland durchaus unnatürlich und gegen Übermacht kaum zu verteidigen, weshalb die Festung Przemysl (vgl. die Festungen der deutschen Ostgrenze) nicht nur an der Stelle angelegt ist, wo die San die hügeligen Ausläufer der Karpathen bespült, sondern auch in der Nähe der Sprachgrenze zwischen Polen und Ruthenen, von denen die ersteren mit Krakau als Mittelpunkt das Weichselgebiet, die letzteren mit Lemberg als Hauptstadt das nach dem Pontus sich entwässernde Dnjestrgebiet bevölkern. Galizien ist, mit Löß bedeckt, ein überaus fruchtbares Ackerland, wozu noch die großen Erdöllager am Karpathenrande kommen. An Galizien schließt sich die stark von Rumänen durchsetzte Bukowina an, in der Czernowitz zugleich eine Hochburg deutscher Kultur (Universität) ist.

Wie mit Fangarmen umgibt Österreich mit Dalmatien und Galizien Ungarn, das von Karpathen und Dinariden begrenzt, ein durchaus natürliches Land darstellt, dessen Kern die von fruchtbarem Löß bedeckten Pußten bilden, in denen die Magyaren siedeln mit der Millionenstadt Budapest als Mittelpunkt. Die Magyaren vermögen jedoch die Tiefebene nicht ganz auszufüllen, weshalb wir im Süden der Drau auf die Kroaten mit Agram stoßen. Das Beckenland von Siebenbürgen besiedeln Deutsche und Rumänen, im Ungarischen Erzgebirge finden wir die Slowaken, alte deutsche Bergwerksstädte erinnern an ehemalige deutsche Kultur, die heute in der Slawenflut zu ersticken droht. Auch in Siebenbürgen haben sich die Deutschen wie in einer natürlichen Festung gehalten.

Österreich und Ungarn werden durch die Donau aneinandergekettet, so daß man nicht mit Unrecht den Namen Donaumonarchie geprägt hat. Der Handel der Monarchie geht jedoch nicht donauabwärts, sondern zumeist über Triest und Fiume an die Adria; beide Häfen liegen an der Stelle, wo die Ungarische Ebene sich am meisten der Adria nähert. Ein großer Teil des böhmischen Handels geht auch elbabwärts nach Hamburg und knüpft so enge Bande zwischen beiden Nachbarländern.

Während in England die Hälfte, in Deutschland ein Viertel und auch in Frankreich beinahe ein Fünftel in Großstädten wohnt, ist dies in Österreich nur bei einem Zehntel der Bevölkerung der Fall, und die Monarchie weist trotz ihrer 53 Millionen Einwohner nur zwölf Großstädte auf. Schon daraus erkennen wir, daß sie im wesentlichen ein Agrarstaat ist, in dem jedoch die Industrie allmählich Fuß zu fassen beginnt. Da sich in ihr Waldwirtschaft, Ackerbau und Industrie in glücklichstem Maße das Gleichgewicht halten, ist sie vom Auslande weniger abhängig als andere Staaten. Darin liegt jedoch auch ihr Mangel an Ausdehnungstrieb begründet, da sie nicht vor die Notwendigkeit gestellt wurde, Kolonien zu erwerben. Den einzigen Landzuwachs brachte die Erwerbung von Bosnien und der Herzegowina, die namentlich eine Abrundung der Südgrenzen bezweckten, während die Versuche, ihr Wirtschaftsbereich nach Süden auszudehnen — Sandschakbahn — durch Rußland durchkreuzt wurden.

Von den 53 Millionen Einwohnern der Monarchie sind 12 Millionen Deutsche, 9 Millionen Magyaren, 6 Millionen Tschechen, 5 Millionen Serbokraten und je 4 Millionen Polen und Ruthenen, von den kleineren Nationalitäten zu schweigen. Man hat das Land mit den siamesischen Zwillingen verglichen, die ohne Lebensgefahr nicht getrennt werden können, indem Österreich mit den langen Fangarmen Galizien und Dalmatien nicht ohne Ungarn, letzteres aber auch nicht ohne Österreich mit der Adriaküste und der größeren Industrie bestehen könne. Man hat dem Lande den Zerfall in Kleinstaaten prophezeit, aber die Ereignisse zeigen, daß der Zusammenhang größer ist, als man dachte.

Der Gegensatz zu Rußland hat ein Wunderwerk der Einigung zustande gebracht und die Gesamtmonarchie vor Aufgaben gestellt, welche die

Kraft des Landes, die sich bis vor kurzem infolge des Fehlens auswärtiger Probleme in Parteihader aufzulösen drohte, zu einer machtvollen Zusammenwirkung geeint hat.

Ist diese Einigung, die unter dem Zwange äußerer Ereignisse erfolgte, von Dauer, so kann man der Monarchie, die auf der einen Seite ein Bollwerk zwischen dem halbasiatischen Moskowitertum und dem Romanentum, auf der anderen das Durchgangsland zwischen Westeuropa und dem Orient darstellt, eine machtvolle Zukunft voraussagen. — —

Wir sind am Ende der Betrachtungen über die wichtigsten kriegführenden Mächte. Große Umänderungen stehen der Landkarte Europas bevor, über die sich nähere Gedanken zu machen Zukunftsphantasie wäre. Der namentlich von der Eifersucht Englands angefachte Krieg ist ein Kampf des reinen Germanentums gegen Slawen und Romanen, ein Kampf der Genialität gegen halb morsche und im Sinken begriffene Kulturen und gegen Barbaren, die allzu lange Europas Frieden beunruhigt haben. Schon jetzt dämmern aus den Umrissen des neuen Europa die Linien eines Staatenbundes hervor, der von der Nordsee nach Südosten bis über die Dardanellen reicht. Hoffen war, daß nach der Kriegsarbeit sich geeignete Diplomaten finden werden, die das Große der Lage übersehen können. Deutschland mit seinen Millionen dicht gedrängter Menschen braucht Luft; Verschiebungen und Erweiterungen der politischen und wirtschaftlichen (Zoll!) Grenzen sind nötig. Dann aber heißt es ganze Arbeit tun und nicht auf halbem Wege stehen bleiben!

	Deutschland	England	Österreich-Ungarn	Rußland	Frankreich
Getreideernte	258	60	222	534	166
Kartoffelernte	540	68	190	366	167
Rübenzucker	24	—	17	12	9
Kohlenförderung . . .	256	265	52	31	40
	(33)	(112)	(5)	(0,08)	(10)
Roheisengewinnung .	17,6	9	2,6	4,2	5
	(1,7)	(5,9)	(0,04)	(0,04	(0,09)
Erdöl	0,23	—	1,23	9,3	—

	Deutschland	England	Österreich-Ungarn	Rußland	Frankreich
Baumwollverarbeitung	1,6	3,8	0,8	1,9	1,0
Viehbestand . . .	21,6	12,2	15,1	34,5	13,5
	(14,1)	(7,9)	(12,7)	(24)	(10,9)
Analphabeten . . .	3	100	3560	6170	350
Handel	19,7	22,7	5,2	6,1	12,2
	(3,7)	(10,9)	(1,9)	(2,4)	(4,9)
Auswanderer . . .	2,7	9,5	3,6	2,5	0,3

Die obigen Zahlen beziehen sich zumeist auf 1912 und sind zur Beurteilung der Lage und dem Verständnis der vorstehenden Zeilen notwendig. Die Getreideernte (Weizen, Roggen, Hafer, Gerste und Mais) ist wie die Kartoffelernte und Rübenzuckererzeugung in Millionen Doppelzentnern gegeben. Kohle und Eisen sind in Millionen Tonnen gegeben, ebenso das Erdöl. Die Zahlen für Baumwolle beziehen sich auf Millionen Ballen, der Viehbestand ist — soweit dies annähernd möglich — in Milliarden Kilogramm ausgedrückt, der Handel in Milliarden Mark, die Analphabetenzahl ist auf 10000 bezogen und ist das beste Zeichen deutscher Kultur und Gesittung. Eingeklammerte Zahlen beziehen sich auf 1870 und sind zum Vergleich wertvoll. Erwähnt sei noch, daß Rumänien 1,8 Millionen Tonnen Erdöl fördert, die Union 29,1. Die Auswandererzahlen sind in Millionen angegeben und beziehen sich auf den Zeitraum von 1870—1910.

XII.

Über koloniale und überseeische Betätigung

von Staatssekretär a. D. Exzellenz Dr. B. Dernburg:

Eine Volksleistung ist die Summe der Anstrengung seiner Bürger. Wo sich möglichst viele solcher Bürger erfolgreich auf kolonialem oder überseeischem Gebiet betätigen, da spricht man von einem kolonial oder überseeisch erfolgreichen Volke. —

Äußerlich zerfallen die Gebiete, um die es sich handelt, in solche, über denen die schwarz-weiß-rote Flagge weht, die Kolonien, in denen der Deutsche zu Hause ist, und die Gebiete des deutschen Handelsinteresses in fremden Nationen, wo er sich das Gastrecht verdienen und erwerben muß. Und wie klimatisch und volksgeographisch verschieden diese Gebiete sind, so sind doch die Forderungen, die sie stellen, in vielem die gleichen, und was für die deutschen Kolonien gilt, gilt zum großen Teil für die überseeischen Gebiete überhaupt.

Ich behandle die Kolonien zuerst, nicht, weil sie für den jungen Deutschen materiell von größerer Wichtigkeit sind, sondern, weil er dort größere ideelle Güter zu verteidigen hat, ein Stück seiner Wandersehnsucht dort befriedigt wird, ein warmes Verhältnis ihn an Boden und Menschen knüpft und er im nationalen Verbande verbleiben kann. Aber auch, weil seine Betätigung dort sich über ein weiteres Feld erstreckt; denn die Kolonien sind in ihren Einrichtungen verkleinerte Wiederholungen unseres heimischen Staatsaufbaues, und sie bieten deshalb beinahe für alle Berufe, welche in der Heimat nützlich sind, ein wenn auch verkleinertes Feld. Verwaltungsbeamte und Richter, Ärzte und Veterinäre, Seelsorger und Lehrer, Kaufleute und Handwerker, Ingenieure und Farmer finden dort nebeneinander Platz, während in dem nichtdeutschen Überseegebiet unter fremder Obrigkeit der Erwerbsstand bei weitem überwiegt, der Ackerbauer weit zurücksteht, Ärzte nur vereinzelt vorkommen und der Verwaltungsberuf nur durch die Konsuln dargestellt wird. Soweit es sich um unkultivierte Länder handelt, ist

sowohl in deutschen Kolonien wie im Reste der überseeischen Welt in gleicher Weise der Beruf des christlichen Missionars wichtig und bedeutungsvoll.

Deutschland hat lange, nachdem Spanier und Portugiesen, Holländer und Engländer, ja selbst die Dänen koloniale Erwerbungen gemacht haben, erst begonnen, Überseegebiete zu erwerben. Vereinzelte Vorstöße früherer Jahrhunderte haben keine lange Folge gehabt. Der Kolonisationsversuch der Welser in Venezuela im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts ist schließlich gescheitert an der absoluten Unkenntnis der in tropischen Ländern obwaltenden Bedingungen. Die kühne Fahrt des Admirals des Großen Kurfürsten v. d. Groeben und die Gründung der Feste Groß-Friedrichsburg in Guinea mußten aufgegeben werden, weil das um seine Existenz kämpfende Brandenburg-Preußen unmittelbar wichtigere Aufgaben vor sich sah als die Pflege dieses afrikanischen Besitzes. Kolonialmacht ist von Heimatsmacht nicht zu trennen. Wo nicht ein starkes und tatkräftiges, in der Welt angesehenes und seetüchtiges Volk hinter den Kolonien steht, pflegen sie keinen Fortgang zu haben. Das Herabsinken von Holland, Spanien und Portugal zu europäischen Mächten zweiten Ranges hat als Begleiterscheinung den Verlust, wenn nicht des ganzen, so doch des wichtigsten Teiles ihres Kolonialreichs zur Folge gehabt. Und so war es erst das neu geeinigte Deutschland, das diese Aufgabe wieder ergreifen konnte, und noch lange haben binnenländischer Sinn, Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit ebenso wie mangelnde Erfahrung den Deutschen seines Kolonialbesitzes nicht froh werden lassen. Aber im vergangenen Jahrhundert haben politische Unzufriedenheit und wirtschaftlicher Druck, die beiden einzigen Veranlassungen, die in unseren Zeiten zur Abwanderung großer Menschenmengen führen, Millionen Deutscher übers Meer geführt, und sie haben im wesentlichen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, kleine Stücke von Kanada, Mexiko und Südamerika gedüngt und befruchtet. Die Abwanderung nach dem Süden von Afrika war nur sporadisch und durch besondere Umstände veranlaßt. Daß die Vereinigten Staaten das Hauptziel waren, hatte seinen guten Grund in der politischen Unbefriedigung; denn der Kleinstaaterei und der geistigen Bevormundung stellten sie ein freies, auf die reine Selbstverwaltung

8*

begründetes und zur Gastlichkeit durch die spärliche Besiedlung der ungeheuren Landstrecken veranlaßtes Land gegenüber. Beinahe frei von authochthoner Bevölkerung, die die notwendigen Arbeitskräfte hätte stellen können, brauchten sie jedes Paar rüstiger Arme, und so hatte auch der unbemittelte Deutsche die Möglichkeit, sich alsbald auf billig erworbenem Neuland eine Heimat zu gründen. Die Zahlungsbedingungen für seine Farm waren die bequemsten, der Wald, den er rodete, gab ihm Haus- und Brennmaterial, die erste Ernte machte ihn selbständig. Ein von Natur wild- und fischreiches Land mit großen Mineralschätzen, der Heimat ähnlichem Klima gab mancherlei Erwerbsgelegenheiten, und die rasch aufblühende Industrie gab denjenigen Beschäftigung, welche aus einem oder dem anderen Grunde den Ackerbau nicht aufnahmen.

In keiner unserer Kolonien sind auch nur annähernd ähnliche Bedingungen vorhanden. In keiner kann der Weiße mit seiner Familie als Knecht oder Farmarbeiter beginnen, in wenigen bietet der tropische Ackerbau eine unmittelbare Befriedigung der Lebensbedürfnisse. Nirgends ist eine erhebliche Industrie bereit, die Zuwanderung aufzunehmen. —

Sie werden fragen: Warum kann der Deutsche nicht wie in Amerika mit der Arbeit seiner Hände vorwärts kommen? Nun, da sind zwei Gründe. Der erste ist der, daß alle unsere Kolonien, mit Ausnahme des südlichen Teils von Südwestafrika, in den Tropen liegen, wo entweder die Arbeit unter der brennenden Sonne für den Weißen überhaupt untunlich ist, oder wo, in beschränkten Gebieten, eine längere Eingewöhnung nötig ist. Der Hauptgrund aber ist, daß die weiße Rasse in ihrer Minderzahl gegenüber der eingeborenen Bevölkerung eine Überlegenheit in der Lebensführung und der Beschäftigung bewahren muß, wenn sie nicht ihr Ansehen verlieren oder in die rohe Masse der Eingeborenen und Halbblütigen hinabsinken will. Deshalb kann sie nicht neben oder in Konkurrenz mit dem schwarzen Handarbeiter tätig sein. Der Strom der deutschen Auswanderung ist nahezu versiegt; denn was wollen jene 18000 bis 20000 Menschen sagen, die als Auswanderer jährlich gebucht werden, gegenüber den 100000 bis 200000, die noch vor zwanzig Jahren dem Volke jährlich verloren

gegangen sind? Die Ursache liegt darin, daß für uns Deutsche erfreulicherweise die Gründe verschwunden sind, die ich als die treibenden für die Abwanderung oben hingestellt habe. Wir sind ein modernes, einheitliches Reich, und wir sind eine erfolgreiche industrielle Nation geworden, die frei atmet und Arbeit für fleißige Hände allen ihren Kindern gewähren kann.

Der Besitz von Geld ist aber nur ein rein äußerliches Merkmal. Er trägt zum Erfolg bei, aber er sichert ihn nicht, wenn nicht andere Eigenschaften vorhanden sind und in hervorragendem Maße gepflegt werden, die sich auf Charakter und Gemüt, körperliche Fähigkeiten und Naturfreude, Kenntnisse und wissenschaftliche Vorbereitung stützen.

Diese Vorbereitung zu unterstützen, die Sinne schon von früher Jugend auf zu kräftigen, machen sich die jetzt so energisch geförderten, unter dem Namen Jung-Deutschland zusammengefaßten Organisationen, wie namentlich die Pfadfinder u. a., zur Aufgabe.

Dazu kommt aber noch ein Letztes. Diese kolonialen Gebiete sind auch deshalb so lange von der Welt nicht besetzt worden, weil ihre Produkte von den Eingeborenen, wie man sagt, im Raubbau gewonnen, d. h. durch Einsammlung des natürlich Gewachsenen und durch Erlegung des Wildes erzielt wurden, also europäische Tätigkeit nicht in Arbeit setzten. Es gilt aber, dem Boden seine Geheimnisse abzulauschen, zu entdecken, wo dauernde und sichere Kulturen angelegt werden können, welche Art von Gewächsen wohl gedeihen möchten, welche Tiere mit Erfolg gezüchtet werden können, welche Mineralien und Bergschätze der noch unberührte, jungfräuliche Boden in sich trägt. Und auch das ist nur möglich bei einer scharfen Bebachtungsgabe, verbunden mit Kenntnissen, von denen weiter unten gehandelt wird. Denn die Natur ist überall der sicherste Führer. Sie zeigt durch das, was sie hervorbringt, die Varietät an, die sie zu tragen bereit ist, und sie zeigt unter sonst ähnlichen Bedingungen durch das Fehlen bestimmter Spezies, daß hier Feinde vorhanden sind, die zunächst zu entdecken und zu bekriegen sind. Die Entdeckung von Mineralien ist in den meisten Fällen eine Sache des Zufalls gewesen, aber nicht des blinden Zufalls, sondern des Zufalls, daß der beobachtende Mensch an den richtigen Platz verschlagen wurde. Deswegen ist das erste Erfordernis

ein gesunder und gestählter Körper, beobachtende und geübte Sinne. Dann aber gibt die Natur her eine Fülle von Eindrücken, die den Geist erfrischen und dem Kulturmenschen einen großen Teil desjenigen ersetzen, was ihn die Trennung von Heimat und Familie und von der Kulturgemeinschaft vermissen läßt.

Nicht der am mindesten interessante Tropenbewohner ist der Eingeborene. Auch er ist in Geistesrichtung, Glauben und Aberglauben, Gewohnheit und Sitten, körperlicher Ausstattung und Sinnesschärfe das reine Produkt seiner Umgebung. Er ist der wichtigste Bestandteil unserer Kolonien, Kulturobjekt und Kultursubjekt in gleichem Maße Seine Beherrschung und seine Versittlichung, seine Nutzbarmachung und seine Hebung sind die Aufgabe jedes Kulturpioniers, gleichviel, in welcher Stellung und mit welchen Aufgaben er die Kolonien aufsucht. Aber dazu gehört vor allem die Kenntnis des Eingeborenen, die auch wieder nur durch scharfe Beobachtung, ruhigen gleichmäßigen Gemütszustand und natürliches Empfinden für Billigkeit und Recht erreicht werden kann.

Wir kommen also hier nunmehr zu persönlichen Eigenschaften höherer Ordnung, die mit den körperlichen Eigenschaften verbunden sein müssen, um einen erfolgreichen Kolonisator abzugeben. Der Kampf mit einer gewalttätigen Natur, Sturm und Wolkenbrüchen, Überschwemmungen und Heuschrecken, wilden Tieren, schlechtes Klima — und das Klima ist für den Neger genau so schlecht wie für den Europäer —, kriegerische Nachbarn, räuberische Sitten, bestimmte seit Jahrhunderten geübte Beschäftigungsarten drücken diesen Leuten ihren Stempel auf. Ihre Umformung zu gesünderen Menschen mit milderen Sitten, höherer Erkenntnis, ihre Überführung in eine produktivere Lebensweise zur Schaffung von solchen Gütern, wie sie die Kulturwelt bedarf, kann nur langsam und allmählich durch eine Mischung von Erfahrung, Kenntnis und Autorität erfolgen. Dieses Erfordernis, die Autorität, ist eine persönliche Eigenschaft. Sie ist schwer zu erwerben. Sie verlangt vor allen Dingen eine große Selbstzucht. Nur wer sich selbst beherrscht, kann andere beherrschen. Nur wer Geistesgegenwart und Kraft im kritischen Moment entwickelt, kann den rohen Naturmenschen das Gefühl der Überlegenheit einflößen. Nur wer seine eigenen Gebote

hält, kann von anderen verlangen, daß sie sie befolgen. Nur wer geduldig ist, kann gerecht sein, und nur wer leidenschaftslos ist, kann führen.
Wie lange hat die Erzählung aus den Kolonien, daß der Eingeborene von Grund auf schlecht und lügenhaft, besserungsunfähig und besserungsunwürdig, faul und gefräßig, ein Subjekt sei, das menschliche Fürsorge und menschliche Liebe nicht lohnt, unser koloniales Denken beeinflußt. Gewiß, der Eingeborene ist in der Regel sehr roh, sehr unaufrichtig und listig und im europäischen Sinne nicht leistungsfähig. Aber ich schreibe mir als ein besonderes Verdienst zu, daß ich auf das Studium der körperlichen Beschaffenheit, der Lebens- und Ernährungsbedingungen als diejenigen Faktoren hingewiesen habe, welche die Unterwertigkeit der Eingeborenen herbeigeführt haben, daß ich festgestellt habe, daß ihre Neigung zum dauernden Anbau von Kulturgewächsen gehindert war durch den Mangel an Absatzfähigkeit des Erzielten, durch die Unmöglichkeit der Aufbewahrung des Gewonnenen, daß ihre kümmerliche und knappe Anbauweise zum großen Teil davon herrührt, daß der friedliche Ackerbauer bei den unruhigen Zuständen und der mangelnden Rechtssicherheit in den meisten Fällen für seine räuberischen Nachbarn arbeitet, daß die Gefräßigkeit des Negers in vielen Fällen eine Folge seiner dauernden Unterernährung gewesen ist, daß der Mangel an Arbeitslust, o wie oft, eine Folge roher und verständnisloser Behandlung war, und ich freue mich, wenn ich jetzt lese, daß das grausame Nomadenvolk der Hottentotten willige Arbeiter in Südwestafrika abgibt, daß 80000 friedliche Arbeiter an Plantagen und Eisenbahnen in Ostafrika arbeiten, daß die von mir vorgeschlagenen Eisenbahnen zu einer großen Erhöhung der Produktion der Eingeborenen geführt haben, daß verständnisvoller Hinweis auf neue Kulturen in Kamerun viele Nomaden zu erfolgreichen Kleinbauern gemacht hat.
Man hat immer darauf hingewiesen, daß die Erfolge der Missionen so überaus dürftig gewesen seien, aber man hat nicht beobachtet, daß diejenigen, die den Missionen zugeflossen sind, die verachtetsten und kümmerlichsten der Eingeborenen waren, die aus ihrer eigenen Volksgemeinschaft gestoßen ohne eigenen Besitz und Ansprüche an Land sich bei den Missionaren eingefunden hatten, und daß aus ihnen

solange nicht auf die Wirkung des Christentums und der Kultur geschlossen werden kann, als es nicht gelungen ist, die Großen und Mächtigen, die Fürsten und Sultane, in den christlichen Glaubensbereich zu ziehen. Das stößt ja deshalb auf großen Widerstand, weil das Christentum die Einfrauenehe verlangt, in Afrika wie im gesamten Orient der Besitz mehrerer Frauen aber nicht nur ein Zeichen von Reichtum, sondern von Ansehen und Repräsentation ist; daß aber mit geduldiger Arbeit und richtiger Beobachtung und dem hinreichenden Anpassungsvermögen auch diese Schwierigkeiten überwunden werden können, zeigt z. B. das nahezu ganz christliche Uganda, das nicht nur in bezug auf Gesittung, sondern auch in bezug auf wirtschaftliche Produktionskraft unter den übrigen Staaten Zentralafrikas hervorsticht. Und es geschah nicht ohne eine gewisse innere Heiterkeit, daß ich in der großen chinesischen Mission von Sikawei bei Schanghai die jesuitischen Väter, welche die Werkstätten leiten, in chinesischer Tracht und niedlichem Zopf habe herumgehen sehen, diese freundlichen Bayern, Schwaben und Belgier, die nichts dabei gefunden haben, ihren Zöglingen diese Konzession zu machen, die sie ihnen williger gemacht und seelisch nähergebracht hat, ohne daß auch nur im mindesten ihr Ansehen ihnen gegenüber verloren gegangen ist. Freilich, für Afrika möchte ich ein solches nicht wohl anraten, wüßte auch nicht, wie es gemacht werden sollte, denn in der afrikanischen Tracht, die ja meistens aus nichts besteht, herumzugehen, kann man den würdigen Vätern wohl kaum zumuten.

Das klassische Beispiel, wie man dem Verständnis fremder Völker und Wilder näherkommt, hat uns der Apostel Paulus geliefert. Dieser größte aller Missionare, die je gelebt haben, predigte bei seiner ersten Griechenreise den Athenern: „Als ich durch eure Stadt kam, da sah ich unter manchen Götterbildern einen Altar, auf dem stand geschrieben: ‚Dem unbekannten Gott'. Nun, diesen Gott, den ihr nicht kennt, dem ihr euch aber trotzdem zu opfern verbunden fühlt, den will ich euch lehren." Und so begann er seine Missionsarbeit, nachdem er in kluger Weise eine Stelle ausgespürt hatte bei seinen Zuhörern, wo sie ein Bedürfnis hatten, wo ein Platz war, etwas Neues einzufädeln, ohne etwas Altes zu zerstören. Diese Methode gilt heute noch für Beamte und Missionare,

für Ärzte und Kaufleute als die erfolgversprechendste. Dieses Verständnis aber für die Eingeborenen ist nur erreichbar auf dem Wege der Kenntnis ihres Idioms, ihrer Sprache. —

Wenn wir also zusammenfassen, so ist für den deutschen Kolonialen zum Erfolg erforderlich: ein gesunder Körper, geübte Sinne, eine gefestigte und kraftvolle Geistesrichtung, Geduld und Gerechtigkeitsempfinden und eine nicht zu knappe wissenschaftliche Vorbereitung, und es muß sich jeder, der diese Laufbahn ergreift, vorher prüfen mit einem strengen Maßstab, ob er solchen Anforderungen gewachsen ist, und ob er die gewissen Güter der Heimat eintauschen will gegen ein Leben, in dem der Mensch im wesentlichen auf sich selbst gestellt ist, sich und der Heimat gegenüber in gleichem Maße eine hohe Verantwortung zu tragen hat.

Ich habe oben gesagt, daß die Eigenschaften, welche im Kolonialwesen verlangt werden, in vielen Beziehungen denen gleichen, die auch im deutschen Überseedienst verlangt werden.

An die Charakterfestigkeit werden im Überseedienst nicht mindere Anforderungen gestellt wie in den Kolonien. Nur liegen die Gefahren auf etwas anderem Gebiete.

Der Deutsche in nicht deutschen Ländern neigt leider, in einem gewissen Mangel an Selbstgefühl, leicht dazu, seine Nationalität schnell aufzugeben oder sie in dem mangelhaften Gebrauch des fremden Idioms zu verbergen. Nichts ist unerfreulicher als diese Erscheinung, und die Notwendigkeit dazu, die früher bestehen mochte, wo die Abwanderung eine dauernde war, ist heute dazu nicht mehr vorhanden. Ebenso unerfreulich aber und die Fremden abstoßend ist jenes unweltmännische saloppe Germanentum, welches schon in europäischen Hauptstädten auffällt und durch seine Breitspurigkeit und Unduldsamkeit die Lachmuskeln der Einheimischen reizt. Ein gewisses weltmännisches Auftreten, ein Festhalten an der heimischen Eigenart unter selbstverständlicher Anerkennung der Forderungen, die die Gastfreundschaft, die man in fremden Ländern genießt, vorschreibt, bietet nach dieser Richtung hin den besten Erfolg*).

*) Man vergleiche in dieser Beziehung auch die Ausführungen von Karl Lamprecht.

Deutschland ist heute keine Nation, die große Menschenmengen ins Ausland sendet. Aber es bedarf für seine heimische Produktion der überseeischen Rohstoffe, und es ist deshalb notwendig, daß neben den Staatskarrieren sich ein gewisser Prozentsatz der deutschen, der Schule entwachsenen Jugend dieser Tätigkeit widmet. Das kann sowohl in deutschen Kolonien als auch in anderen überseeischen Produktionsgebieten geschehen, und es ist wünschenswert, daß gesunde und mit den genügenden Eigenschaften ausgestattete Menschen sich dessen annehmen. Ebenso aber bedarf die gesteigerte deutsche Produktion des Absatzes ihrer Güter, der sich nicht allein in Deutschland vollziehen kann; und auch dieser Zweig der Unterbringung unserer Produktion in Ländern, welche industriell minder entwickelt und bereit sind, ihre Rohstoffe gegen deutsche Industrieerzeugnisse auszutauschen, oder in Ländern mit hochentwickelter Industrie, die imstande sind, ihre Spezialerzeugnisse gegen diejenigen der deutschen Werktätigkeit abzugeben, verlangt gut vorbereitete, charakterstarke und heimatstreue Männer. Auch diesem Beruf darf sich ein junger Deutscher unbedenklich widmen. Es ist eine erfreuliche Erscheinung unserer neueren Zeit, daß gerade diese überseeische Betätigung auch den deutschen Kaufmann in das gleiche Ansehen gerückt und ihm die gleiche Wichtigkeit verliehen hat wie dem Beamten und dem Gelehrten, und gerade diejenigen, die sich dem kolonialen Erwerbsleben und dem kaufmännischen Beruf widmen, nehmen die schwere, aber vornehme Aufgabe auf sich, diesem ihrem neuerworbenen Beruf jene mühsam errungene, aber deshalb um so stolzere Position zu erhalten.

---

in seinem Vortrag: „Die deutsche Kultur und die Zukunft" in „Krieg und Kultur" (Zwischen Krieg und Frieden VII), S. Hirzel in Leipzig.

XIII.
Das Völker-Chaos des jetzigen Krieges und die Kultur
von Prof. Dr. Freiherrn v. Lichtenberg:

Leitspruch.

Oh, wie sehr tut es not, daß heute alle Einsichtigen u. Wohlgesinnten, alle Männer von Bildung u. Charakter unerschrocken u. beharrlich zusammen stehen, wenn die alte Kultur Europa's wider die drohenden Mächte der Barbarei geschützt und für die Zukunft gerettet werden soll.*)

Der furchtbare Krieg, welcher dem Deutschen Reiche und dem ihm treu verbündeten Österreich-Ungarn in heimtückischer und verräterischer Weise aufgedrungen ist, hat nun auch weitere Kreise bis nach Ostasien, Südafrika und nach den Inseln des Stillen Ozeans gezogen: seine Urheber sind drei europäische Großmächte. In der Hinterlist, in der Kunst schamloser Verleumdung und vor allem in dem Neide und Hasse gegen das machtvolle geeinigte Deutschland sind sich diese drei Mächte gleich, und doch sind die Beweggründe zum Kriege und ihre Hoffnungen bei allen dreien grundverschieden.

Rußland wird getrieben von dem Panslawismus, dem brennenden Wunsche nach Vereinigung aller Slawen unter der Knute des Zarenreiches, und von einem unstillbaren Hunger nach Ausdehnung seiner Macht. Für Frankreich ist der Revanchegedanke maßgebend; den Verlust von Elsaß-Lothringen haben die Franzosen in den letzten 43 Jahren nicht vergessen können, sie streben nach Wiederherstellung ihres Reiches in alter Größe und Macht und altem Glanze. Diesen Gründen kann man, wenn wir Deutsche auch natürlich auf ganz anderem Standpunkte

---

*) Dieser Satz steht auf Seite 41 des Buches: „Pfälzer Briefe. Von einem Ungenannten". Landau 1858. Ist es nicht, als wenn der ungenannte Verfasser die Bedeutung Deutschlands im jetzigen Kriege voraus geahnt und geweissagt hätte? Besser wäre kein Leitspruch für die jetzige große Zeit geeignet, als dieser vor fast 60 Jahren geschriebene.

stehen, doch eine gewisse Idealität nicht absprechen, denn das Vaterlandsgefühl spricht für diese Völker stark dabei mit.

Ganz anders ist das aber bei dem dritten im Verschwörerbunde und eigentlichen Anstifter des Krieges, bei England. Hier ist auch nicht die leiseste Spur von Idealismus zu entdecken; was England seit je zu allen seinen Handlungen bewog, ist nichts anderes als schnöde Gewinnsucht, Krämergeist. Dem englischen Handel, der sich allein die Herrschaft über alle Meere anmaßen will, erschien Deutschlands aufstrebende Seemacht gefährlich. Diese Seemacht sollte gebrochen werden, damit England allein den Erwerbsfleiß der ganzen Welt, auch dort, wo es nicht selbst gesät hatte, einheimsen kann. Sich selbst aber wollte England, wie es immer tat, den Gefahren und Wirren eines Krieges möglichst wenig aussetzen, andere Völker sollten es sich zur Ehre rechnen, ihr Blut für den englischen Schachergeist zu verspritzen, wonach dann England schmunzelnd den Gewinn allein einzuheimsen gedachte. Mit jahrelangen Lockungen und Versprechungen, mit schlauer Benutzung der Gefühle Rußlands und Frankreichs wußte es diese beiden Länder zu umgarnen, damit sie ihm die Kastanien aus dem Feuer holen sollten. Betrogene Betrüger!

Deutschland und Österreich, die den Krieg nicht wollten, nun aber, da sie dazu gezwungen sind, ihn mit aller Macht, mit Einmütigkeit und Heldensinn, ruhmreich durchkämpfen, sind hierbei von ganz anderen Aufgaben und Zielen durchdrungen. Nicht egoistische Ausdehnungsgelüste, auch nicht verächtlicher Krämergeist haben uns das Schwert in die Hand gedrückt, das wir, wie unser edler Kaiser Wilhelm sagte, nur mit Ehre wieder einstecken werden, sondern uns ist die edelste und herrlichste Aufgabe, die je einem Volk zuteil ward, vom Schicksale gestellt worden. Wir verteidigen die älteste und höchste Kultur gegen Unkultur und Barbarei, auf daß diese wahre Kultur für alle künftigen Zeiten der Menschheit zum Segen erhalten bleibe.

Daß wir nun die Beschützer der Kultur sind und daß die anderen Mächte in blinder Wut diese Kultur zu verderben trachten, hat seine tiefen völkerpsychologischen Gründe. Nur reinrassige Völker können echte Kultur hervorbringen und weiterbilden; oder, da durch die viele Jahrtausende alten Berührungen aller Rassen und Völker heute wohl

kein Volk mehr ganz ungemischt seinen Urtypus erhalten hat, müssen wir sagen, daß nur Völker, die möglichst wenig gemischt sind, und deren Mischungsbestandteile einander nahe verwandt sind, Verständnis für Kultur haben und für die anderen stärker gemischten Völker Kulturbringer sein können. Und wahrlich, die Völkerkunde und Geschichte lehren uns, daß wir Deutschen und die Skandinavier bis heute durch Mischungen, da sie mit rassisch nahe verwandten Bestandteilen vor sich gingen, uralt arisches Wesen am treuesten bewahrt haben, während bei allen unseren Feinden von frühesten Zeiten an starke fremdrassige Einschläge des Blutes zu erkennen sind, und daß ihnen dadurch das Verständnis für wahre, einheitliche Kultur verloren ging. Ein alter Satz des deutschen Rechtes besagt: „Das Kind folgt stets der ärgeren Hand", d. h. bei dem rechtlichen Stande nach gemischten Ehen tritt das Kind nur in die Rechtsnachfolge desjenigen Teiles seiner Eltern ein, der dem Stande nach der geringere ist. Viel mehr noch als im Leben des einzelnen bewährt sich dieser Satz als Naturgesetz im Völkerleben. Völker, die aus der Mischung zweier verschiedener Rassen hervorgegangen sind, stehen kulturell viel tiefer als der rassisch edlere Teil der Mischung und sind unfähig, sich selbst in der Kultur zu betätigen.

Betrachten wir nach diesen Gesichtspunkten das Volkstum unserer Feinde. Die Franzosen und ihr Land Frankreich tragen ihren Namen nach dem deutschen Stamme der Franken, die schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung über den Rhein nach Gallien eindrangen. Gallien, so wurde das heutige Frankreich von den Römern genannt, bedeutet Land der Kelten. Schon die Landesnamen weisen also darauf hin, daß in geschichtlichen Zeiten sowohl Kelten als Germanen, zwei einander ursprünglich nahe verwandte arische Stämme, dort ansässig waren. Dies sind aber nicht die einzigen Bestandteile, die zur Bildung des französischen Volkes beitrugen. An der Küste des Mittelmeeres saßen im Altertum die Ligurer, ein nicht arischer Stamm, der aus Kleinasien gekommen war und der besonderen kleinasiatischen Rasse angehörte, deren bekannteste Vertreter im Altertume die Hethitter und Elemiter waren und heute die Georgier, Tscherkessen und andere Gebirgsvölker des Kaukasus sind. Schon in vorgeschichtlicher Zeit landeten die Ligurer an der Südküste von Frankreich, da sie infolge irgendeines Ereignisses

in Kleinasien genötigt waren, über das Mittelmeer sich neue Wohnsitze zu suchen. Weit konnten sie aber nicht in das bereits dicht besiedelte Land eindringen, so mußten sie sich längs der Küste auszudehnen versuchen, und ein ihnen verwandter kleinasiatischer Stamm, die Iberer, kam so nach der Südküste Spaniens und der Westküste Portugals. Ihre letzten heute noch lebenden Nachkommen sind die Basken in den Pyrenäen.

In noch älteren Zeiten aber saß landeinwärts in Frankreich auch schon eine nichtarische Rasse, ein kleiner kurzköpfiger Menschenschlag. Sie ist eine der drei europäischen Urrassen, die schon während der Eiszeit, als Mitteleuropa wegen seiner Vergletscherung unbewohnbar war, im Südwesten, also im südlichen Frankreich und in Spanien, nahe beieinander saßen. Das waren eine großgewachsene Rasse mit langem Schädel, die Vorfahren der nach der Eiszeit nach dem Norden Europas gewanderten Arier, und eine ihr körperlich und kulturell nahe verwandte kleinere ebenfalls langschädelige Rasse. Neben diesen beiden wohnte, wie die Funde erweisen, noch eine völlig von den anderen abweichende Rasse von kleinem Wuchse und rundem Schädel. Nach der Eiszeit zogen die großen Langköpfe nordostwärts nach dem südlichen Skandinavien und Norddeutschland. Auf dem Wege dahin blieb ein Teil schon im nördlichen und nordöstlichen Frankreich seßhaft. Die kleineren Langschädel scheinen an der Südküste Europas nach Italien gewandert zu sein, während die kleinen Kurzköpfe in der Mitte des heutigen Frankreichs und weiter östlich in den Alpen neue Wohnsitze fanden.

So lassen sich schon in vorgeschichtlicher Zeit auf dem Boden des heutigen Frankreichs drei ganz verschiedene Rassen nachweisen, die freilich räumlich noch streng getrennt waren. Zu den Ligurern im Süden kamen aber bald auch Semiten aus Vorderasien hinzu, denn nachdem die Griechen dort ihren Handelsplatz Massilia — jetzt Marseille — begründet hatten, ließ sich bald eine phönikische Handelskolonie dort nieder, und auch die punischen Karthager aus Nordafrika kamen zahlreich dorthin.

Danach kamen aus Mitteleuropa über den Rhein starke keltische, also arische Stämme, die weite Teile des Landes besiedelten. Sie waren ursprünglich den Germanen nahe verwandt und von gleichem Aus-

sehen. Als sie aber in das nach ihnen benannte Gallien einzogen, waren nicht mehr alle Stämme rasserein geblieben. In sehr frühen Zeiten schon hatten sich die Kelten nicht nur über Mitteleuropa, sondern auch nach Westen und Osten ausgedehnt, bis Spanien einerseits und bis Vorderasien andererseits. In Asien waren sie mit nichtarischen Völkern in Berührung gekommen und hatten, ehe sie wieder nach Europa zurückwanderten, mancherlei Mischungen erlebt. Dies machte sich auf zweierlei Art geltend; einmal in der Sprache, so daß selbst die westlichsten der heute noch lebenden Kelten, in Irland, fremde Anklänge in ihrer Sprache haben; dann aber in ihrem Körperbau. Nach Berichten römischer Schriftsteller müssen schon im Altertum die Gallier von recht verschiedenem Aussehen gewesen sein. Einige schildern sie den Germanen ganz ähnlich, andere wieder als von kleinerem Wuchse und dunklerem Haare*). Solche Veränderungen gehen durch Rassenmischungen vor sich, und diese Mischungen können sowohl vor der Einwanderung stattgefunden haben, als vielfach auch erst danach, da die Kelten ja, wie wir sahen, bereits mehrere Rassen in Gallien vorfanden. So wird die Überflutung des Landes mit Kelten auch dazu beigetragen haben, die Vermengung der einzelnen schon lange dort eingesessenen Rassen zu beschleunigen.

Im Nordosten und im heutigen Belgien waren, nach römischen Berichten zu schließen, damals auch bereits Germanen ansässig. Als dann die Römer unter Cäsar und seinen Nachfolgern die Kriege gegen Gallien führten, müssen die dort ansässigen Völkerschaften noch mehr durcheinander gewürfelt worden sein. Es entstanden in Gallien zahlreiche Soldaten- und Kaufmannskolonien, so daß also wieder ein neuer arischer Stamm, die Romanen, in die Bevölkerung aufging. Mit den römischen Legionen kamen außerdem auch viele Angehörige asiatischer und afrikanischer Völker mit, die im Römerheere Kriegsdienste taten.

Wenige Jahrhunderte später erfolgte eine neue germanische Einwanderung, der Goten, Burgunder und Franken. Die Goten durchzogen ganz Frankreich, viele blieben dort wohnhaft, die meisten wanderten

---

*) Genaueres darüber bei Ludwig Woltmann: „Die Germanen in Frankreich". Jena, Eugen Diederichs, 1907. S. 30–37.

weiter nach Spanien und gründeten dort ein neues Reich. Die Burgunder und Franken siedelten sich in großen Scharen als Herrenschicht im Osten und Nordosten Frankreichs an. Abermals wenig später erfolgte von Westen über die Pyrenäen eine neue semitische Einwanderung, da die in Spanien eingefallenen und für einige Zeit zur Herrschaft gelangten Araber Volksvorstöße bis nach Frankreich herein schickten, wodurch Araber, Juden und semitisierte Berber ihr Blut mit dahin brachten.

Wir sehen also, daß sich auf eine von Anfang an in drei Rassen zerfallende Urschichte im Laufe der Jahrhunderte noch zahlreiche andere Rassen und Völker darüber lagerten, daß also die Bevölkerung Frankreichs stets sehr stark in der Rasse gemischt war. Lange Zeit blieben diese verschiedenrassigen Stämme, da wo sie in größeren Massen saßen, noch verhältnismäßig rein, weiterhin aber, wo die verschiedenen Völkerschichten mehr durcheinander wohnten, und in den Handelsplätzen, gingen die Mischungen rasch vor sich, wobei einzelne Stämme, wie die kleinasiatischen Ligurer, bald ganz aufgesogen wurden, ihre Spuren aber doch sowohl in der äußeren Erscheinung als in der Sprache hinterließen. So ist ein ligurischer Sprachrest noch im heutigen Französisch in der teilweisen Zwanzigerzählung statt des Zehnersystems zu finden (z. B. soixente dice, statt septente, und quatre vingt). In römischer Zeit schied sich noch der germanische Norden von der mit den europäischen dunkelhaarigen Kurzköpfen stark vermischten keltischen Mitte und von dem bald stark romanisierten, aber nicht rein römischen Süden. Darum wurde im Vertrage von Verdun das Land nach der Zugehörigkeit zu verschiedenen Völkern unter die drei Söhne Ludwigs des Frommen in drei verschiedene Länder geteilt, den germanischen Norden, die stark keltische Mitte und den romanisierten Süden. Noch heute sind im Norden sehr viele große und blonde Langköpfe, im mittleren Frankreich zumeist kleine Leute mit rundem Schädel und dunklem Haare und im Süden dunkelhaarige Langschädel zu finden, wobei die zahlreichen anderen im Blute allmählich aufgesogenen Bestandteile anderer Rassen die Grundlage für gar mannigfache weitere in Frankreich auftretende Spielarten boten.

Schon oben sagten wir, Kultur ist nur bei möglichst reiner Rasse denk-

bar, denn die Kultur entspringt dem ureigenen Wesen und Denken der Rasse, kann also von andersrassigen Menschen nicht voll nachempfunden und verstanden werden. Daher kommt es, daß im Mittelalter zwei Kulturmittelpunkte in Frankreich entstanden, die beide gegen die für die Kultur ganz belanglose, weil besonders stark gemischte Mitte, in überwiegendem Maße von Ariern bewohnt waren. Im Süden herrschte romanische Kultur, im Norden germanische. Deutlich zeigt sich das an der Architektur. Im Süden herrschte der römische Basilikastil, im Norden entstand der rein germanische, fälschlich „romanisch" genannte Stil, in dem schon bald das im Süden unbekannte Kreuzgewölbe auftrat, woraus sich dann weiterhin der gotische Stil entwickelte. In seinem Buche: „Die Germanen in Frankreich" untersucht Ludwig Woltmann in gründlicher Weise die Rassenmerkmale von 250 berühmten Franzosen und gelangt zu dem Schlusse, daß etwa 70 vom Hundert in ihrer Körperbildung germanische Merkmale aufwiesen, 25 vom Hundert der südlichen brünetten Art angehörten, und nur 5 vom Hundert in keiner dieser beiden Gruppen untergebracht werden können.

Der germanische Einschlag war es, der einst die Kultur Frankreichs zur Blüte brachte, während das ebenfalls den Ariern angehörige romanische Blut im Süden bald durch Mischungen aufgesogen wurde. Aber das germanische Blut ist in Frankreich auch schon nicht mehr von der Bedeutung wie einst. Bei allen Rassenmischungen erschöpft sich allmählich das edlere Blut, und außerdem sind die Mischungen auch weniger fruchtbar als reinrassige Stämme. Dazu kommt in Frankreich noch der Umstand, daß in der großen Revolution der alte französische Adel, der größten Teiles germanisch war, ebenso wie vorher einmal in den Hugenottenkämpfen, zum Teile ausgerottet wurde, zum Teile auswanderte.

So ist das edlere und kulturbildende germanische Blut in Frankreich schon seit langer Zeit im Verschwinden begriffen, und an seiner Stelle gewinnt die kleine dunkelhäutige und dunkelhaarige Rundkopfrasse immer mehr an Gebiet. Das wieder hat sowohl den Rückgang der französischen Kultur als auch den von den Franzosen selbst so sehr gefürchteten Geburtenrückgang zur Folge. Daher ist es eine natürliche

Folge, daß Frankreich mit Neid und Scheelsucht nach dem weniger gemischten und darum in seiner Kultur und seinem ganzen Volkstume mächtig aufblühenden Deutschland sieht.
Wenden wir uns nun den Russen zu, so finden wir dort eine schier unentwirrbar scheinende Völkermenge, und von auch nur annähernder Einheitlichkeit kann in Rußland keine Rede sein. Ein großer Teil der russischen Bevölkerung sind Slawen. Diese waren in sehr frühen vorgeschichtlichen Zeiten ebenso wie die Kelten ein den Germanen nahe verwandter arischer Stamm. Aber schon beim ersten Auftreten in der Geschichte waren die Slawen zum großen Teile stark mit anderen Rassen gemischt und stellten keinen arischen Typus mehr dar. Der Stamm der Slawen scheint schon frühzeitig weit nach dem Osten bis nach Asien hinein gewandert zu sein und hat sich dort bald mit sogenannten Mongoloiden, das sind finnisch-ugrische oder ural-altaische Völkerschaften, gemischt. Diese Mischung veränderte in weiten Schichten die körperliche Erscheinung, besonders Kopf und Gesicht, gewaltig. Ein slawischer Schädel ist meistens rund, die Backenknochen treten im Gesichte wie bei den Mongolen stark hervor, und die gerade starke Nase der Arier ist vielfach verkürzt und abgerundet. Seit die Slawen in die Geschichte eintraten, waren sie im östlichsten Europa ansässig und drängten in einzelnen Stämmen nach Westen. So in Preußen und Sachsen die Wenden, im nördlichen Österreich die Tschechen, im südlichen Österreich die verschiedenen südslawischen Stämme, die am weitesten westlich bis an das Adriatische Meer gelangten und auch große Teile von Kärnthen und Krain besiedelten.
In Mitteleuropa kamen die nicht mehr rassereinen Slawen wieder stark mit Germanen und ebenfalls arischen Illyriern, die in vorgeschichtlichen Zeiten im östlichen Mitteleuropa weit nach Norden hinauf reichten, in Verbindung, und durch Vermischung mit diesen Stämmen kam bei manchen slawischen Völkerschaften die ursprünglich arische Bildung wieder stark gegen die späteren mongoloiden Einflüsse zur Geltung. So kam es, daß je nach der arischen Blutauffrischung wieder sich verschiedene Stämme unterschieden. Die Tschechen haben in der Erscheinung noch viel mehr von den fremden, mongoloiden Merkmalen an sich als die Polen und manche der Südslawen. So zerfällt die

große Masse der Slawen je nach den Mischungsverhältnissen in eine Reihe unter sich oft recht verschiedener Stämme.

Dazu kommt, daß in Rußland selbst auch Mischungen mit Völkern der im Kaukasus lebenden kleinasiatischen Rasse sowie mit türkischen und tartarischen Völkerschaften, die wieder dem südlichen Teile der ural-altaischen Rasse angehören, vorkommen. Danach zerfallen die slawischen Russen je nach den Bestandteilen, aus denen sie gemischt sind, in eine Anzahl recht verschiedener Stämme, wie Großrussen, Kleinrussen, Ruthenen. Nicht immer stehen diese Stämme untereinander in freundschaftlichem Verhältnisse, was durch die Verschiedenheit des Blutes sich leicht erklärt; wie ja auch die Polen Rußlands sich seit der Vernichtung des polnischen Königreiches nur widerwillig der Herrschaft Rußlands fügen.

Was bis jetzt von der Bevölkerung Rußlands gesagt ist, bezieht sich immer nur auf Slawen, aber dieses große Reich enthält noch eine Menge anderer untereinander höchst verschiedener Völker und Rassen. Beginnen wir zunächst an den äußersten Grenzen, so finden wir im fernen Osten reine Mongolen, nämlich Koreaner und Chinesen. Die übrigen Teile des russischen Asiens werden von ural-altaischen Völkern bewohnt. Kommen wir dann nach Europa, so sehen wir im Norden die Finnen, wieder einen ural-altaischen Stamm, stark durchsetzt mit germanischen Schweden. Wieder weiter im Westen wohnen im Norden die Balten, ein rein deutscher Stamm. Er sitzt als Herrenschichte über den Esthen und Letten, die wieder den Finnen nahe verwandt sind. Im Süden, westlich des Kaspischen Meeres, dringen Tartaren und Türken in großer Zahl ein, und um den Kaukasus leben kleinasiatische Völker, Georgier, Mingrelier und wie die dreißig noch dort lebenden Völker dieser Rasse alle heißen. Außerdem leben im südlichen Rußland eine Menge Griechen und Rumänen. Über all dies Völkergemische hat sich in vielen Teilen des Reiches eine durch ihr überragendes geistiges Wesen starke germanische Herrenschichte gelegt, und das Kaiserhaus selbst entspringt einer germanischen, teils schwedischen, teils deutschen Familie.

So ist ganz Rußland von einer unübersehbaren Menge von Rassen, Völkern und Stämmen bewohnt, wobei selbst nahe miteinander verwandte Stämme in Kultur und Denken weit voneinander abweichen,

9*

weil sie in ihren Mischungsverhältnissen zu verschieden sind. Dazu kommt noch eine große Zahl von Armeniern, einem Volke, das im Altertume aus der Mischung von phrygischen Ariern und Chaldäern, einem kleinasiatischen Stamm, entstanden ist. Auf diese Weise stellt ganz Rußland ein Gemisch von oft auf kleinem Raume vereinigten ganz grundverschiedenen Rassen und Völkern dar, und es ist darum kein Wunder, daß dieses Riesenreich niemals eine eigene Kultur hervorbrachte, was es an Kultur besitzt, den unendlich viel rassereineren Germanen entlehnte und darum mit Mißgunst und Neid auf die Deutschen sieht.

Aber die Engländer, wird nun der eine oder der andere ausrufen, sind doch rein germanischen Stammes! Mit nichten! Auch sie sind ebenso gemischten und unreinen Blutes wie Franzosen und Russen. Als die Eiszeit zu Ende ging, gelangten sowohl große Langschädel als auch kleine Rundköpfe nach den damals noch mit dem Festlande zusammenhängenden Inseln England und Irland. In jüngeren, aber nicht genauer bestimmbaren Zeiten kamen dann keltische Stämme dahin, die wohl nicht mehr rein dem Blute nach waren, da manche Besonderheiten ihrer Sprache auf ältere Wohnsitze im Osten hinweisen, wo sie also wie die Kelten Frankreichs, von denen wir ja Berichte über ihr Aussehen besitzen, bereits mit anderen Völkern gemischt waren. Außerdem landeten an der Westküste Irlands sowie im Westen Englands und Schottlands kleinasiatische Stämme, denen es nicht gelungen war, mit ihren ligurischen und iberischen Brüdern an den Küsten Frankreichs und der spanischen Halbinsel seßhaft zu werden, und die darum zu weiterer Wanderung über das Meer nach den britischen Inseln sich genötigt sahen. Ihre einstige Anwesenheit wird durch ihre besonders geformten Grabstätten und turmartige Wohnbauten nach Art der Nuraghen Sardiniens erwiesen*).

Erst viel später nach der Völkerwanderung gelangten Germanen nach England und lagerten sich als Herrenschichte über das vorgefundene Rassengemengsel, ohne jedoch bis heute das gesamte Volkstum zu germanisieren, da noch große Teile Englands und ganz Irland in Sprache und Sitten keltisch geblieben sind. Die ersten nach England gekommenen Germanen waren skandinavische Wikinger. Doch nicht

*) Vgl. v. Lichtenberg: „Haus, Dorf, Stadt". Leipzig 1909. Seite 128 ff. und 160 ff.

unmittelbar aus Skandinavien kamen sie, sondern aus der Bretagne in Nordfrankreich, wo skandinavische Normannen ein Reich damals besaßen. Mit ihnen kamen auch Einwohner des westlichen Nordgalliens mit herüber, die, wie wir schon sahen, stark in der Rasse gemischt sind; denn die germanischen Stämme saßen nicht dort, sondern weiter östlich. Ihrem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß die englische Sprache in ihrem Wortschatze eine Mittelstellung zwischen Germanisch und Französisch einnimmt. Auch die Grammatik zeigt eine Verderbnis des einstigen Germanischen, die bloß auf verschiedenen fremden Mischungen beruhen kann. Sowohl der Satzbau als die Abwandlung der Haupt- und Zeitwörter sind in einer Weise abgeschliffen, daß man von einer eigentlichen englischen Grammatik kaum mehr reden kann. Ähnlich, dem Geiste der Ursprache widersprechend verschliffen sind die Schriften einiger weniger spätantiken lateinischen Schriftsteller, die aber keine Römer, sondern Fremde waren, und darum der nicht richtig verstandenen Sprache durch ihre widersprechende grammatikalische Vereinfachung Gewalt antaten.

Wir sehen also, daß alle unsere Feinde nicht Völker reiner Rasse sind, sondern von Anfang an aus Mischungen sehr verschiedener Rassen entstanden sind. In Frankreich und England blühte darum nur dort eine wirkliche Kultur, wo Germanen in dichten Scharen saßen und sich im Blute rein erhielten. Die Germanen blieben nämlich durch ihre nördlichen Wohnsitze in Skandinavien und im Norden Deutschland unter allen Völkern am längsten von Mischungen verschont und haben darum die uralte arische Kultur alleine rein erhalten. Die Religion unserer heidnischen Vorfahren läßt sich bis in die Zeiten zurückverfolgen, da die Arier noch nicht nach Stämmen getrennt waren, sondern ein Volk bildeten. Schon damals hatten die Arier zu religiösen Zwecken eine Schrift ausgebildet*), deren Gestalt allen arischen Schriften zugrunde liegt, deren Urform aber die germanischen Runen am getreuesten entsprechen. Dies einige Beispiele der ältesten Kultur der Arier, die in

*) Vgl. v. Lichtenberg: „Alter und Ursprung der Buchstaben-Schrift" in Archiv für Schriftkunde, I, Heft 1; von demselben: „Beziehungen zwischen Orient und Occident im Becken des Mittelmeeres" in Orientalisches Archiv, Band II; und „Buchstaben-Reihe und Mythos" in Memnon VII.; ferner in „Halle der Kultur", des Amtlichen Führers der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik. Leipzig 1914. Seite 77 ff.

der steinzeitlichen und bronzezeitlichen Kultur der Germanen und Griechen im Altertume herrlich weiterentwickelt wurde und nach dem Altertume nur bei germanischen Völkern bis zu den jetzigen Zeiten erhalten blieb und sich auf den alten Wurzeln noch weiter reich entfaltete. Auch die altgermanische Religion und der Mythos sind in den Jahrhunderten des Christentums nicht ausgestorben, da sie sich in den germanischen Märchen und in zahllosen Volksliedern bei allen germanischen Völkern bis heute erhalten haben.

Was die Kulturgeschichte seit dem Ende des Altertums an neuen Errungenschaften zu verzeichnen hat, ist alles auf germanischem Boden entstanden. Der gotische Baustil z. B. fand seine erste reiche Ausbildung in dem damals noch rein germanischen Osten und Nordosten des heutigen Frankreichs, seine Anfänge reichen aber viel weiter in der Zeit zurück und sind in dem alten skandinavischen Holzbaustile zu finden, in dem der Spitzbogen bereits von großer Wichtigkeit ist. Die nach der spanischen Halbinsel wandernden Goten brachten ihn auch dahin mit und errichteten an mehreren Orten Kirchen im Spitzbogenstile. Man hatte vermutet, der Spitzbogen sei ursprünglich arabisch und von den Arabern nach Spanien gebracht. Da diese Kirchen aber mindestens ein halbes Jahrhundert älter sind als der Einfall der Araber, ist der umgekehrte Weg erwiesen und die von einigen Gelehrten beliebte Bekämpfung des Namens „gotischer Stil" hinfällig geworden.

Von der Völkerwanderungszeit an erfolgten fast das ganze Mittelalter hindurch germanische Wanderungen nach nichtgermanischen Gebieten Europas; zuerst die Züge der Goten nach Spanien und die der Goten und Langobarden nach Italien, die ganzen Stämmen neue Wohnsitze schufen, dann die Italienzüge der deutschen Kaiser. Am wichtigsten und nachhaltigsten war das Eindringen germanischen Blutes nach Italien während der römischen Kaiserzeit und in den frühen Zeiten, da die Goten und Langobarden eigene Reiche in Norditalien besaßen. Die italischen Völkerschaften stammten ursprünglich selbst aus dem Norden, d. h. sie waren Nordarier und besiedelten von Norden kommend Italien in vorgeschichtlicher Zeit. Sie erhielten nordarisches Wesen und nordarische Kultur rein bis nahe an die Kaiserzeit. Nur im Westen Mittelitaliens fand eine Mischung mit nichtarischen Etruskern statt,

die der kleinasiatischen Rasse angehörten. Aber auch sie kamen stark arisch durchsetzt nach Italien, denn sie waren vorher mit Stämmen der ägäischen Kultur in nahe Verbindung gekommen, und die älteste etruskische Kultur auf italischem Boden zeigt starken ägäischen Einschlag. In Süditalien wieder wohnten Griechen, die ebenso wie die Italiker nordarischen Ursprunges waren.

Erst durch das große römische Weltreich und durch die Aufnahme asiatischer und afrikanischer rassenfremder Völker in das römische Bürgerrecht entstand eine Verschlechterung der Rasse, auf die aber sehr bald wieder die germanische Blutauffrischung erfolgte, so daß die Italiener sich, von einzelnen Gegenden Unteritaliens abgesehen, bis heute größten Teiles rein arisch erhalten haben. Schon darum gehören sie auf die Seite des Dreibundes, da, wie wir sahen, die Völker der Tripleentente von Grund auf in der Rasse verdorben sind.

Doch vielleicht wird jemand einwerfen, die Deutschen seien ja selbst nicht mehr rein germanischen Blutes. Aber erstens waren die Germanen, die nach Italien und Spanien zogen, noch ganz rein und ungemischt, und zweitens liegt die Mischung des heutigen deutschen Volkes sehr günstig, denn schon durch die geographische Lage Deutschlands ist das deutsche Volk insofern von der Verunreinigung mit fremden Rassen bewahrt geblieben, als die Zuströme fremden Blutes, sowohl von Asien her, als über Afrika von Westen, in dem Völkergemische Rußlands und Galliens ihre Kraft erschöpft hatten und nicht mehr in unser heutiges deutsches Land eindringen konnten, das ja im Gegenteile noch lange Jahrhunderte hindurch starke germanische Stämme nach Westen, Osten und Süden entsandte. Die Mischungsbestandteile der Deutschen gehören darum durchaus nur anderen verwandten arischen Stämmen an, so daß wir nicht immer dem Stamme nach, aber doch in der Rasse reingeblieben sind. Dies hat auch uns und unsere skandinavischen Brüder befähigt, die echte arische, germanische Kultur bis heute getreu zu erhalten und fortzubilden. Dies gibt uns auch in dem jetzigen furchtbaren Kriege die Kraft der völkischen Einigkeit und die Macht und Wucht unserer herrlichen Truppen über unsere so gemischtrassigen Feinde den Sieg davonzutragen.

Ein Zeichen tiefen Rassenverfalles bei unseren Feinden und besonders bei den Engländern, aber auch bei den Franzosen ist es, daß sie sich nicht

scheuen, außer dem Rassengemengsel, das sie am eigenen Körper darstellen, auch noch alle möglichen anderen und ganz minderwertige Rassen, wie Basutos, Senegalneger, mongolische Japaner, Inder, welch letztere freilich noch einen Zusatz arischen Blutes besitzen, und andere uns auf europäischem Boden als Kämpfer gegenüberzustellen. Bei den Engländern zum mindesten ist es ein Zeichen der Schwäche, die sich rücksichtslos hinter andere verbirgt, um das eigene teure Leben feige zu bewahren. Würden unsere Feinde siegen, so wäre es auf der ganzen Welt um reine Rasse und mithin um jede wahre Kultur dauernd und unrettbar geschehen. Das Völkerchaos und roheste Barbarei würden ihr freches Haupt auf der ganzen Erde erheben. Darum müssen alle Völker, in deren Adern noch wirklich arisches Blut fließt, Rasse und Kultur beschützen, indem sie, falls sie das gewaltige Völkerringen nicht mit der Waffe mitmachen, doch durch Neutralität den schädlichen Einfluß der uns befehdenden Rassen entschieden ablehnen.
Auch Griechenland gehört, trotz allem, was Leute wie Fallmerayer und ähnlichen Schlages geschrieben, zu den Völkern, die arisches Wesen noch treu bewahrt haben. Wäre dem anders, hätten sie nicht während eines halben Jahrtausends der Türkenherrschaft, während der sie nicht einmal Schulen haben durften, ihre Sprache, antike Sitten und Erinnerung an ihre einstige hellenische Mythologie so treu wahren können.
Unser deutscher Imperialismus und der von den Feinden so geschmähte Militarismus sind beide Ausflüsse echt arischen Wesens. Sie haben mit orientalischem Despotismus oder mit demokratischer Zuchtlosigkeit nichts gemein. Was unsere Feinde Militarismus nennen, ist wirklich die Wehrhaftigkeit des gesamten Volkes, das seine heiligsten Güter verteidigt. Das ist für uns auch der Sinn dieses Krieges, den wir zum Heile des Ariertums und wahrer Kultur führen. Nach dem Kriege soll nur arisches Wesen in Europa herrschen. Darum gebührt den Griechen, Italienern und Österreich die Herrschaft im Mittelmeere, ferner Deutschland und Österreich die Herrschaft auf dem europäischen Festlande. Dann geht das Dichterwort in Erfüllung:

Und es soll am deutschen Wesen
Einstens noch die Welt genesen!

Das walte Gott!

XIV.

Die Zukunft Belgiens: Vlamen und Wallonen

von Alfred Ruhemann:

Die Vlamen ließen es sich nicht nehmen, alljährlich den Tag der Goldenen Sporenschlacht zu feiern, in welcher die Blüte der französischen Ritterschaft bei Kortryk von den Äxten und Streitkolben der flandrischen Gewerkler niedergemäht worden war. Je erboster man in Paris darüber war, je tiefer die belgische Regierung deswegen vor Frankreich zu Kreuze kroch und abbat, desto heller und energischer klang der „Flandrische Löwe" und das Geusenlied durch die Straßen und Städte Flanderns und Antwerpens. Je mehr man auf diese Weise die Hälfte der eigenen Bevölkerung vor den Franzosen verleugnete, desto weiter öffnete sich die Kluft zwischen dem germanischen und gallischen Element in Belgien, desto mehr ging das Land einer inneren Zersetzung entgegen.

Der schnelle Fall von Antwerpen hat nun unbedingt dazu beigetragen, eine Lage, schneller als gehofft, zu einer Klärung zu bringen, von der wir uns die besten Folgen versprechen dürfen. Wären die von einem unerklärlichen Wahnsinn eingegebenen Ausschreitungen des Antwerpener Hafenpöbels gegen Deutsche und deutsches Eigentum nicht gewesen, so hätte es gar nicht erst der militärischen Eroberung der prächtigen Hafenstadt bedurft, um uns die Gewißheit zu schaffen, daß in ihr heimlich Tausende von Herzen dem deutschen Freunde ehrlich entgegenpochten. Durch jene Ausschreitungen aber wurden wir irregeführt, wie auch durch die Tatsache des plötzlich zum Vorschein kommenden Nationalitätsgefühles der nun zum ersten Male gemeinsam marschierenden Vlamen und Wallonen. Wir kennen heute die Prämien, die die belgische Regierung in letzter Stunde den Vlamen geboten hatte, um sie nicht abtrünnig und aufsässig zu sehen. Wir unserseits glaubten daß das Antwerpener Volk genau so niederträchtig und heimtückisch feige wäre wie das Brüsseler. Es war aber nur der Nachahmungstrieb, es der Hauptstadt gleich zu tun, der die Antwerpener gepackt

hatte, außerdem noch die englisch-französische Aufhetzung und die Angst vor dem Kriege überhaupt. Am ersten Tage des Einzuges unserer Truppen in die Scheldestadt konnten wir schon klar erkennen, wo unsere ewigen Feinde und wo unsere vermutlichen Freunde in Belgien stecken, nachdem des Landes Los erst einmal, wenigstens zunächst, besiegelt war. Und jeder weitere Tag wird es uns immer klarer werden lassen, daß der Krieg für Belgien selbst eine Erlösung von unerträglichen inneren Zuständen, die Abwehr einer inneren Revolution bedeuten wird. In Belgien gab es zwei Welten, von denen die eine früher oder später hätte unterliegen müssen. Der Sieg wäre derjenigen verblieben, deren Lebenssäfte die kräftigeren gewesen wären. Die Vlamen haben Jahrhunderte voller Kämpfe und Unterdrückungen überstanden und immer wieder reckenhaft den Kopf aufgerichtet. Sie sind Art von unserer Art und wären gewiß nicht die unterliegenden gewesen. Sie wären schon früher zum Bewußtsein ihrer Kraft und Intelligenz gekommen, hätten sie sich nicht zum Wohle der durch sie geschaffenen neuen belgischen Nation solange still verhalten wollen, bis ihre Stunde kam. Auch darin gleichen sie uns: sie sind geduldig und dulden lieber solange als möglich Unrecht, ehe sie sich hinreißen lassen, einen Weltbrand zu entzünden, packen aber auch zu, sobald feindlicher Übermut zu groß und die Existenz der Nation in Frage gestellt wird. Mit staunender Befriedigung hat man gesehen, wie Antwerpen schon am ersten Tage der Einnahme sich benommen hat, unsere Leute fühlten sich sofort wie zu Hause, sie werden auch für die Folge niemals das Gefühl haben, als müssen sie vor der Bevölkerung auf der Hut sein. Im Handumdrehen lebte die Stadt wieder auf, begann Handel und Wandel, den Verhältnissen entsprechend, von neuem, als wäre eigentlich gar nichts vorgefallen, — so lauteten naiv anmutend die Berichte von Augenzeugen. Und nur eine halbe Stunde entfernt, in Brüssel, lauern Tücke und Verrat, niedergehalten nur durch die Angst vor deutschen Kolbenschlägen und die Schlünde der deutschen Geschütze auf der Höhe des kapitolinischen Justizpalastes. Ewig werden sie dort leben und sich noch in manchen Explosionen gegen die deutschen Unterwerfer Luft machen, gleichviel, ob jetzt, ob später, selbst wenn wieder geordnete Verhältnisse eingetreten sein werden, und in welcher Form auch immer. Wen eingefleischter

Haß blind macht, dem ist nicht zu helfen. Man braucht ihm darob nicht gleich den Hals umdrehen zu wollen, man läßt ihn einfach am Wege liegen. Will er dort umkommen, so ist es sein eigener Wille; besinnt er sich noch eines besseren, was in diesem Falle jedoch so gut wie ausgeschlossen sein wird, so kennt er den Weg zum Frieden und zu der Hand, die allein ihm zu einer neuen und dauernden Existenz verhelfen kann.

Es ist leicht, das Recht der kleinen Staaten auf Schutz durch die Großstaaten und auf deren unverletzliche Neutralität zu proklamieren, solange niemand da ist, der sie anzugreifen und zu gefährden gedenkt. Es war vielleicht eine Wohltat für die im Jahre 1831 paktierenden Staaten, ein neutrales Land zu schaffen, dessen geographische Lage bedingte, daß sich niemand an ihm vergreifen und so die anderen Kontrahenten übervorteilen konnte. War demnach der Gedanke der Bestätigung eines neutralen Belgiens der damaligen, politisch arg durchwühlten internationalen Lage entsprechend, so hätte man es aber doch auch damals schon weniger eilig haben und besser überlegen müssen, wie sich später einmal die inneren Verhältnisse des neugebackenen Pufferstaates gestalten könnten, wenn man ihn aus drei so grundverschiedenen und geradezu einander feindlichen Elementen bilden würde, wie das vlämische, das französische und das luxemburgisch-deutsche es sind. Die Diplomaten in jener Zeit waren eben in der politischen Geographie noch wenig bewandert. Die Frage, wer sich zum bequemsten und gefügigsten Fürsten des neutralen Belgiens machen ließe, erschien ihnen wichtiger als jene, wie der angeblich durch den freien Willen der Nation erwählte König seine gemischten Untertanen zu einer im patriotischen Sinne einträchtig fühlenden Nation zusammenschweißen würde. Man teilte also die Niederlande frisch darauf los, und Preußen gab, ich will nicht sagen gewissenlos, aber doch sehr wenig umsichtig und voraussehend, die dem neuen Belgien verbleibenden deutschen und vlämischen Einwohner einem Monarchen preis, der nur noch dem Namen nach ein deutscher Fürst war. Von der Thronbesteigung Leopolds I. an war der französische Einfluß stets, der englische vielfach in Belgien maßgebend, die Vlamen blieben unbeachtet und wurden nicht für voll angesehen, trotzdem ihre Anzahl der der beiden anderen

Volksstämme das Gleichgewicht hielt. Ihre Sprache wurde für bäurisch und unfein erklärt, ihre Literatur verlacht, ihre Kultur der eines Bauernvolkes gleich erachtet. Selbst Leopold II., wenn er auch der vlämischen Sprache den Charakter einer mit dem Französischen gleich bewerteten Amtssprache verlieh, behandelte seine vlämischen Untertanen nur deshalb rücksichtsvoll, weil er sich ihrer für manche seiner Pläne, namentlich der überseeischen und kolonialen, bedienen konnte. Entschieden aufmunternd verhielt sich erst König Albert ihnen gegenüber, soweit seine eigene Person in Frage kam. Wenn es wahr ist, daß er Antwerpen hatte übergeben wollen, so bin ich überzeugt, daß diese kluge Absicht ihm nicht zuletzt durch seine loyale Denkweise den Vlamen gegenüber eingegeben worden war.
Der bedauernswerte Mißgriff von 1831 war nun einmal geschehen, aber es zeigte sich zuerst nur sporadisch, in den letzten Jahrzehnten jedoch immer häufiger, daß die zwei nationalen Welten, aus denen Belgien zusammengesetzt war, von Jahr zu Jahr mehr Reibungsstoff aufwiesen. Die Stichflamme, die eine derselben verbrannt und damit das gesamte Staatsgefüge zerstört hätte, wäre auch ohne europäischen Krieg eines Tages aufgelodert und hätte ein neues diplomatisches Schachspiel, wahrscheinlich zugunsten eines rein vlämischen Belgiens, nötig gemacht. Unter den heutigen Umständen ist es die Kriegsfackel, welche die inneren Verhältnisse Belgiens grell beleuchtet und dem deutschen Sieger den Pfad weist, auf welchem er später zu einer befriedigenden Lösung der Nationalitätenfrage im europäischen Westen gelangen kann. Voraussetzung ist eben nur, daß er die Lehren der politischen Geographie besser zu handhaben und zu befolgen weiß, als die preußische Diplomatie der dreißiger Jahre des verflossenen Jahrhunderts.
Wir haben hierbei vor allem mit den gegebenen inneren Verhältnissen des bisherigen Belgiens zu rechnen. Zunächst haben wir nur ins Auge zu fassen, daß wir, da uns die Lösung der europäischen nationalen Fragen mehr als wahrscheinlich vorbehalten sein wird, bei der Gestaltung der politischen Beschaffenheit Belgiens die Rolle eines diplomatischen Chemikers zu spielen haben werden, der in seinem Laboratorium die Bestandteile und Volumen der zwei Volksstämme, die äußerlich ein

einheitliches Belgien bilden, zu analysieren und zu scheiden hat, ehe er einen neuen Körper, der diesmal wie aus einem Guß sein muß, herstellt. Es gibt heißblütige und ungeduldige Politiker und Polemiker genug, die von einer solchen langsamen, aber zuverlässigen chemischen Prozedur nichts wissen wollen und den Satz früherer Eroberer verfechten, man solle einfach nehmen, was man mit Waffengewalt erzwungen hat, um so mehr, wenn man, dank der vlämischen Blutsverwandtschaft, fast ein Recht hat, sich das Eroberte anzueignen und einzuverleiben. Diese Stürmer vergessen, daß man heutzutage, selbst als Sieger, zunächst vor allem das Ende kriegerischer Verwicklungen abzuwarten hat, ehe man sagen darf, das will und das nehme ich. Es sind fernerhin auch so manche andere Umstände abzuwägen, die sich der einfachen Streichung selbständiger nationaler Existenzen widersetzen. Es macht sich neuerdings immer mehr auch der Grundsatz einer nationalen Nebenordnung an Stelle einer Unterordnung als sehr zu berücksichtigender Wirtschaftsfaktor geltend. Meines Erachtens ist es daher weit angebrachter, zunächst nur einen Leitfaden abzurollen, der sich aus den in einem Lande, in diesem Falle Belgien, vorgefundenen und durch eigene Prüfung festgestellten Verhältnissen abwickelt, um sein mit dem Ergebnis der Beobachtungen reich beschwertes Ende denen in die Hand zu geben, die berufen sind, das Amt von diplomatischen Chemikern im reichsdeutschen Laboratorium zu bekleiden.

Die Vorsehung und die politischen Umstände scheinen uns also dazu ausersehen zu haben, die zwei Welten, welche bisher den belgischen Gesamtglobus bildeten, im Interesse der Rettung urdeutschen Volkstums trennen zu sollen, und die beiden neu zu formenden Körper fernerhin, nach unserem Willen und gemäß unseren Vorschriften, um unseren deutschen zentralen Staatskörper kreisen zu lassen. Die eine Welt, die gallisch-wallonische, deren Brennpunkt das schwer zu handhabende, sich eher durch faulenzende Verschwendungssucht als durch betriebsame Industrie auszeichnende Brüssel ist, erstreckt sich über Mons, Charleroi und die französischen Ardennen nach Frankreich hinein und ist so gut wie entblößt von deutschem und vlämischem Element, welch letzteres selbst eben dort seine unversöhnlichsten Widersacher gefunden hat. Sie wäre uns ein ewiger Dorn im Fleische, eine Quelle unausgesetzter Reibungen.

Wir müßten in ihr als faustkräftiger Unterjocher des Charakters und der Sprache von Land und Leuten auftreten, eine Rolle, die uns nicht zu Gesicht steht und die vor allem uns nicht zur wohlverdienten Ruhe nach den übermenschlichen Anstrengungen des gegenwärtigen Krieges kommen lassen würde. Wir fänden allerdings auch im Lütticher Gebiet wallonische Verbissenheit und Abneigung gegen eine mögliche Einverleibung oder politische Anschließung an das Deutsche Reich. Zwischen Welkenraedt, Gemmenich, Herbestal und Verviers aber ist, auch für die Maaswallonen, das deutsche Element bereits zu einem so einschneidenden wirtschaftlichen Faktor geworden, und der Lütticher Wallone hat, wohlverstanden in Friedenszeiten, bereits eine derartige, seinen ökonomischen Interessen dienende Schmiegsamkeit bewiesen, daß sein Anschluß an die deutschen Sprach- und Interessengebiete, die wir in Belgisch-Luxemburg sowie in den Belgischen Kempen und Belgisch-Limburg bereits besitzen, ohne große Schwierigkeiten vollzogen werden könnte. In den drei reindeutschen Sprachenklaven Belgiens begegnen wir ungefähr 78 bis 79 vom Hundert deutschsprechenden Einwohnern, ohne Hinzuziehung der dortigen reichsdeutschen Bewohner, die nur 4500 von 57 000 betrugen. Es war, wie gesagt, der politische Irrtum der Verträge von 1831 und 1839, eine heute rund 80 000 Seelen betragende rein deutsche Bevölkerung der Gefahr auszusetzen, durch ihre Zersplitterung und Überweisung an Belgien vom wallonisch-französischen Wesen allmählich verschlungen zu werden. Diesem Schicksal sah die belgische Regierung gleichgültig zu, denn ihr einziges Zugeständnis an ihre Untertanen deutscher Abstammung war gewesen, daß sie sich verpflichtete, in den betreffenden Gebietsteilen Gesetze und Rechtsprechung auch in deutscher Sprache — wohlverstanden nicht in dieser allein — zu veröffentlichen. Und so wurde dieses Partikelchen deutscher Rasse nach und nach ein für das Deutschtum verlorenes Anhängsel der belgischen französischen Welt, nicht der belgisch-vlämischen, mit der sie nur die Unzufriedenheit mit ihrer Zwitterstellung teilte, und von der sie unglücklicherweise auch räumlich vollständig getrennt war.
Sehen wir uns nun einmal die Vlamen an, denen, wie oberflächliche Beobachter im Siegestaumel behaupten, unsere vorläufige Besetzung — man wendet bereits das Wort Eroberung an — hochwillkommen

sein müßte. Sie ist es sicherlich insofern, als der deutsche Sieg ihnen das große Stück Arbeit des Selbständigwerdens abnimmt oder wenigstens leichter macht; deshalb sind sie uns jetzt nach der Niederwerfung von Belgien auch freundlich gesinnt. Anders jedoch stellt sich die Sache, sobald man der Frage auf den Leib rückt: Wollen die Vlamen nun auch staatlich Deutsche werden? Meine Antwort lautet: Ja, wenn wir ihnen eine nationale Unabhängigkeit, ein vlämisches Reich, eine politische Anlehnung an uns, zu Schutz und Trutz, verschaffen; nein, wenn wir eine deutsche Provinz oder ein deutsches Reichsland aus ihnen machen wollen. Wer sind denn die gegenwärtigen Vlamen? Ihre Dichter, ihr ganzes Denken verleugnen in keinem Augenblick ihre Genugtuung, germanischen Ursprunges, ja die Wiege des deutschen Kaiserreiches zu sein. Im übrigen sind sie aber ein sehr hartnäckiges, dickköpfiges und verbissenes Volk, das um jeden Preis seine politische Selbständigkeit sich wiedererobern und damit die Früchte seiner jahrhundertelangen Kämpfe endlich pflücken will. Spricht man von Vlamen und Vlamentum, so wenden sich die Blicke unwillkürlich nach Antwerpen. Diese Stadt ist allerdings mit Gent der Hochsitz freisinniger vlämischer Kultur und Kunst, sie ist aber nicht der Schildträger des eigentlichen Vlamentums, das von Mecheln und Löwen aus befehligt und vom Klerus regiert wird. Die Vlamen mögen uns als politische Machthaber und Zwingherren trotz aller Rassengemeinschaft ebensowenig wie die anderen Belgier. Damals, als die Alldeutschen glaubten, in innerpolitischen Angelegenheiten Belgiens die Partei der Vlamen ergreifen zu müssen, lehnten diese sich einmütig gegen diese Einmischung auf. Als Pol de Mont, gewiß eine der edelsten Erscheinungen der vlämischen Geistes- und Kulturwelt, von einer erfolgreichen Vortragsreise durch Deutschland heimkehrte, hätte nicht viel gefehlt, daß man ihn als Verräter und Gefolgsmann der Alldeutschen gesteinigt hätte; es hat lange gedauert, bis der übrigens durchaus ungerechtfertigte Verdacht, er hätte die Vlamen an Deutschland verkaufen wollen, von ihm abfiel. Diese Vlamen also, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl blindlings ihren klerikalen Führern gehorchen, die fast gar nicht ihren rein niederländischen Stammesverwandten ähneln, sind die letzten, die mit einem Seufzer der Erlösung ausrufen würden: Gott sei Dank, nun werden wir deutsche Untertanen! Sie werden als

germanische Blutsvettern mit uns gern verhandeln und paktieren, wie sie sich jetzt schnell an unsere provisorische Verwaltung gewöhnen werden, sie werden sich politisch an uns anschließen wollen, aber ohne Aufgeben ihrer Selbständigkeit. Es wäre ja wahrscheinlich hinsichtlich eines besseren politischen Verständnisses zwischen Deutschen und Vlamen manches anders gekommen, hätten wir nicht den unverzeihlichen Fehler begangen, uns zu wenig um letztere gekümmert zu haben. Wir beachteten und verfolgten ihr geistiges und geschichtliches Leben so gut wie gar nicht, nur wenn eine außergewöhnliche Erscheinung wie z. B. Styn Streuvels auftauchte, erinnerte man sich plötzlich, daß es in Belgien auch eine germanische Rasse gibt*). Ebensowenig teilten wir von unserem literarischen und kulturellen Reichtum Gaben an sie aus. Wir brachten damit ihre eigene Literatur zum Verdorren, so daß sie heute noch auf dem Standpunkt schwerfälliger naiver Romantik und des düsteren Melodramas steht. Heitere Erzeugnisse kennt sie überhaupt nicht. Ersatz mußten unsere von ihnen reichlich belachten Possendichter alten und neuen Stiles liefern. Unsere gegenwärtige erzählende Literatur ist ihnen ein verschlossenes Buch, die Namen und Schriften unserer Gelehrten sind ihnen eine unbekannte Welt. Nur die deutsche Musik verschaffte sich, und auch nur in Antwerpen, etwas Eingang, und zwar, weil die eigene Produktion, der man dort ein prachtvolles Opernhaus errichtet hatte, allzu unfruchtbar blieb. Kurz, wir hätten geistig befruchtend, auf den vlämischen Geist befreiend wirken sollen und dann mit Genugtuung feststellen können, daß das Verständnis für unsere Politik, Sitten und Anschauungen ganz wie von selbst der Freude an unserer Literatur und Kultur nachgefolgt wäre. Wir haben aber die Vlamen sich selbst, ihrer geistigen Armut und ihrem innerpolitischen Schicksale überlassen, das, nach dem Beispiele des übrigen Belgiens, Liberale auf der einen, Klerikale auf der anderen Seite in ihrem Sinne zu gestalten suchten. Schließlich

---

*) Hinzuweisen wäre auch auf Charles de Coster und seinen „Ulenspiegel", die nationale Bibel der Vlamen (vgl. die Einleitung von Kurt L. Walter van der Bleek zu seiner Übersetzung des „Ulenspiegel" mit den Illustrationen von Félicien Rops und anderen belgischen Künstlern aus der Originalausgabe von 1869 im Verlag von Wilhelm Borngräber).

flatterte das klerikale Heerbanner nur noch allein — mit Ausnahme von Antwerpen — siegreich über die belgischen Vlamen.

Wie man daraus ersieht, besitzt der Leitfaden, den ich vor den zur späteren diplomatischen Lösung aller aus dem Kriege entstehenden Schwierigkeiten berufenen Männern hier abhaspie, viele Knoten, die erkannt und gekannt sein wollen, um sie auflösen oder umgehen zu können. Das uralte Volkslied der Vlamen, daß sie gern nach Osten wandern wollen, bedeutet nicht mehr als eine stimmungsvolle Lyrik. Man möge aber auch selbst diese Sehnsucht für wahre Empfindung halten, denn sie drückt das gemeinschaftliche Fühlen mit dem Germanentum im Osten aus, so wird doch der heutige Vlame auch wissen wollen: unter welchen Bedingungen soll dieses Wandern erfolgen? Und befriedigen ihn diese Bedingungen nicht, so wird er versuchen, es bei der bisherigen Lage der Dinge zu belassen, selbst sich aufzubäumen, wenn ihm glattwegs ein Kappzaum deutscher Oberhoheit angelegt werden sollte. Wir hätten ferner zu beobachten, daß wir uns vor allem in die vlämische Sprache einzuarbeiten hätten, damit wir uns besser verstehen könnten. Man hat leicht sagen, sie ähnelt dem Niederdeutschen; sie ähnelt auch dem Holländischen, und dennoch ist sie auch von diesem sehr verschieden und viel schwieriger als dieses, jedenfalls ist sie nicht leicht: sie ist ungefügig wie die vlämische Rasse selbst.

Auf politischem Gebiet darf ich den Hinweis nicht unterlassen, daß, wenn wir uns auch Antwerpen einfach nehmen würden, wie viele ohne weiteres bereits dekretieren, wir damit noch nicht an der See wären, nicht einmal einen Ausgang zum Meere besäßen. Hierfür brauchten wir Gewährleistungen, und die bekommen wir nur, wenn Holland in ein anderes, besseres und engeres Verhältnis, als es das bisherige war, zu uns zu treten gewillt ist. Gesetzt, Antwerpen wäre deutsch! Wer aber bürgt uns dann dafür, daß wir nicht eines Tages, wie England heute, unsere Flotte vor der Scheldemündung und unsere Landarmee in Antwerpen haben und nicht ein noch aus wissen, wenn wir nicht die Durchfahrt durch das neutrale Holland erzwingen wollen? Haben wir uns nicht vielmehr das Wort gegeben, Europa so zu gestalten, daß jeder neue Kriegsvorwand auf unendliche

Zeiten hinaus aus der Welt geschafft wird? Ich stimme jedenfalls gern und freudig mit denen überein, die einem Länderzuwachs für uns außerhalb der Grenzen Europas das Wort reden. Ich meine auch, daß wir gewisse Staaten, die afrikanische Kolonien besitzen, fernerhin der Arbeit entheben sollten, diese selbst zu verwalten. Wir könnten es auch Portugal, wenn es wirklich vertragsmäßig verpflichtet sein sollte, England seine Flotte und Armee zu Hilfe zu schicken, sehr leicht machen, Angola recht billig los zu werden! Wir hatten zwar im Sinn gehabt, diese westafrikanische Kolonie anzukaufen, aber besser wäre es, wir hätten gar nichts dafür zu bezahlen und ließen uns die Azoren, die Cap Verde-Inseln und Madeira noch dazu geben. Dagegen wollen wir in Europa recht vorsichtig sein und erst nach reiflichster Überlegung neue Reichsländer schaffen, namentlich dort, wo widerstrebende Elemente erst nach unendlich zäher Arbeit zu der Ansicht zu bekehren wären, daß es sich unter deutschem Zepter, auch in einem Militärstaat, so lautet ja unsere Aushängemarke, gut leben läßt. Gewiß darf keine zu zartfühlende äußere Politik bei uns Platz greifen. Eine starke Zeit bedarf auch einer derben Faust. Wir sahen, wie sie gegen Verlogenheit und Falschheit schlagfertig aus der Tasche fuhr und aufräumte. Wir erwarten, daß sie auch bei den kommenden diplomatischen Verhandlungen, wo die aalglatte Geschmeidigkeit der fremdländischen Unterhändler, das Hervorkramen und Auftischen von verlogenen Anklagen gegen unser Zugreifen sich nochmals in vollem Glanze zeigen wird, bismarckisch auf den grünen Tisch niederfährt und die Tintenfässer tanzen läßt, gibt man uns nicht, was uns zukommt, was uns, nach unserer Meinung, für einen dauernden Frieden notwendig ist. Alles das ist selbstverständlich und muß so sein. Dagegen sollte für eine Staatenneubildung der Grundsatz einer Gleichstellung ebenso in das Gewicht fallen wie der einer Unterstellung, der einer Angliederung mehr wie der einer Eingliederung. Das bundesstaatliche Prinzip, trotzdem es sich schon vierundvierzig Jahre bei uns bewährt und in der Stunde höchster Gefahr als zuverlässig bewiesen hat, ist vielen von uns trotzdem noch zu neu; es war bisher noch nicht imstande, den immer wieder auftauchenden chauvinistischen Gelüsten auf Länderzuwachs die Schärfe zu nehmen. Wir haben diesmal das Glück, eine

uns hoch interessierende Rassenfrage, die vlämische, schlichten, politische mit geographischen Grenzen in natürlichen Einklang bringen zu können. Wir kennen nun ungefähr die Elemente, die bei dieser Lösung mitzusprechen haben, und werden sie im engeren Verkehr mit den Vlamen noch weiter erforschen können. Diese sind im freundlichen Sinne von uns leicht zu leiten, sobald wir ihnen ihre politischen Freiheiten und eine Hand in Hand mit uns arbeitende Selbständigkeit, eine wirkliche, nicht nur eine scheinbare, belassen, wenn wir ihnen den Schutz des Starken im Austausche mit wirtschaftlichen und sozialen Konzessionen gewähren werden. Sie sind dagegen störrisch und explosiver Natur, sobald wir ihnen ihre politischen Freiheiten direkt beschneiden wollten. Der Kluge kann auch die Welt regieren, ohne ihr Unterjocher zu sein. Diesen Grundsatz suchten wir bereits auf wirtschaftlichem Gebiete mit Erfolg zu verwirklichen, der englische Neid jedoch schob uns andere Beweggründe unter und stempelte uns zu beutelustigen, gewissenlosen Eroberern. Wir wollen auch nach dem Kriege auf diesem Wege des guten Gewissens und offenen Visiers weiterschreiten, müssen aber noch mehr wie zuvor der nüchternen Überlegung unser Ohr leihen, ehe wir folgenschwere Entschlüsse fassen.

* * *

Es sei hier angesichts der Schwierigkeit des Problems auch auf den Aufsatz von Prof. Dr. Karl Lamprecht: „Belgien und wir" verwiesen, der am 25. Dezember 1914 im „Berliner Tageblatt" erschienen ist.

Der Herausgeber.

XV.
Der Staatenbund von Nordeuropa von Justizrat Bamberger:

In den Grenzboten vom 23. September 1914 wurde angeregt, durch ein Schutz- und Trutzbündnis das Deutsche Reich mit den ihm benachbarten kleineren Staaten zu einem Staatenbunde zu vereinigen. Es fragt sich, ob der Plan einer gründlichen Prüfung in Hinsicht auf die politischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse der beteiligten Länder standhält oder ob er sich als leeres Phantasiegebilde erweist. Von vornherein ist klar, daß die Kleinstaaten der Gegenwart sich in ihrer Sicherheit und Selbständigkeit um so mehr bedroht fühlen müssen, je stärker die großen Mächte in sich und durch die Ausdehnung ihres Kolonialbesitzes anwachsen und je fester sie sich untereinander zusammenschließen. Das beklagenswerte Schicksal des Königreichs Belgien steht vor aller Augen. Das Unglück, das über dieses Land hereingebrochen ist, hat seinen letzten Grund weder in einem rücksichtslosen Vorgehen des Deutschen Reiches, noch in der Umgarnung von Frankreich und England, die jetzt erwiesen ist, — sondern in der natürlichen Schwäche des Kleinstaats, der seine Daseinsberechtigung in der bisherigen Form anscheinend verloren hat. Es ist wohl begreiflich, wenn auch in anderen neutralen Staaten ernste Besorgnisse laut wurden. Unmittelbar nach Ausbruch des Krieges hat die schweizerische Bundesregierung ihre Neutralität amtlich kundgegeben. Deutschland und Frankreich haben alsbald erwidert, daß sie diese Neutralität sorgfältig beachten würden. In demselben Sinne erklärte sich die österreichisch-ungarische Monarchie. Gleichwohl wurden in der Schweiz, namentlich gegen Italien, das nicht zu den Garantiemächten von 1815 gehört, wegen des Kantons Tessin lebhafte Befürchtungen rege, so daß die italienische Regierung es für angezeigt hielt, durch Note vom 19. August 1914 ausdrücklich zu erklären, sie schließe sich den Garantiemächten in vollem Umfange an. Für die Erklärung hat die schweizerische Bundesregierung ihren Dank ausgesprochen und die Zusicherung gegeben, unbedingte Neutralität zu wahren, gegen wen es auch sei. — Auch Dänemark

ließ seinen Entschluß, neutral zu bleiben, an den zuständigen Stellen amtlich anzeigen. Die Besorgnis, trotzdem gegen den eigenen Willen in den Weltkrieg hineingezogen zu werden, kann angesichts der Erfahrungen, die gerade Dänemark gemacht hat, nicht grundlos genannt werden. Zweimal kurz hintereinander war Kopenhagen zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Gegenstand feindlicher Angriffe. In beiden Fällen war der Angreifer das viel stärkere England. Als Dänemark sich im Jahre 1801 auf das Drängen des Kaisers Paul von Rußland zur Annahme der bewaffneten Neutralität entschloß, beschlagnahmte die englische Regierung ohne weiteres sämtliche dänische Schiffe, die in englischen Häfen lagen. Sie entsandte gleichzeitig eine Flotte von einundfünfzig Schiffen unter dem Oberbefehl des Admirals Nelson, der am 2. April 1801 Kopenhagen beschoß. Trotz tapferer Gegenwehr, die Nelson zwang, um Waffenstillstand zu bitten, mußte Dänemark der Übermacht weichen und seine bewaffnete Neutralität aufgeben. Im Jahre 1807 eröffnete England von neuem die Feindseligkeiten ohne vorhergegangene Kriegserklärung. Admiral Gambier erschien an der Spitze von vierundfünfzig Kriegsschiffen im Oeresund und forderte die Auslieferung der gesamten dänischen Flotte, da anzunehmen sei, daß die Flotte sonst Frankreich übergeben würde, um England zu bekriegen. Als das beleidigende Verlangen abgeschlagen wurde, landeten englische Truppen bei Vedbek. Gleich darauf begann die Beschießung der Hauptstadt. Nach dreitägigem Bombardement sah sich Kopenhagen am 5. September 1807 zur Übergabe gezwungen. Die dänische Flotte mußte sich sofort segelfertig machen. Und tatsächlich führten die Engländer die ganze dänische Flotte, 18 Linienschiffe, 15 Fregatten, 6 Briggs und 25 Kanonenboote mit sich fort; einige Kriegsschiffe, die noch auf dem Stapel lagen, wurden zerstört. Erst am 4. November 1807, nachdem die Hauptstadt verwüstet, die Flotte geraubt und Hunderte von Handelsschiffen aufgebracht waren, erklärte England den Krieg. Kaiser Alexander, der nach der Ermordung seines Vaters den russischen Thron bestiegen hatte, gab laut seinen Unwillen über die unerhörte Gewalttat zu erkennen und erklärte, er werde jede Verbindung mit England abbrechen, bis Dänemark Genugtuung erlangt habe. Nichtsdestoweniger schloß er kurz darauf ein Abkommen

mit England zu dem Zweck, dem dänischen Reich Norwegen zu rauben*). Ein halbes Jahrhundert später, 1864, als der Streit um die Herzogtümer zum Kriege führte, stand Dänemark in diesem Kriege, wie beim Wiener Frieden, wiederum allein. Trotz einer ruhmvollen Vergangenheit, trotz neuerdings bewiesener heldenmütiger Tapferkeit hat keine der Mächte sich des Schwächeren angenommen. So konnte der Gedanke, sich einem Großstaat dauernd anzuschließen, mehr und mehr Boden gewinnen. Der Vorschlag kam von dänischer Seite. Er findet sich in einer Abhandlung, die in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" vom 17. und 18. September 1841 veröffentlicht ist. Es heißt dort unter anderem:

„Dänemark ist jetzt (1841) ein zu kleiner Staat, um in vollkommener Vereinzelung eine politische Unabhängigkeit behaupten zu können, die in schwierigen Fällen die Probe bestände. Und dennoch kann es als Seemacht eine nicht geringe Bedeutung haben. Es besitzt jetzt freilich nicht die finanziellen Mittel, um eine große Flotte auszurüsten; wenn es momentan diese erschwingt, so geschieht es nur auf Kosten seines übrigen Staatshaushaltes, und die so teuer erworbene Flotte verfault entweder ohne Bestimmung im Hafen, oder sie gewährt während eines Seekrieges dem unter Druck und Beängstigung geführten Seehandel nur einen unvollständigen Schutz, der mit unverhältnismäßigen Opfern erkauft wird, oder sie wird endlich gar die Beute eines Mächtigeren, der wohl weiß, daß er mit einem solchen Schlage Dänemark für lange Zeit vom Kampfplatz entfernt. Wenn nun Dänemark nicht durch eigene Machtvollkommenheit, sondern nur unter einer ganz ungewöhnlichen und seltenen Konstellation von Verhältnissen neutral bleiben kann, und bloß solange, als ein Mächtigerer anderweitig verhindert wird, diese Neutralität zu brechen, so kann es nur seinen Vorteil finden, wenn es sich einem Staatenbund anschließt, durch den es eben eine gesicherte, politische Stellung bekommt, während es sich jetzt in einer Pseudo-Unabhängigkeit befindet, aus der es doch bei einem größeren Konflikt unter den europäischen Großmächten heraustreten muß, ohne vielleicht die Wahl zu haben."

Das glänzende Elend der Kleinstaaterei! Ob die Übelstände und Ge-

*) C. F. Allen: „Geschichte des Königreichs Dänemark", Seite 456 ff.

fahren, die mit dem kleinstaatlichen Dasein notwendig verbunden sind, seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Tage sich etwa verringert und nicht vielmehr vergrößert haben, das bleibe dem Urteil des Lesers überlassen. Auf deutscher Seite war der hervorragendste Vertreter des Bündnisgedankens Generalfeldmarschall Graf Moltke. Schon in jungen Jahren trat er schriftstellerisch für ein deutsch-dänisches Bündnis ein*). Nachdem er einen Blick auf Belgien geworfen und mit Bedauern festgestellt hat, daß man belgische Annäherungsversuche zurückgewiesen habe, weil Deutschland viel zu tugendhaft sei, um diesen illegitim gezeugten Staat liebhaben zu können, — wendet er sich seiner eigentlichen Aufgabe zu, die er vom Standpunkt der Geschichte, der Politik, der Heeres- und Flottenverhältnisse sowie der beiderseitigen Handelsinteressen gründlich erörtert. Er betont dabei mit Nachdruck, daß von einer Beeinträchtigung der dänischen Nationalität nicht die Rede sein dürfe, und schließt mit dem Satze, keine Verschmelzung, welche die Volkstümlichkeit vernichte, sondern ein Bündnis, welches sie aufrecht erhalte, sei mit dem Anschluß Dänemarks an Deutschland gemeint. Diesem seinem Lieblingsgedanken ist er auch nach Gründung des Reiches bis in sein Alter treu geblieben, wie Fürst Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" (Band II, Seite 49) bezeugt. Nun läßt sich zwar nicht verkennen, daß dem Abschluß eines deutsch-dänischen Bündnisses ein Bedenken insofern entgegensteht, als die Kräfte beider Teile recht ungleich sind. Das Bedenken wird aber gehoben, wenn neben dem Königreich Dänemark auch die übrigen Deutschland benachbarten kleineren Staaten sich mit dem Deutschen Reiche zu einem Staatenbunde vereinigen. Konnte vor einem Menschenalter das Bild: Deutschland und Österreich im Bunde mit Dänemark, wie ein Keil inmitten Europas, dem großen Strategen wohl als Ideal vorschweben, so wird man der inzwischen eingetretenen Veränderung der Machtverhältnisse Rechnung tragen, indem man an Stelle eines Einzelbündnisses die Bildung eines umfassenden Staatenbundes

---

*) In einem Aufsatze, den er, vielleicht angeregt durch die oben erwähnte Arbeit, ebenfalls in dem angesehensten Blatte jener Zeit, der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", am 1. und 2. November 1841 erscheinen ließ. Vgl. auch „Preußische Jahrbücher", Band 158, Heft 1, Seite 19 ff.

rings um Deutschland ins Auge faßt. Es gilt dabei, sich auf das Erreichbare zu beschränken, auf dem Boden der Wirklichkeit zu bleiben. Gewiß ist der Gedanke der Vereinigten Staaten von Europa ein Ziel, das der Menschenfreund selbst angesichts der Ströme von Blut, die jetzt fließen, nicht aus den Augen verlieren soll. Da aber eine Verwirklichung des Traumes in einer nahen Zukunft nicht zu erwarten ist, so muß für die Interessen der Gegenwart der Gedanke außer Betracht bleiben. Auch eine Verbindung mit einer andern Großmacht neben Österreich wird voraussichtlich, wie wünschenswert sie sein mag, nur eine mäßige Tragfähigkeit besitzen und deswegen keine feste Bürgschaft für die Zukunft bieten, wie die jüngste Vergangenheit gezeigt hat. Dagegen darf ein Schutz- und Trutzbündnis mit den benachbarten kleineren Staaten für alle Glieder des Bundes als erstrebenswert und als erreichbar angesehen werden. Es eröffnet sich damit eine große und dankbare Aufgabe, die sich meines Erachtens am ehesten lösen läßt, wenn ohne Umschweife offen und ehrlich dargelegt wird, wo jeder der Beteiligten bei dem Bündnis seine Rechnung finden soll. Für das Deutsche Reich bedeutet der Staatenbund unverkennbar einen beträchtlichen Machtzuwachs. Für jede der übrigen Mächte bedeutet er Sicherstellung der staatlichen Unabhängigkeit, Schutz nach außen und Erhöhung des Ansehens. Nicht sicher ist es, ob sich bei der Verschiedenheit der Bedürfnisse zu gleicher Zeit eine engere wirtschaftliche Interessengemeinschaft errichten läßt. Wohl aber gewährt der Bund den Angehörigen sämtlicher Bundesstaaten die erste Voraussetzung einer gedeihlichen wirtschaftlichen Entwicklung in dem beruhigenden Ausblick auf langen Frieden nach furchtbarem Krieg. Denn ein Hundertmillionenreich inmitten von Europa, mit einem gewaltigen Kolonialbesitz, kann jederzeit ein starkes Schwert für den Frieden in die Wagschale werfen.

* * *

Man vergleiche hierzu die Ausführungen des kürzlich gefallenen Freiherrn Marschall von Bieberstein in dem Aufsatz: „An die Völker germanischen Blutes“ in der „Friedenswarte“, Dezemberheft 1914 (Wien, Selbstverlag von Dr. A. Fried). Der Herausgeber.

XVI.
Deutschland und Dänemark
von Karin Michaelis:

1864 nahm uns Deutschland Schleswig. Das vergibt und vergißt wohl kein Däne, der jenes Kriegsjahr miterlebt hat, und das ist natürlich, das ist selbstverständlich. Aber wir, die wir nach jener Zeit geboren worden, wir können die Wunde nicht frisch oder, wie man auf Dänisch zu sagen pflegt: „Die Galle nicht flüssig" halten. Das ist unmöglich. Für uns ist 64 etwas, das war, es ist nichts Gegenwärtiges. Wir können nicht umhergehen, erfüllt von Rachedurst über etwas, das die Generation vor uns traf. Wir verstehen die alten Leute; voll Ehrfurcht lauschen wir ihrem nie lauen, sondern beständig siedend-heißen Haß, behutsam suchen wir die Frage zu umgehen, ohne Unfrieden zu stiften.

Wir sind unter Georg Brandes Führerschaft herangewachsen. Er entfernte alle die Schranken, die die Vergangenheit gezogen hatte, und zeigte uns die Welt in ihrer ganzen Größe, in ihrer Schönheit, ihrer Macht und ihrem Wert. Seine „Hauptströmungen" gaben uns das ganze Europa zum Vaterland, machten alle Nationen zu unseren Brüdern. Wir gingen in die Welt hinaus, gaben Handschlag und schlossen Brüderschaft mit ihnen allen.

Georg Brandes lehrte uns nicht nur lesen — obwohl das etwas Ungeheures war, man stelle sich vor, er lehrte ein ganzes Land, sich die Literatur der ganzen Welt zu eigen zu machen —, sondern er lehrte uns sehen, unterscheiden, verstehen.

Wenn wir hinauskamen in die französischen Länder, waren wir keine Sklaven der Vorschriften unserer Reisehandbücher, waren wir keine Sklaven der Einförmigkeit des Hotellebens. Wir kamen durch das, was er uns gelehrt hatte, in Berührung mit den Ländern selbst, mit dem innersten, süßesten Kern der Bevölkerung. Wir sahen, was das eine Land, die eine Nation vor der anderen voran hatte.

Was fühlten wir nicht für das russische Volk durch seine mächtige Literatur — durch seine sibirischen Eisfelder und unterirdischen Gefäng-

nisse, durch seine törichte Unterdrückung der Juden, seine Geduld im Leiden, seine Phantasie, sich mit Träumen zu begnügen, seine ganze uns so ferne und doch so allgemeine Menschlichkeit! Aber während wir uns Rußlands Kunst und Literatur aneigneten, blieb uns der einzelne Russe ein Fremder — oder nein, er war ein Bruder, der das Heim so früh verlassen und sich so verschieden von seinen anderen Geschwistern entwickelt hatte, daß unsere Herzen, wenn wir uns begegneten, nicht mehr im Takt miteinander schlugen.

Wer von uns liebt nicht den russischen Bauern? Wer verabscheut nicht den russischen Despotismus?

Und Frankreich! Wenn wir nur den Namen nannten, wir Junge untereinander, so strahlten die Augen. Frankreich: das war ja alles, was schön war! Wir durchreisten Italien, machten uns vertraut mit jedem Bild und jedem kleinen Gebirgsstädtchen, wir fanden das alles so bezaubernd . . . Die Italiener selbst gehörten mit dazu. Das Gurren ihrer Stimmen, ihre große Beweglichkeit — sie schlüpften ja wie die Eidechsen auf den rosenumrankten steinernen Mauern zwischen den Weingärten umher. Wir machten uns vertraut mit ihrer Lebensweise, wir lernten sie liebgewinnen, weil — sie in Italien wohnten!

Frankreich aber war das Land des Herzens. Dort lebten die Nachkommen der großen Geschichte, der großen Kunst. Nun, ein klein wenig Enttäuschung mischte sich in die Begeisterung, wenn wir es auch sehr ungern eingestanden: Schmutzig war ja Paris selbst, wirklich schmutzig, und die Wanzen gediehen dort nur allzugut. Sie schienen sich das Zweikindersystem gar nicht angeeignet zu haben.

Mit den Franzosen konnten wir reden, und sie wunderten sich über all das, was wir von ihnen wußten, sie freuten sich darüber — denn sie kannten uns ja gar nicht. Sie wußten, wir wohnten da hoch oben in einem dieser kalten Länder, sie wußten, daß Ibsen und Björnson auch da oben hingehörten und daß Georg Brandes von daher kam. Aber dann wußten sie auch nichts weiter. Das machte nichts, die Zeit wurde uns nicht lang, wir konnten mit ihnen über alle ihre Angelegenheiten reden. Georg Brandes hatte uns ja gelehrt, uns zwischen Menschen zu bewegen, die in anderen Zungen sprachen als wir.

Aber wenn wir Frankreich verließen, standen keine Freunde auf dem

Bahnhof und weinten. Wir waren sofort vergessen. Es war für sie, als seien wir niemals dagewesen. Im stillen dachten wir vielleicht: Es könnte doch sein, daß ihr irgend etwas von Wert durch uns gehört oder gelernt hättet. Aber wir schwiegen darüber, niemand fragte.

In der Schule lernten wir seit dem siebenten Jahr Englisch, und man erzählte uns, die Bewohner der jütischen Westküste sprächen eine Sprache, die mehr Ähnlichkeit mit dem Englischen als mit dem Dänischen habe. Wir fanden, Englisch sei so leicht und so langweilig, aber London — das wußten wir aus der Geographie — war eine gewaltig große Stadt, die mußten wir sehen, und in England hatten Byron und Shakespeare das Licht der Welt erblickt.

Auf der Reise um die Welt trafen wir viele Engländer. Sie waren gerade nicht entgegenkommend, wohl aber korrekt. In England selbst würde man sie am besten kennen lernen. Wir kamen nach England und waren — durch mehr als die See von dem Heimatslande getrennt. Das Bild der Großstadt London wurde verschleiert von dem Erinnerungsbilde der Zehntausende von bläulichblassen, zerlumpten Kindern, die in den äußersten Vorstädten herumschlichen, begierig nach ein wenig Abfall suchend.

Holland war ein munteres, kleines Land. Man spazierte von einer Stadt zur andern, umwallt von Hyazinthenduft und dem Geruch nach Soda und grüner Seife. Wenn die Holländer sprachen, klang es, als hätten sie etwas in den verkehrten Hals bekommen und husteten nun, um es wieder herauszubringen, obwohl sie wußten, daß das unpassend war. Sie sprachen alle Sprachen, und wenn sie eine vorgestern noch nicht sprachen, so werden sie sie ganz sicher morgen sprechen. Ein wenig plump in Kleidung und Bewegungen, aber das sind die Holländer ja nun einmal. Das gehört mit dazu. Sie haben so viele alte, gute Kunst im Lande, daß sie keine neue zu schaffen brauchen — sie tun es auch nicht. Aber sie eignen sich die Kunst aller andern an.

Die alten Leute hierzulande erzählen uns viel Häßliches von Deutschland und den Deutschen. Freilich räumten sie ein, daß sie Deutschland nicht kannten, denn es könne ihnen ja nicht einfallen, eine Reise dahin zu machen. Wenn sie notgezwungen durch Deutschland fahren mußten, auf dem Wege nach andern Ländern, so zogen sie die Gar-

dinen vor die Fenster des Abteils und versuchten zu schlafen und zu hungern, bis sie sich jenseits der Grenze befanden. Sie gaben zu, daß, als Handelsvolk betrachtet, die Deutschen in bezug auf Redlichkeit und Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit ihresgleichen suchten — aber trotz alledem, die Deutschen waren „Lumpenpack". Hatten sie uns doch Nordschleswig genommen!

Dieselben alten Leute, die im Geographiebuch gelesen hatten, daß Berlin auf einer „Sandebene" erbaut ist, glauben hartnäckig, daß der Sand durch die Straßen weht, daß es dort weder Blumen noch Bäume gibt, daß die Umgegend unfruchtbarer ist als die jütische Heide.

Das waren die Alten.

Wir Jungen zogen nach Deutschland. Und noch ehe die erste Fußwanderung durch den Harz beendet war, hatten wir Deutschlands Herz an dem unseren schlagen hören. In dieser Gegend nahmen die seligen Träume unserer Kindheit Leben an. Ilsetal–Harzburg–Quedlinburg — Sonderbar, die Leute redeten eine andere Sprache, aber wir, wie auch sie, vergaßen das, sobald wir in Unterhaltung miteinander gerieten.

Ich muß einen unbedeutenden kleinen Zug erzählen, der mehr sagt als manch eine lange Abhandlung über Volksgeist und inneres Verständnis zwischen den verschiedenen Völkern: Ein deutscher Gelehrter und seine ältliche Schwester besuchten Dänemark. Meine Eltern waren mit ihnen zusammen, und infolge eines Versehens wanderten die deutsche Dame und meine Mutter allein in einen Wald hinaus, mehrere Stunden lang. Die eine verstand kein Wort von der Muttersprache der anderen. Sie kehrten Arm in Arm zurück, lachend und plaudernd. Als wir sie, ganz verwundert, ausfragten, erfuhren wir, daß meine Mutter einen Vortrag über alle ihre geliebten Kinder gehalten, und daß die deutsche Dame meine Mutter in alle die wissenschaftlichen Triumphe, die ihr Bruder gefeiert, eingeweiht hatte. Wie das möglich war, weiß ich nicht, wahr ist es aber. Und beide erklärten, sie hätten sich auch nicht einen Augenblick dadurch geniert gefühlt, daß die eine Dänisch und die andere Deutsch gesprochen habe.

Auf die erste Reise nach Deutschland folgte die zweite und die dritte, bald mußte man aufgeben zu zählen. Nach Berlin zu reisen war ja, als reise man nach Kopenhagen. Man hatte dort seine auf Tod und

Leben getreuen Freunde, man wurde ermuntert, gestärkt, verhätschelt, angeleitet, man lernte dort — ja, es verhält sich wirklich so — einsehen, welch einen Reichtum an Kunst und Literatur unser kleines Dänemark besaß.
Kaum tauchte hier in der Heimat ein neuer Schriftsteller auf, dem es oft schwer wurde, einen Verleger zu finden, so wurde er in Deutschland schon übersetzt und untersucht und geschätzt, so wie wir Leute untersuchen und schätzen, wenn sie erst gestorben sind. Mit offenen Armen nahm Deutschland uns auf. Es war nicht nur eine kleine literarische Klicke, nein, es war das ganze große, mächtige Reich. Aus Dänemark zu kommen, hieß sein Adelspatent in Ordnung haben.
Wie oft — wie unendlich oft — haben nicht wir Dänen, wenn wir wieder daheim waren, über diese ungeheure Gastfreundschaft Deutschlands geredet und beschämt eingestanden, wie wenig wir sie erwiderten. Aber nun sollte das anders werden. Es wurde jedoch nicht anders. Wir nahmen an, ohne zu erwidern, als sei es etwas ganz Selbstverständliches. Die Redlichkeit, die Echtheit erkannten wir vielleicht am besten aus der Art und Weise, wie von abwesenden Dänen geredet wurde. Man hörte nur Lobesworte. Die Deutschen reisten nach Dänemark, um das Land ihrer Freunde kennen zu lernen, und begegnete man einander wieder, da wußten sie es auswendig, nicht wie ein plappernder Tourist, sondern wie jemand, der reist, um zu sehen, zu lernen und zu verstehen.
Wir dachten niemals daran, eine Abrechnung darüber zu machen, was wir gaben und was wir empfingen, und wir dachten niemals daran, daß sich das Verhältnis ändern könne. Wir waren ja Brüder im Herzen; was dem einen gehörte, gehörte auch dem andern. Hatte man einen großen Kummer, über den dänische Freunde uns zu trösten suchten, so fanden die Deutschen stets den wirksamen Balsam.
Und jetzt . . . jetzt wagt man es, die Deutschen eine barbarische Nation zu nennen! Und wir, die wir diese Nation kennen, wie wir die Spielplätze unserer Kindheit kennen, wir müssen wehrlos dastehen! Was vermag die Stimme des einzelnen — in diesem gellenden Chor von Stimmen?
Als ich ein Kind war, hieß es immer: wer lügt, bekommt einen

schwarzen Strich auf die Stirn! Wäre doch das alte Wort Wahrheit gewesen, dann könnten wir jetzt Tausende, ja Millionen von Menschen bis zur Unkenntlichkeit geschwärzt herumlaufen sehen. Jeden, der Lügen über Deutschland verbreitet! Jeden, der Lügen über die deutsche Nation verbreitet!

Was ist ein Barbar? Ein Mensch ohne Kultur, ein Mensch, der roh und grausam handelt, ohne es selbst zu wissen. Wer es wagt, Deutschland ein Barbarenreich zu nennen, sollte zu seiner Schande gezwungen werden, das Land von Norden nach Süden, von Osten nach Westen zu durchreisen, sollte gezwungen werden, jede deutsche Stadt und jedes deutsche Dorf zu besuchen und dann — auf Ehrenwort — wiederzugeben, was er dort sah.

Ich habe jahrelang alljährlich wiederholt lange Reisen nach Deutschland gemacht, bin allein und in Gesellschaft gefahren, bei Tag und Nacht gereist, unter meinem Namen und ungekannt, und nie, nie, nie bin ich auch nur einem einzigen Zug begegnet, der darauf deutete, daß in der deutschen Nation Elemente des Barbarentums vorhanden sind.

Im Gegenteil. Ist eine Nation der Erde im Grunde sanft und gefühlvoll, so ist es die deutsche. Man braucht nicht weit zu reisen, um dies bestätigt zu sehen.

Weit eher möchte ich sagen, daß Deutschland durch die Überkultur gefährdet ist, die zu Degeneration führen muß. Verfeinerung, die kurz davon ist, über die Grenze zu gehen. Dieser Gefahr hat der Krieg jäh ein Ende gemacht.

Es werden unglaubliche Lügen über Deutschland verbreitet, und das Schlimmste ist, daß die Leute das alles gedankenlos und ohne es einer Prüfung zu unterziehen als Wahrheit hinnehmen. So höre ich eine junge Frau, deren Mann einberufen ist, „von den schrecklichen Deutschen" erzählen, „die den Gefangenen Nase und Ohren abschneiden und sie tothungern lassen". Ein wenig spöttisch lächelnd wende ich ein: „Und Sie wissen, daß das Wahrheit ist?" „Natürlich, es steht ja in der Zeitung!" Ich sage: „Haben Sie von den elf Frauen gelesen, die man in Ostpreußen mit abgeschnittenen Brüsten und aufgeschlitztem Unterleib gefunden habe?" Sie schaudert: „Daß das Lügen sind, kann doch jeder Mensch sofort begreifen!" Ich frage: „Sind Sie

jemals in Deutschland gewesen?" „Nein, gottlob nicht!" „Sind Ihnen die Kosakenregimenter in Rußland bekannt?" „Ich liebe die Kosaken, sie sind ebenso tapfer wie die Deutschen feige sind!" . . . Nun hätte ich mit dem unparlamentarischen Wort: — Idiot! schließen können, aber ich zog es vor, diesem Kinde — denn mehr war sie nicht — etwas über die Herren Kosaken zu erzählen. Das war völlig hoffnungslos: „Ich weiß, was ich weiß!"

Solche erbärmliche, naive und hirnlose Wesen gibt es leider in großer Menge. Sie sind genau so schwer zu behandeln wie die alten Leute, die 64 erlebt haben.

Man kommt in Versuchung zu wünschen, Deutschland möchte seine vornehme Wahrheitsliebe abstreifen und anfangen, die Weltpresse mit haarsträubenden Lügen über den Feind zu füttern. Das würde die Parteien vielleicht etwas mehr gleichstellen und es dem unbeteiligten Mann aus dem Volke leichter machen zu begreifen, was Wahrheit und was Lüge ist.

Aber „die Barbaren" schweigen.

Ich wollte, diese Zeilen gelangten zu allen, denen sie etwas zu sagen haben, als treuer Gruß von einer, die, solange die deutsche Nation Barbaren geschimpft wird, es als Ehre betrachten würde, diesen Schimpfnamen zu tragen.

XVII.
An die Schweden
von Aage Madelung:

Welches Recht habe ich, ein heimatloser Mann, meine Stimme zu erheben, auf daß sie zu euch, ihr Schweden, ertöne in einer Sprache, die nicht schwedisch ist, wenn auch aus gleicher Wurzel?
Welches Recht habe ich, der ich unter den Völkern, die heute in blutigem Spiele um Leben und Tod würfeln, lebte und mich wohl befand — welches Recht habe ich, jetzt Partei zu ergreifen für oder wider?
Wohlan! Das Recht des Blutes habe ich! Das Blut, das in meinen Adern fließt, die blonde Farbe und der hohe Wuchs sind allen Germanen in Süd und Nord gemeinsam.
Ich habe das erhabene Recht der Selbsterhaltung und Selbstbehauptung, heute jedes lebendige Leben zu verleugnen, das die Waffen gegen die Germanen erhebt, gegen unsere Sitten, unser Rechtsbewußtsein und den Boden unserer Väter!
Ich habe in Rußland gelebt, in Frankreich und England, und mich dort wohl befunden, am wohlsten aber war mir da, wo der Germanen Sprache erklang. Und ich weiß heute bei jedem Schlage meines Herzens, daß ich, der heimatlose Nordländer, hier ein neues Vaterland fand, einen mächtigen Bund von Stammverwandten, uns allen gemeinsam, weil das gleiche Schicksal auf uns ruht. Vielleicht habe ich es schon früher gewußt, aber erst jetzt fühlte ich, wie das Blut in mir von dem gemeinsamen Los Kunde gab, spürte in mir die Wiederauferstehung vergangener Geschlechter als Wehr gegen das Joch, das die Fremden in Bereitschaft halten für uns und unsere Zukunft.
Wie nie zuvor erinnere ich mich heute meiner Kindheit in Schweden, der fruchtbaren Getreideebenen im Süden, der steinigen Äcker gen Norden, der Birkeneinfriedigungen, des harzduftenden Rauschens der Schiffbauholzwälder und des Perlenschmuckes der Seen auf deiner Brust, Schweden!
Ich bin auf der Ebene von Schonen geboren. Freiwillig trat ich

(obwohl ich auf der Wanderung, vier Generationen lang, aus Deutschland über Norwegen und Dänemark kam) in deine Reihen ein und diente dir in der Ljungby-Heide, im blauen Waffenrock der Reiter. Freiwillig, wie ich gekommen, verließ ich dich wieder, um mein Geschlecht weiterzuführen zu neuen Ländern und zurück zu dem, aus dem ich stamme. Freiwillig und auf eigene Faust, ein einzelner gegenüber einem Kaiserreich, erkläre ich deinem Erbfeind, Rußland, meinen Krieg. Ich bin selber eine kriegführende Macht. Ich habe die Schmach deines Erbfeindes entblößt und sie vielen in schamloser Nacktheit gewiesen. Ich habe die Zähne gezeigt, weil die germanischen Völker vor einem Dezennium das nicht abgewehrt haben, was ihnen jetzt widerfahren ist.*)
Dies ist mein Recht!
Also bin ich auch dein Mann, Schweden, wie ich der Mann der Dänen, Norweger und Deutschen bin. Denn heute macht es keinen Unterschied aus, ob das Kölengebirge oder der Sund oder die Ostsee zwischen uns ist. Wir sind von gleichem Blut, und unser Schicksal ist das gleiche in Aufgang wie in Untergang!
Wagst du, größtes Volk der Nordgermanen, wagst du es nun, deinem Geschick fest ins Auge zu sehen und den großen Kampf zu erwählen, der heute gekämpft wird, weil es deiner und deiner Erinnerungen würdiger ist, im Kampf zu sterben, wenn es sein müßte, als in späteren Friedenszeiten, an allen Gliedern gebunden, auf die Schlachtbank der Russen gelegt zu werden? Der Tag ist gekommen, wo du zu wählen hast zwischen Freiheit und Knechtschaft. Lässest du heute deine Stammverwandten im Süden allein im Kampfe verbluten, so wirst auch du allein stehen, wenn dein Erbfeind seine Waffen gegen dich kehrt. Die Geschichte legt in leuchtender Schrift Zeugnis ab von dem Weg, der dir zugewiesen war, Schweden. Du hast auf den großen Walstätten für die Sache der Germanen gekämpft, für den reinen Glauben und die lichte Menschlichkeit. Deine Heere haben deinen Namen siegreich durch einen Weltteil getragen, bis du vor gut einem Jahrhundert der Übermacht erlagst, die dich heute mehr denn je bedroht. Vergaßest du

*) Vgl. Aage Madelungs Roman „Die Gezeichneten", in dem er Bilder aus Rußland mit flammenden Farben malt. Der Aufruf erschien im Berliner Tageblatt.

Finnland und deine schwedische Sprache, die von treuen Brüdern noch heute jenseits des Bottnischen Meerbusens gesprochen wird? Weißt du, wo Helsingfors und Sveaborg liegen, umschlossen von Feindeshand? Hörst du nicht schwedische Städte deinen Namen nennen und dich anrufen mit der Liebe eines ganzen Jahrhunderts? Siehst du nicht eine neue Grenze, einen klaren Wassergürtel, vom Weißen Meer durch den Onega- und Ladogasee bis zum Finnischen Meerbusen?

Schon in Friedenszeiten haben Rußlands Spione scharenweise deine Dörfer durchschlichen, Karten vom Lande angefertigt, die Wege vermessen, auf den Gehöften Vieh und Pferde gezählt und die Fruchtbarkeit der Felder und das Wachstum der Ernte untersucht. Sie sind mit dir umgegangen, als wärest du bereits ihr Untergebener und ihnen ohne Schwertstreich auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Mit Scherenschleiferkarren schlichen sie sich durch deine Dörfer vorwärts, und mit geschliffenem Wesen glitten sie selbst in deine höchsten Burgen hinein. Speiglatt und lichtscheu sind sie hinter uns allen hergeschlichen, haben in den Winkeln gelauert und uns von hinten überfallen, bewaffnet mit Gift, Meuchelmörderdolchen und dem französischen Gold.

Was hast du Gutes zu erwarten von ihnen und ihren Herren, wenn es ihnen gelänge, die südgermanischen Völker zu übermannen?

Sieh nicht abwartend zu! Zögere nicht! Glaube ihnen nicht, den russischen Boten und Mittlern und denen, die um die ausgeliehenen Goldhaufen zittern! Glaube auch nicht, daß ein neues Rußland, eine großrussische Republik, erstanden aus der Asche des alten Reiches, dich mehr achten würde als das Rußland, das heute besteht! Ich weiß es! Mit meinen eigenen Ohren habe ich die Diener des Kaiserreichs und der Zukunftsrepublik die gleiche großrussische Expansionspolitik vertreten hören. Ein alter Staat in der Agonie und ein neuer Staat in den Geburtswehen erfordern dieselbe Politik, mag er Rußlands oder Frankreichs Namen tragen.

Nein, glaube ihnen nicht, die dir gestern Frieden versprachen und jede Gefahr bestritten, denn morgen werden sie außerstande sein, ihr Versprechen zu halten. Glaube ihnen nicht, die heute versprechen und morgen ihr Gelöbnis brechen. Goldene Versprechungen, ja selbst heilige Eide von Freiheit und Menschenrecht — und Treubruch und Meineid,

wenn die Gefahr vorbei war, nach innen und außen — das ist Rußlands Geschichte, das ist die Treue der Tartaren!

Genug: man gewinnt keine Schlachten durch Schmähung seiner Feinde, noch weniger jedoch, indem man sie preist. Aber nie soll es vergessen werden, solange Germanen leben, daß unsere Feinde gelbe und schwarze Horden, ja selbst weiße Insulanermietstruppen gegen uns führen. Und tief in unsere Herzen einritzen wollen wir die Erinnerung an die barbarischen Grausamkeiten, die in diesen Tagen verübt worden sind gegen Germanen und die Frauen und Kinder von Germanen.

Ihr, ritterliche Schweden, auch eure Stammverwandten waren es, die unbewaffnet und nackt mit Füßen getreten wurden. Auch eure Brüder, Schwestern und Kinder waren es!

Ich sehe eure Wangen brennen! Ich höre eure Herzen im Zorne klopfen!

Schwedische Herzen, lodert auf in Feuer und Zorn! Die Stunde ist gekommen, zu zeigen, daß ihr kein sterbendes Volk seid, daß ihr nicht tatenlos von der Gnade der Tartaren leben wollt!

Vergeßt die Streitigkeiten und geteilten Meinungen von gestern, begeht eure Wiedergeburt in einer großen, einigen Begeisterung und schreibt wieder mit unverlöschlicher Schrift Schwedens erinnerungsreichen Namen ins Buch der Geschichte!

Zeigt den skandinavischen Brudervölkern, daß ihr nach Osten gewinnen könnt, was ihr freiwillig und versöhnlich im Westen gabt. Lehrt sie heute der Grenzen vergessen, die zwischen den germanischen Völkern untereinander verlegt wurden. Sagt ihnen, lehrt sie und beschwört sie, daß wir eines Stammes sind, eines Blutes, im Norden wie im Süden unserer rollenden Ostsee. Ja, geht den skandinavischen Völkern voran, bietet eure Brust dar als Schutz für unsere Lande, unsere germanische Sprache, unseren freien Glauben, unsere Rechtlichkeit und unser westländisches Wesen!

Werft Eisen in die vergifteten Quellen, die Seuche und Trauer verbreiten in Rußland und weit über seine Grenzen hinaus. Nehmt teil auch an diesem Kampf für Glauben und Menschenrecht!

Und noch eins:

Schlachtet eure Schafe und Lämmer und näht Pelze und webt Stiefel

11*

für eure Krieger, damit sie nicht frierend kämpfen sollen und warm lachen können, wenn sie Finnland zurückgewinnen. Aber streicht das Blut der geschlachteten Tiere an eure Türpfosten, als Wahrzeichen für Schwedens Erhebung, als Symbol für die Unantastbarkeit eures Herdes. Ja, streicht das Blut an eure Türpfosten und umarmt eure blondlockigen, schlankgewachsenen Frauen mit dem ewig wogenden Blut unter der durchsichtigen Haut, damit sie dem Lande neue Söhne gebären können, während die Schweden ihrer Vergangenheit eingedenk sind und ihrer Zukunft dienen, im Bunde mit den Heerscharen der Stammesgenossen.

Jetzt oder nie ist der Tag der Schweden da!

XVIII.
Deutschland und die nordischen Staaten
von Dr. Sven Hedin:

Das Schicksal hat mich zu einem Zeitgenossen dieses ungeheuren weltgeschichtlichen Geschehens gemacht. So wollte ich diese Gunst des Schicksals auch nutzen und die Ereignisse miterleben. Meinem Wunsche kam das Auswärtige Amt in Berlin bereitwilligst entgegen und erwirkte mir vom Großen Hauptquartier die Erlaubnis, mich zu ihm begeben zu dürfen. Es ist also die vielfach verbreitete Anschauung falsch, daß ich einer Einladung gefolgt sei. Ich habe mich vielmehr um die Genehmigung bemüht. Zwei Monate habe ich inmitten Ihrer Heere geweilt, und ich kehre jetzt in meine Heimat mit der unerschütterlichen Zuversicht zurück, daß Deutschland aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen werde. Nicht einen Augenblick braucht Ihr Vaterland um den endgültigen Ausgang zu bangen. Tausende Soldaten habe ich gesprochen. Jeder einzelne war von dem felsenfesten Willen erfüllt, Deutschland den Sieg zu verbürgen. Nicht deshalb allein, weil der Mann vom soldatischen Standpunkt aus nur an den Sieg glauben möchte. Nein! Weil jeder sich bewußt ist, was auf dem Spiele steht und sein Vaterland nicht etwa einen Feldzug, sondern sein Dasein verlieren würde. Und so sah ich sie singend in die Schlacht ziehen, so traf ich sie in den Feld- und Kriegslazaretten, überglücklich, nicht darüber, daß sie ihrer Heilung, sondern daß sie bald wieder dem Feinde entgegengingen! Ein aus solchen Leuten zusammengeschlossenes Millionenheer müßte auch dann siegen, wenn seine Organisation nicht so vollkommen wäre, wie es die deutsche ist. Ich habe Einblicke in diese Organisation tun dürfen, und wie der Mut und die Zuversicht des einzelnen Mannes, so hat sie mich mit gleicher Bewunderung erfüllt.

Und nun ihr oberster Führer: der Kaiser. Ich hatte das Glück, ihn in früheren Jahren kennen zu lernen. Er hat sich nicht verändert. Ich durfte ihm mehrfach begegnen, und ich kann Ihnen sagen, daß er nichts von seiner Frische und Beweglichkeit eingebüßt hat. Er ist — auch in seiner Erscheinung — völlig derselbe geblieben. Dabei ist der

Kaiser — Sie können es fast wörtlich nehmen — an jedem Tag 24 Stunden beschäftigt. Alles muß ihm gesagt, ihm mitgeteilt werden und wird von ihm mitbearbeitet. Ich habe mich oft gefragt, wie der Kaiser das körperlich und geistig ertragen könne. Die Antwort glaube ich gefunden zu haben: Es ist sein reines Gewissen, daß er vor Gott, vor Mit- und Nachwelt nicht nur schuldlos an diesem Weltbrand ist, sondern daß er, ihn zu verhüten, das Äußerste getan hat.

Die germanische Sache konnte sich keinen besseren Vollbringer wünschen, als ihr das Schicksal in der Person dieses Kaisers gewährt hat. Es ist, als sei er für diese Zeit geboren worden. Denn wie er für den Frieden sein Letztes eingesetzt, so jetzt für das Erringen des Sieges. Er fühlt, daß er die Verantwortung für die Gestaltung des deutschen Geschicks trägt, und danach ist heute all sein Empfinden, Denken und Handeln gerichtet.

Sehr angenehm haben mich die Empfindungen berührt, denen ich überall für die Franzosen begegnete. Man achtet sie als Menschen und Gegner. Man ehrt ihre Hingabe und ihre Vaterlandsliebe und schätzt ihre soldatischen Tugenden. Aber England — nur Haß und Achselzucken über seine bezahlten Söldner! —

*

Sie fragen mich, was in den zwei Monaten, während derer ich mich an der Front aufgehalten habe, den tiefsten Eindruck auf mich gemacht hat? Das ist das leuchtende Siegesvertrauen, von dem das ganze deutsche Heer vom Kaiser bis zum jüngsten Soldaten, der soeben auf dem Schlachtfelde ankommt, durchdrungen ist. Die deutschen Truppen gehen mit Blumen geschmückt und unter Gesang zur Front, als begäben sie sich zu einem Fest. Es gibt nur eine Erklärung für diese Hingabe und Opferwilligkeit der deutschen Soldaten, und das ist das Bewußtsein, welches alle beseelt, daß es Deutschlands Existenz gilt, aber auch, daß man für eine heilige Sache einen gerechten Kampf führt. Solange der Puls des Soldaten noch schlägt, solange er noch einen Tropfen Blut in sich spürt, soll auch nicht ein Finger breit von Deutschlands Erde in die Hände des Feindes fallen. Das hat er gelobt, und mit ihm Tausende, die vom gleichen Geist beseelt sind. Alle wissen, daß ihr Vaterland das Opfer eines Überfalls einer Clique

geworden ist, deren führende Macht England ist, das sich zum Ziel gesetzt hat, Deutschland zu vernichten. Und der deutsche Soldat will nun einmal nicht sein Land von den Krämern aus der City vernichtet sehen. Deutschland kämpft für seine Existenz, aber England hat nur zu den Waffen gegriffen, um ein anderes Land zugrunde zu richten, und um den Wohlstand zu vernichten, den die ihm stammesverwandten Deutschen in fleißiger und ehrlicher Arbeit erworben haben. England bringt Wilde, Eingeborene, Heiden nach Europa, um sie auf die Christen zu hetzen. Seit Kain seinen Bruder Abel erschlug, ist kein ähnliches schändliches Verbrechen verübt worden. Die deutschen Soldaten kämpfen für ihr Vaterland, die Engländer für klingende Münze. Die französischen Soldaten hingegen, welche auch ihr Vaterland verteidigen, werden von den Deutschen geachtet und mit Sympathie betrachtet. Die Engländer hingegen werden grenzenlos verachtet.

Ich hege nicht den geringsten Zweifel über den Ausgang dieses riesenhaften Zweikampfes, nachdem ich zwei Monate hindurch Gelegenheit gefunden, diesen aus allernächster Nähe zu betrachten. Frankreich fühlte sich nicht stark genug, Deutschland allein anzugreifen, deshalb kaufte es sich für Milliarden und Abermilliarden die Freundschaft und die Hilfe der Russen. Aber selbst dieser Bundesgenosse schien zu schwach, um die Deutschen zu besiegen, deshalb wurde das weltumspannende England zu Hilfe gerufen. Aber auch dieses war nicht genügend, um Deutschland zu bezwingen, und deshalb hat England jetzt seinen Bettelgang über den ganzen Erdball angetreten und um Hilfe bei den Gelben, den Schwarzen und den Braunen gebettelt.

Aber wie sieht es im Norden aus? In Deutschland handelt man, aber im Norden redet man nur! Dort preist man einen Frieden, der in Wirklichkeit nur ein Todesschlag ist. Nun ruft die Freiheit und der wahre Frieden die Völker des Nordens! Wenn sie jetzt nicht klar und deutlich ihre Pflicht erkennen und endlich einsehen, wo ihr Platz im Existenzkampf der Germanen sein soll, so sind ihre Tage gezählt! Wenn jetzt nicht die Zeit gekommen ist, von der Rede zur Handlung überzugehen, so kommt sie niemals mehr, und dann ist es Schluß mit uns! Derjenige, der sich in einer solchen Zeit, die so erhaben ist wie niemals früher, beiseite hält, verdient überhaupt nicht zu leben!

XIX.

Das Schicksal Finnlands

von Prof. Dr. Rudolf Eucken:

In diesen Tagen, wo alle Verhältnisse der Völker in Umwandlung begriffen sind und eine neue Epoche der Geschichte aufzusteigen scheint, mag in einigen Worten auch Finnlands gedacht werden, um so mehr, weil sein Schicksal deutlich zeigt, wie Rußland die Völker behandelt, welche das Schicksal in seine Macht gegeben hat.

Finnland war bekanntlich in früheren Jahrhunderten mit Schweden verbunden. Von da aus hat es eine germanische Kultur*) wie auch die Reformation empfangen, im Heere Gustav Adolfs haben manche Finnländer gekämpft. Im Jahre 1809 kam Finnland nach einem Kriege, in dem es selbst hohe Tapferkeit zeigte — Runeberg hat sie besungen —, in dem es aber von Schweden keine genügende Unterstützung erhielt, an Rußland. Aber noch vor dem Friedensschlusse wurde in einem kaiserlichen Manifest die Erhaltung der Religion und der Grundgesetze des Landes samt allen Vorrechten und Privilegien feierlich gelobt. Finnland wurde damit ein selbständiges Staatsgefüge mit eigenem Landtag und eigenen Finanzen, auch eigenem Zollwesen, nur in den auswärtigen Angelegenheiten war es Rußland eingefügt. Jenes Gelöbnis wurde von den späteren russischen Kaisern treu gehalten, und es befanden sich Rußland wie Finnland wohl dabei; erst Alexander III. brach es.

Seit 1890 begann für Finnland eine Epoche der Bedrückung, immer deutlicher wurde die Absicht Rußlands, dem Lande möglichst alle Selbständigkeit und Eigentümlichkeit zu rauben und es ganz und gar in eine russische Provinz zu verwandeln mit dem Kulturniveau einer solchen. Eine von den angesehensten Persönlichkeiten ganz Europas 1899 an den Zaren zugunsten Finnlands gerichtete Adresse blieb ohne

*) Über die Rassenzugehörigkeit der Finnen vgl. die Forschungen von Heinrich Winkler, insbesondere: „Der uralaltaische Sprachstamm, die Finnen und die Japaner"; „Das Finnentum der Magyaren"; „Die Zugehörigkeit der finnischen Sprache zum uralaltaischen Sprachstamm". Obiger Aufsatz erschien im „Berliner Tageblatt".

allen Erfolg. Für kurze Zeit kam eine Erleichterung nach den russischen Niederlagen gegen Japan, aber sobald man sich wieder kräftiger fühlte, begann sofort das alte Spiel, immer stärker wurden die Eingriffe in die finnische Selbständigkeit, immer mehr hervorragende Persönlichkeiten wurden ihres Amtes entsetzt und ins Gefängnis geworfen, weil sie den Gesetzen Finnlands Treue wahrten.

Die Sympathie Deutschlands für Finnland blieb unvermindert; daß es aber bei den westlichen Völkern anders stand, und daß sich schon seit längerer Zeit die Koalition innerlich vorbereitete, gegen die wir heute kämpfen, dafür kann ich aus eigener Erfahrung ein kleines Beispiel liefern. Da ich seit längerer Zeit manche wissenschaftliche Beziehungen zu Finnland habe und von warmer Teilnahme für dies kernhafte Naturvolk erfüllt bin, so entwarf ich vor einigen Jahren den Plan der Gründung einer Gesellschaft von „Freunden Finnlands", einer Gesellschaft, die sich entsprechend jener Adresse über ganz Europa ausdehnen sollte. Sie sollte keineswegs politische Aufgaben verfolgen, sondern nur die Interessen für finnisches Geistesleben und finnische Kulturarbeit in weiten Kreisen wach erhalten. Finnische Freunde nahmen den Plan freudig auf; als sie aber in Frankreich und in England nach der dortigen Stimmung für die Sache sondierten, erhielten sie eine entschiedene Ablehnung; man fürchtete, durch eine solche Gesellschaft bei Rußland Mißstimmung zu erwecken. So ängstlich war man schon damals bemüht, Rußland gefällig zu sein. Der Plan fiel natürlich mit jener Ablehnung.

Wenn nun heute dank deutscher Kraft und deutscher Treue die Zeit einer großen Abrechnung kommt, so darf man hoffen, daß Finnland dabei nicht vergessen werde, daß auch sein Los dabei eine Wendung zum Besseren erfahre. Wir Deutschen besonders müssen das wünschen, kaum irgendein anderes Volk stellt sich so freundlich zu unserer Kultur und fühlt sich uns in seinem Streben so eng verbunden, als das finnische Volk; es könnte, zur Selbständigkeit gelangt und etwa unter unserem Schutze, ein Bollwerk des Germanentums gegen moskowitische Habgier, ein Bollwerk zugleich einer echten Kultur gegen ein übertünchtes Barbarentum bilden. Darum zieht auch Finnland in die politische Rechnung mit ein! —

XX.
Der Kampf um die Ostsee
von Axel Ripke:

Die grausame Wirklichkeit des Krieges zerstört nicht nur für immer Werte, sondern schafft auch dauernd neue: vernichtet der Kampf der Völker auch unersetzliche Schätze an Gut und Blut, so gibt er doch den siegreichen Nationen die Möglichkeit einer verjüngenden Kräfteentfaltung. Darum bleiben auch historische Wahrheiten, anders als naturwissenschaftliche Gesetze, nur solange bestehen, als sie nicht von einer jüngeren, stärkeren Gegenwart umgestoßen werden. Denn die Geschichte kennt kein anderes Gesetz als die Macht, die im einzelnen Volke lebt; die physische sowohl wie die moralische. Diese beiden Kräfte bleiben die ewigen Regenten aller Menschenschicksale in ihrer zusammengefaßten Einheit von Staaten. So auch in diesem Kriege. Er fordert vom deutschen Volke mehr als die hingebungsvolle Verteidigung des vaterländischen Bodens vor dem Einfall der Feinde. Wäre das der ganze Sinn dieses Krieges, so wäre sein Ziel schon lange erreicht, und die Friedensglocken dürften bald wieder läuten. Zwar mag es schon sein, daß unsere Gegner trotz aller empfangenen Schläge auf eine spätere Wendung zu ihren Gunsten hoffen, doch alle feindlichen Stimmen, die solches zuversichtlich behaupten, müssen mit jedem Tage kleinlauter werden. Aber wenn sie auch gänzlich verstummten, so wäre es von den verantwortlichen Männern Deutschlands doch gewagt, die Hand zum Frieden dem Feinde früher entgegenzuhalten, als bis im Kampfe gegen eine Welt vom Deutschen erreicht worden ist, was er von dieser Welt für sich und seine Erben braucht. Denn der imperialistische Geist unserer Zeit verlangt, daß ganze Arbeit getan wird, damit nicht Kinder und Enkel um so schwerer büßen müssen, was im günstigen Augenblick versäumt worden ist. Darum gilt es durchzuhalten bis zum siegreichen Ende.

Unter den politischen Problemen, die scheinbar längst entschieden von der blutigen Gegenwart gebieterisch eine vollkommen neue Lösung verlangen, steht die Frage nach der Herrschaft über die Ostsee obenan. Erst sechs Jahre

ist es her, daß die an das Baltische Meer angrenzenden Staaten, Deutschland, Rußland, Schweden und Dänemark, in feierlichem Vertrage den Statusquo auf der Ostsee proklamierten, und doch liegt diese Zeit heute schon so fern, daß die Akte kaum der Tinte wert ist, die den Beschluß der Mächte scheinbar für ewig festhalten sollte. Denn was im Frieden Geltung hatte, kann nicht im Kriege mehr bestehen bleiben; erst recht nicht, wenn der Inhalt des Vertrages selbst einen wenn auch noch so versteckten Kriegsgrund bildet. Das aber ist und bleibt die Ostsee für den russischen Angreifer; es sei denn, der Deutsche löst auch dieses Problem endgültig und in jener Weise, wie er alle historischen Fragen noch immer am besten beantwortet hat: mit dem Schwert.

Der Sinn des Vertrages von 1908 ist verständlich; er sollte die Ruhe bestätigen, die genau seit fünfzig Jahren an den Gestaden der Ostsee herrschte. Zudem war noch zu jener Zeit gerade bei solchen Männern, für die Politik und Geschichte getrennte Gebiete des Wissens sind, der Grundsatz in voller Geltung, daß Küstenländer zum Hinterlande gehören müssen, da der Besitz der Küste niemals dauernd in den Händen einer anderen Macht bleiben könne wie der gleichen, die das Hinterland beherrscht. Und wenn eine historische Wahrheit zu Recht zu bestehen schien, so war es diese, die durch die Ereignisse von Jahrhunderten scheinbar die Kraft eines Naturgesetzes erlangt hatte.

Man vergegenwärtige sich, wenn auch nur in großen Zügen, den Kampf um die Gestade der Ostsee. Fünf Nationen rannten dort gegeneinander an, Deutsche, Schweden und Dänen, Polen und Russen, daneben noch andere Völker, die niemals zu eigener politischer Selbständigkeit gelangt waren, wie die Esthen und Finnen, Letten und Liwen; heute jene, morgen wieder andere miteinander verbündet, um den gemeinsamen Feind zu bekämpfen; dabei jeder jedem im Herzen feind und nur darauf bedacht, für sich allein den ganzen Besitz zu erringen; bis endlich jenes scheinbare Gleichgewicht der Kräfte entstand, nicht weil es tatsächlich vorhanden war, sondern weil der eigentliche Herrscher der Ostsee der Russe wurde, während der andere, dem die Herrschaft zukommt, der Deutsche, seit der Gründung des Reiches die Auseinandersetzung über diese Frage, selbst im Worte, vermieden hatte, und beide sich

nur damit begnügten, auf dem Papiere ihre Lösung durch die Anerkennung der gegenseitigen Rechte zu versuchen.

Unter den Ländern längs der Ostsee spiegelt die Geschichte keines anderen Gebietes den Kampf um die Herrschaft auf dem Baltischen Meere so deutlich wieder wie jenes Stück Erde von der Narowa bis zur Memel, das einst mit der gemeinsamen Bezeichnung für alle drei Schwesterprovinzen Livland genannt wurde. Denn hier hatte sich als deutsche Kolonie ein Gemeinwesen gebildet, das, in langjähriger wirtschaftlicher Abhängigkeit vom Mutterlande verbleibend, im geistigen Zusammenhange mit ihm bis auf den heutigen Tag bestehend, schon frühzeitig gezwungen wurde, sich nur auf sich selbst zu verlassen und aus eigener Kraft allein gegen eine Überzahl von Feinden zu verteidigen. Während alle anderen Vorstöße gegen die Ostsee, die Russen und Polen unternahmen, für diese den Vorteil hatten, daß sie dabei gleichzeitig ihr eigenes Gebiet erweiterten, war die deutsche Kolonie Livland vom Mutterlande dauernd räumlich getrennt. Wäre das alte deutsche Reich ein anderes gewesen, als es tatsächlich war, so hätte auch die Geschichte Livlands einen anderen Verlauf genommen; und es brauchte jetzt einem Deutschen nicht die Schamröte ins Gesicht zu steigen, daß der Zar seine eigenen Untertanen nach Sibirien verbannen darf, nur weil sie Deutsche sind. Da aber das alte Reich selbst zur Ohnmacht verurteilt war und seine Fluren oft genug der Schauplatz von Kämpfen wurden, in denen sich dritte Mächte um den Besitz von deutschem Reichsgebiet miteinander schlugen, so kann man sich nicht weiter wundern, daß die livländischen Ritter in ihrem heldenmütigen Kampfe gegen die anstürmenden russischen Horden aus ihrem Heimatlande keine andere Hilfe erhielten als leere Versprechungen von Subsidien, die nachher nicht bezahlt wurden. Deutsche Ohnmacht und baltisches Unglück gehören ebenso zusammen wie die innere Verfassung beider Länder, von denen Livland nur einen Abglanz des alten römischen Reiches deutscher Nation bildet. Und wie dieses zuerst zusammenbrechen mußte, um Raum zu geben für ein neues deutsches Reich, so mußten vielleicht erst die baltischen Provinzen in russischen Besitz übergehen, um ihren ganzen Wert erkennen zu lassen, den sie auch heute noch für Deutschland besitzen.

Zwar sehr viel früher, als wir Deutsche das je erkennen können, hatten

die Schweden gewußt, was die Herrschaft über jenes Land bedeute. Als Gustav Adolf sich anschickte, das Baltische Meer in einen schwedischen Binnensee zu verwandeln, da war sein genialer Blick nicht durch die Afterweisheit getrübt, daß die Küste zum Hinterlande gehören müsse, sondern daß allein die Kraft des Schwertes den Besitz einer Nation bestimme. An dieser harten Notwendigkeit ist dann allerdings auch sein Plan gescheitert. Wohl gelang es seinem Genie, Finnland, Esthland und Nordlivland zu gewinnen, um darüber hinaus auch auf deutschem Reichsgebiet festen Fuß zu fassen; doch was er aufgebaut, wußten seine Nachfolger nicht zu erhalten. In der innerpolitischen Geschichte Schwedens sind die Gründe zu suchen, die endlich dazu führten, daß im Frieden von Nystadt Peter der Große der Herr des alten Ordenslandes wurde. Doch es hieße die Geschichte fälschen, wenn man Karl XII. und seinem Volke allein alle Schuld beimessen wollte, daß die einstige deutsche Reichskolonie damals in die Hände des Moskowiters geriet. Nicht geringer war der politische Fehler, den König Friedrich I. von Preußen begangen hatte, der, um einer Königskrone willen, mit seinem Heere dem Kaiser im Westen diente und kein Auge dafür hatte, daß sich in seiner nächsten Nähe ein Nachbar breit machte, der alles andere denn friedfertig gesinnt war. Wohl wetterte der Vater des alten Fritz, als der moskowitische Zar endgültig seine Beute einsteckte und an der baltischen Küste sich häuslich niederließ, doch der Zorn und der Ärger konnten sich nur in Worten Luft machen, denn der günstige Augenblick für einen aktiven Widerstand war verpaßt. Dabei hatte Peter der Große noch lange nicht alles erreicht, was er in seinen kühnsten Träumen für sich ersehnte. Denn wie die Schweden, so wollte auch er sich einen eigenen Binnensee schaffen; und wäre es nach ihm gegangen, so reichte das russische Zepter heute noch bis Kiel. Doch waren auch solche Pläne nur Phantasien geblieben, soviel hatte jedenfalls der erste russische Kaiser erreicht: die schwedische Herrschaft auf der Ostsee war gebrochen, auf der sich jetzt die russische ungestört entwickeln konnte. Zwar hat es noch mancher heftiger Kämpfe um Finnland zwischen den beiden Rivalen bedurft, ehe die Grenze zwischen beiden Ländern ihren heutigen Verlauf nehmen konnte, daneben noch der Aufteilung Polens benötigt, um das alte Herzogtum Kurland für

Rußland nach billigem Kampfe gewinnen zu können, bis endlich der Herr von Groß-Moskau sich stolz der Herr der Ostsee nannte.
Scheinbar allerdings und nicht unwidersprochen. Denn seit bald fünfzig Jahren wehte friedlich neben dem russischen Andreaskreuz das eiserne Kreuz in der deutschen Kriegsflagge, bis die ersten Kanonenschüsse gelöst wurden und die russische Flotte sich schleunigst in ihre Häfen zurückzog. Doch ist damit das Problem um die Herrschaft der Ostsee gelöst? Für die Dauer dieses Krieges unzweifelhaft; wer aber will die Antwort für die Zukunft geben? Denn so lange die Herrschaft auf dem Wasser sich allein nur auf die Zahl der Schiffe gründet, kann eine solche Frage niemals dauernd gelöst werden, da jede Wettrüstung keine Grenzen kennt. Dieses einzige Mittel der Macht mag für die Ozeane gelten, nicht für die Binnenmeere, deren Beherrschung auf einem anderen Wege sicherer, dauernder und nur durch eine einmalige Anstrengung leichter errungen werden kann. So wie Griechenland die unumschränkte Herrin der Ägäis war, solange es die Küsten in seinem Besitz hatte, wie nachher Rom erst dann die Gebieterin des Mittelmeeres wurde, als es die gesamten Küsten Afrikas in römische Provinzen verwandelt hatte, so gilt es auch für den Deutschen, den gleichen Weg zu wandeln, wenn er wirklich der Beherrscher der Ostsee werden will. Dieser Wille aber wird ihm aufgezwungen durch die nimmerruhende tartarische Eroberungslust des Russen, der nicht früher Ruhe geben wird, als bis er endgültig von der Ostsee abgeschnitten sich wieder nach Asien wenden muß, von woher er gekommen ist.
Die Russen wissen den Besitz der baltischen Ostseeprovinzen sehr wohl zu schätzen. Sie sehen in ihnen nicht nur das Land, dessen Körnerreichtum seit alters her berühmt ist, sodaß es einst die Kornkammer Schwedens hieß; auch nicht in ihnen das Land, dessen Bevölkerung, durchweg vom germanischen Geiste der Pflichterfüllung und Arbeit erfüllt, Landwirtschaft wie Industrie, Recht und Ordnung auf eine hohe Stufe der Entwicklung gebracht haben; sondern allein in ihnen das Ausfalltor nach Europa, die sichtbare Bestätigung der russischen Großmacht. Deswegen ist die russische Politik auch eifrigst bemüht gewesen, alle inneren und äußeren Merkmale des Deutschtums in diesen drei Provinzen mit Stumpf und Stiel auszurotten; ein Ver-

such, der allerdings ebenso erfolglos geblieben ist wie das gleiche Bemühen aus demselben Grunde Finnland gegenüber. Wohl haben die slawischen Machthaber es erreicht, daß die Esthen und Letten, die fremdländische bäuerliche Bevölkerung, von denen die ersteren die nächsten Verwandten der Finnen, letztere mit den Litauern eng verwandt sind, sich einer weiteren Germanisierung durch die baltischen Deutschen widersetzten; trotzdem aber ist es den Russen nicht gelungen, die Esthen und Letten dem Glauben Luthers abspenstig zu machen, noch ist es ihnen geglückt, diese beiden tüchtigen Volksstämme in ihrer Gesinnung zu russifizieren. Was dem Russen gegenüber dem einfachen Manne im Baltenlande fehlgeschlagen ist, erreichte er erst recht nicht gegenüber dem deutschen Bürgertum und Adel. Mit verschwindenden Ausnahmen sind die Nachkommen der alten Ordensritter und Väter der Hansa kerndeutsch geblieben bis auf den heutigen Tag. Sie haben sich gegen alle Verlockungen und Vergewaltigungen zu wehren gewußt, dem Zaren gegeben, was des Zaren ist, den Vätern aber, was den Vätern gebührt. Wer darum meint, daß die Balten schon Russen sind, wenn sie loyal ihre Untertanenpflicht erfüllen, der hat offenbar von der Heiligkeit des Eides, wie ihn gerade der echte Deutsche auffaßt, nur eine dunkle Vorstellung; und wer da glaubt, daß schon der Paß die Nationalität bestimmt, dem sei das Wort, das einst Bismarcks geliebter Jugendfreund Graf Alexander Kayserlingk gesprochen hat, wiederholt: „Ein Pferd, das in einem Schweinestall geboren ist, bleibt ein Pferd und wird darum noch kein Schwein."

Es ist bezeichnend, daß der gewaltsame Versuch einer Russifizierung der Ostseeprovinzen erst nach der Gründung des Deutschen Reiches begonnen hat. Bis dahin durften sie sich einer weitgehenden Selbstverwaltung erfreuen, die jedem Fremden, der das Land besuchte, nicht nur durch die steinernen Denkmäler gotischer Baukunst und Burgenreste alter Ritterherrlichkeit sofort bewies, daß er trotz der russischen Grenzpfähle immer noch deutschen Boden betreten hatte. Kaum aber war die deutsche Einheit neu erstanden, so faßte man in Petersburg sofort den Beschluß, dem baltischen Deutschtum den Garaus zu machen. Denn deutlicher vielleicht noch als in Berlin erkannte man an der Newa die Gefahren, die die Kraft des junggeeinten deutschen Volkes in sich trug,

wenn es erst zum Bewußtsein seiner Macht gelangt wäre. Zwar war die russische Besorgnis töricht, denn niemand im Deutschen Reiche dachte ernsthaft daran, aus dem gleichen Grunde, aus dem Elsaß-Lothringen zurückgewonnen war, jetzt auch die Annektion der Ostseeprovinzen zu fordern, trotzdem diese sehr viel später russisch geworden waren als die neuen Reichslande französisch. Mit Recht: denn die vollkommene Durchführung des Nationalstaates ist den wenigsten Völkern vergönnt gewesen, und die Heraufbeschwörung eines Krieges, um eine Viertel Million Deutscher dem Mutterlande zurückzugewinnen, wäre ein frevelhaftes Spiel gewesen. Zudem konnten ja damals die Träger deutscher Kultur in Rußland ihr Haupt aufrecht im Lande tragen, ja, waren als pflichttreue Deutsche gegenüber den gewissenlosen Russen am Hofe des Zaren besonders beliebt. Doch dieses Bild der friedlichen Ruhe, das die baltischen Ostseeprovinzen boten, mußte sich in demselben Maße in sein Gegenteil verändern, als die russische Politik in stetem Mißtrauen vor der wachsenden deutschen Volkskraft selbst immer nationalistischer und damit zugleich immer tartarischer und eroberungslustiger wurde. Während Bismarck von einem saturierten Deutschland sprechen konnte, hielt der Russe den Deutschen deshalb für länderhungrig, weil er selbst von dieser für ihn häufig nur allzu schwer verdaulichen Nahrung nicht genug haben konnte. So haben denn schließlich auch die Russen im vollen Bewußtsein den Krieg herbeigeführt, um gleichzeitig die Frage nach der Herrschaft auf der Ostsee und im Schwarzen Meere zu ihren Gunsten gewaltsam zu lösen. So also liegt das Problem heute: Der Deutsche hatte sich damit zufriedengegeben, daß auf der Ostsee zwei Großmächte nebeneinander friedlich herrschten, der Russe wollte davon nichts wissen; der Deutsche verteidigt seinen Besitz, während der Russe der beutehungrige Angreifer ist. Alle Angriffe aber, das lehrt die Weltgeschichte, die bloß zurückgeschlagen werden, wiederholen sich von neuem solange, bis sie entweder einen endgültigen Erfolg gehabt haben oder aber, bis die Ursache der Angriffe für immer ausgeschaltet wird. Da ein friedliches Kondominium auf der Ostsee für uns mit den Russen zusammen unmöglich ist, gilt es, das deutsche Imperium auch längs den Gestaden des Baltischen Meeres zu begründen. Der Weg zu solchem Imperialismus ist durch die Erfahrungen der

Geschichte vorgeschrieben. Sein letztes Recht aber erhält er, wie einst der römische, aus zwiefachem Grunde: neben der Machterhaltung des Deutschen Reiches, die, wenn sie im gleichen Umfange dauernd bestehen soll, vermehrt werden muß, gilt es, die deutsche Kultur als das höchste menschliche Gut in jenen Ländern zu neuem, stärkerem Leben zu erwecken, die sie heute noch trotz des äußeren russischen Firnis besitzen, zum anderen sie in Gebieten zu verbreiten, deren Bevölkerung bis zur Stunde noch im Dunkel einer halb asiatischen Barbarei dahinvegetiert. Denn das Losungswort der neuen Zeit lautet: „In orientem lux“.

XXI.
Ein Notschrei aus Island
von Carl Küchler:

Seit fünfundzwanzig Jahren ist die ferne Polarinsel Island mit ihrer wackeren grundgermanischen Bevölkerung Gegenstand meines Spezialstudiums. Tüchtige deutsche Gelehrte haben während der letzten Jahrzehnte an der Erschließung Islands und der Geistesschätze seines Volkes, eines der ersten Kulturvölker der Erde, gearbeitet. Infolgedessen haben sich in jüngster Zeit immer mehr und immer engere Fäden zwischen Island und Deutschland sowohl in geistiger wie in materieller Beziehung gesponnen. Zahlreiche hervorragende alt- und neuisländische Literaturwerke liegen heute in mustergültigen deutschen Übersetzungen vor; unsere größten Dichter sind den Isländern in ihren Hauptwerken durch vorzügliche Übertragungen bekannt; die geographische und geologische Erforschung Islands ist in fast ausschließlich deutschen Werken niedergelegt, auf die das gesamte Ausland zurückgreifen muß; den Handel mit Island hat sich in den letzten Jahrzehnten zu einem beträchtlichen Teile Deutschland erobert; und die stolzen Dampfer des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie sind es, die seit einem Jahrzehnt Tausende von Reisenden aller Nationalitäten mit der großartigen Natur der Wunderwelt Islands bekannt gemacht haben.

Alles das haben Frankreich und England, deren Ingrimm geweckt ward, als auch unsere deutschen Fischdampfer hinauf nach den unerschöpflich reichen Fischereigefilden unter den Küsten Islands zu ziehen begannen, die sie allein ausbeuten zu dürfen glaubten, mit scheelen Blicken beobachtet und vermerkt. Frankreich entsandte deshalb schon vor einigen Jahren einen Consul missus nach der isländischen Hauptstadt Reykjavik und versuchte vor kurzem sogar, mit Hilfe einiger großen Pariser Banken südlich von Reykjavik einen günstigen Hafenbezirk zur Anlegung eines eigenen französischen Hafens anzukaufen. England trägt sich bereits seit mehreren Jahren mit der gar nicht so phantastischen Idee, die großen isländischen Wasserfälle, die bedeutendsten ganz Europas, die den gesamten Kontinent mit aller nötigen elektrischen Kraft

versorgen könnten, käuflich in seine Hände zu bekommen. Unmittelbar nach Eröffnung der isländischen Universität in Reykjavik im Sommer 1911 sandte Frankreich einen Dozenten für französische Sprache und Literatur dorthin; und England hat sofort nach Ausbruch des gegenwärtigen europäischen Krieges seinen bisherigen Handelskonsul in der isländischen Hauptstadt im September dieses Jahres, Frankreichs Beispiel folgend, gleichfalls durch einen Consul missus verstärkt, während Deutschland nur einen nichtdeutschen „Handelskonsul" dort hat, der einer von mir aus Reykjavik erhaltenen Nachricht zufolge in der jetzigen bitterernsten Zeit nicht einmal dort anwesend, sondern, wie er dies allwinterlich zu tun pflegte, nach Kopenhagen abgereist ist!

Aber noch mehr! Das nordatlantische Kabel, das von Schottland über die Shetlandinseln und Färöer nach Island führt, befindet sich natürlich unter gänzlicher Kontrolle der englischen Telegraphenbeamten, die an — für die Dauer des Krieges übrigens nur in französischer oder englischer Sprache erlaubten — Telegrammen nichts durchlassen, was ihnen nicht gutdünkt, so daß die armen verratenen Isländer nur auf die von haarsträubenden Lügen strotzenden englischen Berichte über den gegenwärtigen Weltkrieg angewiesen sind. Es ist ferner dem eben erst auf Island eingetroffenen englischen Consul missus bereits gelungen, in Reykjavik eine „Hauptverkaufsstelle" der durch ihre kunstvoll erlogenen Abbildungen ungemein faszinierenden und betörend überzeugenden hauptsächlichsten illustrierten englischen „Lügenkriegszeitschriften" sowie einiger größerer englischen Zeitungen unterzubringen, die in den isländischen Zeitungen täglich mit riesengroßen Lettern als besonders wohlfeil und einzig zuverlässig angepriesen werden. Die englische Regierung hat endlich, wie ich gleichfalls aus vollkommen zuverlässiger Quelle aus Reykjavik erfahre, die hauptstädtische isländische Zeitung „Morgunbladid" heimlich selbst übernommen und unterstützt sie mit englischem Gelde, um die armen Isländer durch besonders breitgetretene schändlich verlogene englische Berichte über den Krieg und die Kriegslage „aufzuklären"! Der englische Consul missus aber — und das setzt allem die Krone auf! — hat u. a. auch den Auftrag: sich darüber zu unterrichten zu suchen, welche Waren Deutschland bislang in der Hauptsache nach Island ausgeführt habe, damit es England möglich werde, Deutschland

für die Dauer des Krieges und vielleicht auch für späterhin aus Island zu verdrängen!
Ich brauche hiernach wohl kaum zu erwähnen, daß die sämtlichen isländischen Zeitungen des West-, Ost- und Nordlandes, die mir bisher noch regelmäßig durch die dänischen Postdampfer über Kopenhagen zugegangen sind, infolgedessen von den entsetzlichsten Lügennachrichten über den uns so heilig-ernsten Krieg strotzen. Ein schändlicher Angriff auf Deutschland reiht sich an den anderen in den ins Isländische übertragenen ausführlichen Abhandlungen und Berichten über unsere Kriegführung aus den dort angepriesenen und über ganz Island verbreiteten englischen Zeitschriften und Zeitungen: „The War illustrated", „The Graphic War Budget", „The illustrated War News", „The Great War", „The Standard History of the All-Europe Conflict", „The Times History of the War", „The Times Weekly Edition", „The Over-Seas Daily-Mail" u. a. m. Ich brauche wohl auch kaum zu vermerken, daß die armen Isländer all diesen ihnen aufgenötigten, von den furchtbarsten Schand- und Greueltaten unserer Truppen und den entsetzlichsten Verbrechen unserer Heeresleitung „illustrativ" berichtenden „authentischen" englischen Darstellungen schließlich ja glauben müssen, da ihnen nur weniges andere zugänglich ist. Ich will hier aber besonders hervorheben, daß, als sich eine schließlich doch stutzig gewordene angesehene Reykjaviker Zeitung erlaubte, die englischen Kriegsberichte leise in Zweifel zu ziehen, sie sofort in ihrer nächsten Nummer ein „Eingesandt" veröffentlichen mußte (dessen Herkunft wohl nicht zweifelhaft sein kann!) des Inhaltes, daß „Reuter und Central News so hochangesehene Telegraphenbureaus seien, daß sie es unter ihrer Würde halten würden, ihren Namen zu irgendwelchen Falschmeldungen herzugeben!"
Welche Gefühle müssen die biederen Isländer, deren Hochachtung und Verehrung für Deutschland und deutsches Wesen, deutsche Kultur und alles Deutschtum bisher fast keine Grenzen kannte, angesichts dieser ihnen täglich durch die englischen Telegramme und Zeitungsberichte vor Augen geführten und von den anwesenden französischen und englischen Consules missi verbürgten Nachrichten „Von der vernichtenden deutschen Pest" bestürmen? Was wird aus dem edlen „Germanenstolze" der

Isländer, die das größte Germanenvolk auf Grund „authentischer" Nachrichten immer mehr in den Staub sinken sehen? Ist es nicht eine abgefeimt berechnete „Verseuchung" edelsten Germanentums, die sich jetzt dank der scharf eingehauenen Krallen des gallisch-normannisch-keltischen Lügenteufels da droben unter einem der vornehmsten Germanenstämme abspielt?

Dürfen wir sie zulassen? Dürfen wir sie länger ruhig mit ansehen?

Ich kämpfe als deutscher Islandfreund seit drei Monaten mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln dagegen an; deutsche Flugblätter und aufklärende Schriften habe ich in Mengen an die Behörden, Zeitungen und viele Privatpersonen nach Island verschickt; und auch die zuständigen deutschen Behörden sind von mir aufmerksam gemacht worden. Aber ich vermag als immer noch Einzelstehender aus der Ferne gegen die an Ort und Stelle befindlichen französisch-englischen Lügensendboten und alle ihre abgefeimten Intriguen nicht allein aufzukommen. Wo bleibt da unser deutscher „Handelskonsul", wenn wir nun einmal keinen anderen auf Island haben? Wo bleibt der deutsche Zeitschriften- und Zeitungsverleger, der ein Gegengewicht gegen die englische „Hauptlügenverkaufsstelle" in Reykjavik schaffe? Wo bleiben all die zahlreichen „Islandfreunde", die seit einem Jahrzehnt Island besucht und dort Verbindungen angeknüpft haben u. a. m.?

Ich rufe mit diesen nur kurzen, äußerst gedrängten Zeilen über die englisch-französische „Verseuchung" der uns so nahestehenden wackeren Isländer weit und breit Hilfstruppen auf, die mir kräftig zur Seite stehen, die jenen äußersten Vorposten germanischer Kultur am Polarkreise bedrohende englisch-französische „Pest" abzuwehren! Erst heute wieder ist ein Notschrei von tieferschütterten treuen Deutschlandfreunden aus Island an mich ergangen: greife ein jeder mit mir ein, der sich berufen fühlt, der Mittel und Wege sieht, und dem geeignete Waffen zur Hand sind, den gallisch-normannisch-keltischen Lügenteufel da droben zu entlarven und auszutreiben!

XXII.

Die Aufartung der Völker germanischer Rasse unter Vormacht und Führung der Deutschen von Heinrich Driesmans:

Mehr als der äußere Sieg über unsere Feinde und Gegner, dessen wir wohl gewiß sein dürfen, muß der innere Sieg, der der Einkreisung Deutschlands zur Aufgabe gesetzt ist, als ihre naturnotwendige Folgeerscheinung, unser Wesensziel bleiben, das wir nie aus dem Auge verlieren dürfen: die Ausbrennung und Läuterung der deutschen Volksnatur in der Weißglut der rings umfeuerten Todesstellung von allem Krämergeist, der auch ihr noch anhaftete, von aller Engigkeit und Sondersucht, die Ausmerzung alles Loki- und Lügengeistes im deutschen Volke durch die turmhohe Umlügung von seiten der Briten, die nicht mehr zu überbieten ist, und mit der wir wie in einem Kerkerverließ abgeschnitten von aller Außenwelt, vereinzelt, vergewaltigt, erdrückt und erdrosselt werden sollten. Der Sieg über die kaltherzigen englischen Krämermanieren, die sich auch bei uns nur allzutief schon einnisten wollten, über französische Affektation und russische Barbarei in prunkender hohler Lebensaufmachung bei innerer seelisch-geistiger Verödung und Verwüstung der edleren schöpferischen Lebenskräfte — das wird der größere Sieg sein, ohne den wir die Welt in Waffen ringsum uns vergebens und fruchtlos überwunden haben dürften. Denn wenn danach all die Verhetzung und Verbiesterung in unserem Volke wiederkehren sollte, wie sie bis kurz vor dem Kriegsausbruch fast ihren Höhepunkt erreicht zu haben schien, dann dürfte in der Tat so viel teures Blut umsonst geflossen sein. Dann aber wäre man fast versucht, zu wünschen, die Einkreisung möchte im deutschen Volke erst von Grund aus aufräumen und seine Läuterung vollenden, um diese nicht wieder nur halbes Werk sein zu lassen, bevor sie durchbrochen wird. Das würde die größere Sorge sein, die fast schwerer zu ertragen als eine Demütigung Deutschlands — daß nach dem Frieden der alte Ungeist

abermals seinen Einzug halten sollte, wie es in den siebziger Jahren gewesen, den dieser Einkreisungskrieg uns gerade auszutreiben bestimmt ist, indem er uns zu einer neuen volklichen, geistigen und Kultureinheit zusammenschweißt. Dem also gilt es vor allem zu begegnen, daß wir einen neuen Rückfall in die alte deutsche Unart erleben, und schon jetzt gilt's den Boden zu bereiten zu einer Aufartung des deutschen Volkes, die widerstandsfähig genug ist, um einen unerschütterlichen Halt dagegen zu bieten, wenn ein neuer „Milliardensegen" uns etwa mit einer anderen „Gründerperiode" überkommen will, die alle Wuchskraft des deutschen Volkes wieder einzuschlingen droht. Denn nicht sowohl nach äußerer Machtfülle und Weltmachtstellung, als nach innerer Mächtigkeit haben die Richtkräfte des deutschen Lebens sich diesmal einzustellen.

Wenn wir erklären sollen, was im tiefsten und reinsten Sinne deutsche Art von anderer scheidet, dann finden wir nur das schlichte und doch so inhaltschwere Wort dafür: das Leben in innerer Mächtigkeit zu erleben, statt es bloß in äußerer Aufmachung und Machtentfaltung abzuleben, wie die übrige große Mehrheit der Völker dieser Erde es zu tun pflegt. Diese erledigen das Leben in Last und Lust, Arbeit und Spiel, wie man ein Geschäft abtut und die Zeit ausfüllt. Sei es auch aus Pflichtgefühl im Wissens- und Forschungsdrang, oder in der Verantwortung, einer Gemeinschaft vorzustehen, einer Organisation zu walten, — so bleibt es doch immer nur mechanisches Ableben und Abtun des Lebens, ohne dynamische Erlebensweise. Diese besagt aber, daß das Leben allein nur um seiner selbst willen wert ist, gelebt zu werden, als Problem gefaßt, und alles andere tot ohne diese Problemstellung zum Leben. Es pflegt den meisten zu genügen, das Leben zweckmäßig abzuwickeln mit dem Ziel auf späteres ruhiges Behagen und Ausgenießen, und sie haben kein Bedürfnis darüber hinaus — wenn ihr schlechtes Gewissen ihnen nicht gerade ein transzendentes erweckt: die Versöhnung mit dem göttlichen Hintergrunde in der „Sterbestunde", sobald diese sich in leiser Ermüdung der Deszendenz zum ersten Male ankündigt. Denn in der Tat ist das transzendente, metaphysische oder sogenannte religiöse Bedürfnis zumeist nur das „schlechte Gewissen" dem Leben gegenüber, mit dem man dynamisch nicht fertig geworden,

das man zu erleben versäumt hat. Die Mechanisierung des Lebens schafft überall Ausflüchte in die Sinnlichkeit und Brutalität, wie andererseits in bodenentwurzelte Geistigkeit — Flucht vor dem ungeheuren dynamischen Lebensprozeß. Beide, so grundverschiedene Wege und Entweichungen („Brutalität" und „verstiegene Geistigkeit"), sind doch Entgleisungen eines Ursprungs: kränkelnder, verschwächender Dekadenz. Denn Dekadenz ist alles, was sich gemein macht mit dem Leben: gemein mit seiner Sinnlichkeit wie mit seiner Gemeingeistigkeit, seiner Gemeinheit. Nietzsche hat vor dem modernen europäischen Nihilismus gewarnt, der das Völker- und Kulturleben gleichsam in eine einzige kahle, baumlose Ebene einöden und all seine Wellenhebungen auf einen flachen Strand einebnen möchte. Wir beobachten, daß die Gleichheitsbewegung mit ihrem nivellierenden Geistesgefolge von den Westvölkern Europas ihren Ursprung genommen hat. Der Träger dieser Einebnung ist die angelsächsische Rasse, und schon im Bau der englischen Sprache kommt die nivellierende Tendenz zur Ausprägung, die ihren Charakter beherrscht. Diese betont den Konsonantismus unter Abschleifung und Dämpfung der Vokale und führt zur Kontraktion der Worte, wenn nicht in der Schrift, so doch in der Aussprache fast bis zur Einsilbigkeit, gemäß einer Sinnes- und Denkweise, die vorwiegend überall auf das utilitaristische, praktisch-greifbare Realziel abzweckt, und alles abstößt, was dessen gradliniger Erreichung hinderlich sein könnte. Die Briten sind dergestalt ein amusisches Volk geworden, das sich nicht mehr Zeit nimmt, bei einer bloßen Empfindung zu verweilen, nicht einmal im sprachlichen Ausdruck mehr, der in der englischen Sprache ebenso projektilhaft zugeschliffen ist wie ihre Lokomobile und Meerpanzer. Mit ihnen aber als der vorwaltenden Rasse in der westlichen Welt sind die Westgermanen überhaupt amusisch geworden. Eie tiefer Zwiespalt geht in diesem Sinne durch die germanische Welt von den Angelsachsen in Britannien aus. Ost- und Westgermanen unterscheiden sich in dieser Hinsicht grundlegender voneinander als Franken und Sachsen. Die ostgermanische Gruppe, zu der die oberdeutschen Stämme mit den Schweden gehören, welche noch auf die Reste der Goten, Langobarden und Vandalen zurückgehen, wie die Bajuvaren, betonen den Vokalismus in ihren Idiomen gegenüber dem Konsonantismus; sie haben die

vollen Vokale bewahrt, und — was besonders charakteristisch ist für den Unterschied zwischen Ost- und Westgermanisch — den verbalen Endnasal „n" nicht abgestoßen, der dagegen in den westgermanischen Idiomen, voran im Angelsächsischen und Englischen, überall gefallen ist. Dieser ostgermanische Vokalismus bildet aber das musische Element der Sprache, und er geht auf eine musische Naturanlage zurück, deren Manko bei den Engländern eben den kontraktiven Zug im Bau und der Entwicklung ihres Sprachidioms erklären läßt: auch eine Art utilitaristischer Abzweckung, über der oft fast nur noch das sprachliche Konsonantengerippe übrigbleibt. Fleisch und Blut der Sprache, blutvolles Leben im Denken und Empfinden ging darüber verloren, verloren damit die Erkenntnis, daß das Leben nicht bloß ein mechanischer, sondern letzten Grundes ein dynamischer Prozeß ist, der um des Erlebens willen da, und allein um dieses willen wert ist, gelebt zu werden, nicht zur Einspannung in Systeme und Mechanismen, um sich in deren Umtrieb und Betrieberhaltung abzuleben, zu verbrauchen und zu erschöpfen. Jenes ist ostgermanischer, dieses westgermanischer (angloſächſiſcher) Geist und Wesensantrieb. Das musische Element gründet sich aber und wurzelt in dem biodynamischen Moment der Rasse. Dieses ist noch stark lebendig und mächtig im deutschen Volke, welches zwischen ost- und westgermanischem Blut in sich die Wage hält. Deutschland ist vom Westgermanismus noch nicht völlig überkommen, wenn es auch bis vor dem Kriege schon fast ganz in seinem Banne stand. Das deutsche Volk hat das ostgermanische Idiom im „Oberdeutschen" zu seiner Schrift- und Umgangssprache erkoren, und diese entscheidende Tat Luthers hat das musische Element in ihm, das biodynamische, gegenüber dem intellektuellen Humanismus und mechanischen Empirismus eines Erasmus u. a. gerettet, die hier als Vertreter des typischen Westgermanismus die deutsche Reformation gefährden sollten, wie später die dynamische Erlebens- und Erkenntnisweise der deutschen Geistesentwicklung in Goethe gefährdet wurde durch die Rationalismus der Nikolai, Büchner, Vogt, Dubois-Reymond und Dühring. Luthers Worte sind Ausdrucksworte gegen die nüchternen Betriebsworte der Humanisten, und Ausdruckswort gegen Betriebswort ist auch noch die Losung unserer Zeit im dynamischen Prozeß deutscher Lebens- und Artbildung. Dieser ist es

eigen, daß sie sich „stufen“ will: ab- und emporstufen wieder und wieder heraus aus aller Gleichmacherei, die über sie hinweggeht und aus der sie emportaucht wie ein Fels aus allen Überwallungen des unstäten Meeres, das ihn dauernd umbrandet. Werdegang und Formdrang reindeutscher Art erwirkt sich so im dynamischen Stufenbau und entspricht damit der genetischen Zellentwicklung des organischen Lebens zu höherem Formwesen gegenüber der chaotisch ziellosen Zellenteilung, welche keine Abstammung, Abhebung, keine Aufartung und keinen Stammbau kennt – gegenüber der tödlichen Mechanisierung des Lebens, die mit ihrer Fabrikware der Natur von Massenmenschheit einer ewigen, fruchtlos öden Zellenteilung gleicht.

* * *

Die Germanen sind als Fremdlinge auf der mitteleuropäischen Erde erschienen. Ein Zweig der Urmenschheit, durch die Glazialperiode von der übrigen europäisch-asiatischen Völker- und Kulturgemeinschaft abgeschnitten, unter der Zuchtwahl des Eises gelichtet und gesichtet, gereckt und gestählt, drangen sie im Menschenlenz und Frühlingssturm der Vorgeschichte mit dem Abtauen der Gletscher aus der Einkreisung durch die nordische Eiszeit wie aus einem naturgeschaffenen Kerkerverließ, befreit gleich großen nackten Kindergestalten mit Kindsköpfen gegen die südliche Kultursymbiose an. Wenn dergestalt von einem „auserwählten Volk“ die Rede sein kann, in dessen Schicksalsgang die Vorsehung nach Lessing eine „Erziehung des Menschengeschlechts“ anleiten wollen, so waren es diese Germanen; oder, besser gesagt, von einem ausersehenen, auserlesenen Volk. Das sogenannte auserwählte Volk unter dem starren Gesetz Moses war zu einer gegensätzlich-gegenspielerischen Mission bestimmt: zur äußersten Herausforderung der Spannkräfte aller Völker, in die es eindringen sollte, unter der Zucht der Zersetzung zum letzten Aufgebot im Kampf um Leben und Völkertod. Auch eine Art Glazialperiode kultureller und geistiger Natur, unter deren Sichtung und Siebung die modernen europäischen Völker bis auf den Kern abgeschält werden zur Probe, weß Kern gestählt und widerstandsfähig genug, die Karenz zu bestehen, und welcher so kernfaul und weich, daß er darüber ganz in „Schale“ zerblättert und sich

auflöst, und kein faltendes Keimauge mehr übrig läßt. Die Juden als Produkt einer einzigen Geisteszucht und Karenzzeit begegnen sich in dieser Hinsicht mit den Glazial-Germanen in gewissem Sinne als schicksalverwandt. Jene aus einer zuchtgesetzlichen Isolierung innerhalb der antiken Kultursymbiose hervorgegangen, diese in eine naturgesetzliche Einkreisung durch Jahrtausende gebannt; jene aber durch ihre Vereinzelung nur zu Weckern, Anreizern und Vermittlern geformt, diese zu Entdeckern, Schöpfern und Gestaltern ausersehen, herausgezüchtet und erzogen. So stießen diese beiden „auserwählten" Völker zusammen: ein altes ausgelerntes, gewitzigtes, aller Weltliste kundiges Kulturvolk mit einem naturfrischen, naiven, unbelasteten Kindvolk, das unbefangen, unkundig, furchtlos in jedes Dickicht, Dunkel und in jede Gefahr mit beiden Füßen zugleich siegfriedisch-sieghaft hineinsprang. Als die Germanen gegen die antike Kulturmenschheit andrangen, war diese eine ausgetragene homogene Masse, welche die frischen ursprünglichen Nordvölker belauerte, um sie in ihre Kulturdienste zu spannen, denen die verbrauchte Sklavenschaft des Südens nicht mehr Genüge zu leisten vermochte. Die germanischen Fremdlinge, unlängst erst dem Eise entronnen, sahen sich der ungeheuren Völkersymbiose gegenüber, welche geschlossen und einmütig auf das Verderben der „Barbaren" aus war, wie von einer neuen eisigen Mauer, wie von einer anderen Einkreisung umringt und isoliert. Es war eine zweite Schicksalsstellung, in welche sie sich durch diese Kulturumschließung gedrängt fanden nach der ersten Glazialzucht, und wie eine höhere Fügung und Weisung war es über ihnen, ob sie damit schon ihre „Mission" gegenüber der „Welt", gegenüber der neuen Kulturumwelt verstehen, erfassen und erfüllen wollten. Verfrüht! Die Germanen konnten sich selbst damals nicht, und konnten die Welt, mit der sie sich zum erstenmal berührten, noch nicht verstehen. Anstatt sich zusammenzuschließen — nicht etwa in Erkenntnis einer höheren „Weltmission", wozu sie ganz unvorbereitet und gar nicht fähig sein konnten, — sondern aus rein gesundem Instinkt- und Rassegefühl, in starkem, energischem Pathos der Distanz gegen die ausgetragene romisierte Völkersymbiose, aus naturadligem Ekel vor dieser dekadenten Welt: warfen sie sich vielmehr an die entwertete Menschheit des Südens weg, um geteilt

und in Zwiespalt untereinander sich in deren Diensten zu verbrauchen oder sich zu Herren faulender Kulturen aufzuwerfen wie der große Theoderich. Wie ein Finger des Schicksals war es über diesem edlen Fürsten und seinem Geschlecht, der die verkommenen Römer und Italiker jener Tage mit seinen Goten versöhnen wollte – wie mit Blindheit geschlagen war dieser edelhafteste Germanenkönig, daß er es vornehm mit Byzanz hielt und den Römern traute, die in der Folge seine Goten, uneingedenk aller empfangenen Wohltaten, insgeheim im Bunde mit Byzanz verrieten und fällen halfen. Es ist nicht auszudenken, was geworden wäre, wenn Deutschland in der Folge seiner mittelalterlichen Geschichte an Italien einen germanisierten Stammgenossen und Freund gefunden hätte, statt einen Todfeind, der so viel seiner besten Volkskraft verschlang, und zugleich damit einen starken Rückhalt gegen das Frankentum, das ruchlose, das dem Kernvolk der Germanenschaft so viel Leid und Abbruch getan. Allein die Weltgeschichte läßt sich nicht rückwärts revidieren. Theoderich war zu vornehm für die Schandtat, die wir ihm zumuten: rücksichtslos mit Byzanz zu brechen und sein italisches Reich allein auf die eigene Kraft seines Gotenvolkes zu stellen. Der Adel der Germanenschaft, seine Goten, mußten es dafür in der Folge mit dem Leben – mit dem „Völkertode" büßen, und die rohen, brutalen und verräterischen Franken eines Chlodwig durften die Herrschaft über ihre Stammesgenossen, über die germanische Welt an sich reißen, um dieser danach in der Geschichte das Gepräge zu geben. Auch eine Art „Einkreisung", der die Ostgoten damals unter Totila und Teja erlagen — umringt von dem perfiden Byzanz, dem „Albion" der ausgehenden Antike am Bosporus, im Bunde mit den Römern wie insgeheim mit den Söhnen Chlodwigs, die nur auf den Sturz und Untergang des Reiches des gehaßten Theoderich lauerten, der ihnen so viel demütigende Niederlagen beigebracht, um dessen Erbe anzutreten. In dem Ringen zwischen Theoderich und Chlodwig, zwischen Goten und Franken, hat die germanische Welt ihre entscheidende Prägung erhalten, und es wird noch nicht genügend gewürdigt, was sich damals für alle Folgezeit entschieden hat, als die Ostgermanen in den Goten aus den Reihen der Lebenden getilgt wurden und die Westgermanen in den Franken in ihre Herrscherstelle rückten. Das war Verhängnis,

gegen das nichts ankam. Was wir aber können, das ist, auf die Schicksalsweisungen zu merken, welche die Germanenschaft wieder und wieder im Laufe der Folgezeit erfahren hat, und die wie mit erhobenem Menetekelfinger immer in die eine Richtung und wie auf ein dunkles Zeichen zu deuten scheinen. Eine andere Schicksalsstunde der Germanenschaft war es, als Luther seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, um das deutsche Volk um sein Protestantenbanner zu scharen gegen „Rom" — zum andern Male als den Inbegriff der südlichen Kultursymbiose. Wieder eine seelisch-geistige „Vereisung" und religiöse, kirchlich-rituelle Einkreisung, der die Deutschen jener Zeit ähnlich gegenüberstanden, wie ihre Vorfahren dem kaiserlich-römischen Völkerring. Aber diese Deutschen waren damals wieder so wenig einig unter sich, wie die alten Germanen, und ließen sich zum andernmal von „Rom" werben gegen ihre Stammesgenossen. Abermals eine Schicksalsweisung versäumt! Zum drittenmal war es danach der aufkommende junge Preußenstaat unter Friedrich II., dieses neue Keimauge des alten und alternden heiligen römischen Reichs deutscher Nation, der sich von den Großmächten seiner Zeit mit Rußland und Frankreich voran zum Verzweiflungskampfe um seine Existenz eingekreist sah, wie das junge, kaum ein halb Jahrhundert alte neue deutsche Reich in unsern Tagen, und sich sieghaft behauptete, wie wir auch gegenwärtig siegesgewiß hoffen dürfen, unsere Einkreisung heldenhaft zu sprengen. Das war der erste Ansatz zur Bildung einer politischen Keimzelle innerhalb der zerrissenen und chaotischen Zustände des damaligen Deutschland, und dieses Wiedererwachen staatsbildender Kraft durch den preußischen Geist ist durch die Einkreisung im siebenjährigen Krieg großgezogen und hochgetrieben worden. Zum letztenmal war es danach der Korse, der mit Feuer und Schwert unter den Deutschen aufräumte, wie gesandt, um sie durch die Einkreisung seiner Umfassungspolitik mit den furchtbarsten, äußersten Mitteln zur Vernunft, zur Einigkeit unter sich zu zwingen, nachdem auch der große verheerende Krieg der dreißig Jahre im 17. Jahrhundert an der Zerfahrenheit der Deutschen versagt hatte, sie zu endlicher Selbsterhebung und Eigengestaltung ihres Lebens im letzten Aufgebot ihrer Kräfte herauszufordern.

* * *

Die große Bedeutung der Rasse wird meistens übersehen, sagt der französische Anthropologe Lapouge: man will alles durch die geographische Lage und andere äußere Einflüsse erklären. So die Macht der Phönizier, der Portugiesen, der Holländer, der Engländer. Sicherlich sind diese Handelsvölker durch das Meer gefördert worden, aber wie viele Völker haben ebensogute Plätze innegehabt, ohne sich zu solcher Höhe erheben zu können? Lapouge begegnet mit diesen Worten einer Einseitigkeit der älteren Historiker, ie alles aus der geographischen Lage erklären wollen; aber er merkt nicht, daß er sich selber einer anderen Einseitigkeit schuldig macht, indem er alles einzig aus der Rasse und Rassenhaftigkeit eines Volkes zu erklären sucht, das in eine günstige geographische Lage gekommen. Man braucht dagegen nur die Kultur Englands ins Auge zu fassen, auf das Lapouge unausgesetzt hinweist, um seine Theorie zu stützen, um diese zu erschüttern. Man nehme nur an, sagt Lapouge, daß eine Landplage ohnegleichen an einem Tage alles zerstöre, was das vereinigte Königreich an normannischen, sächsischen oder dänischen Elementen besitzt. Es ist wahrscheinlich, daß der Umsturz plötzlich und unwiderruflich wäre . . . Sehr wahrscheinlich! Allein die englische Kultur beruht nicht allein auf diesen Elementen, sondern auf ihrer Kreuzung mit dem keltischen Grundstock der Bevölkerung Großbritanniens, welcher der germanischen schweren und ernsthaften Natur das bewegliche sanguinische Naturell einimpfte, ein Umstand, der das englische Wesen so zwiespältig und widerspruchsvoll erscheinen läßt, im Grunde aber die treibende Kraft gewesen ist in dem Entwicklungsprozeß der modernen englischen Kultur. Ohne diese gegensätzliche Blutkreuzung wären die Engländer wohl kaum über England — über ihre insulare Lage hinausgewachsen. Sie hätten es vielleicht nicht weiter gebracht als etwa Dänemark. Dänemark! Mit dem Beispiel dieses Landes läßt sich Lapouge vorzüglich widerlegen und zugleich eine Stütze für unsere neue Auffassung von den wahrhaft kulturschaffenden Mächten gewinnen. Woher sind denn die Elemente gekommen, mit denen Lapouge England stehen und fallen läßt, die sächsischen, dänischen und normannischen Elemente? Wenn es allein nach der Theorie von Lapouge und seiner Anhänger ginge, dann müßte in den skandinavischen Ländern — insbesondere in Dänemark, das so

recht im Herzen der germanischen Erde gelegen ist – die großartigste und gewaltigste Kultur entsprungen sein, die diese Rasse gesehen hat. Dänemark erfreut sich einer weit glücklicheren geographischen Lage gegenüber dem europäischen Kontinent als England. Sein Inselreich ist das nordische Gegenstück zu dem mittelländischen Griechenlands. Es bildet eine in sich abgeschlossene Welt und doch zugleich die Brücke vom Stammland der germanischen Rasse nach dem großen eurasischen Länderkomplex. Alle großen Germanenzüge haben von der skandinavischen Halbinsel ihren Ausgang genommen und sind über die dänischen Inseln und Jütland auf das Festland getreten; mit Ausnahme der Wikingerfahrten dürften sie zumeist der heutigen schwedischen Provinz Schonen entsprungen sein. Auf dieser ganzen Inselwelt hat sich die germanische Rasse bis auf den heutigen Tag verhältnismäßig rein erhalten. Wie kommt es nun, daß sich nicht dort – etwa mit der Insel Seeland als Mittelpunkt – eine mächtige originale Kultur erhoben, ein gewaltiges Reich gebildet hat, das alle Germanenstämme unter großen Herrschern in sich vereinigte, statt daß die skandinavischen Völker aus kleinen Kämpfen und Eifersüchteleien untereinander nie recht herauskamen und nur die von Süden über Deutschland eindringende Kultur übernahmen? Eine starke, ungebrochene, unvermischte und unverfälschte Volkskraft war vorhanden; das beweisen die Normannenzüge, die eine späte Wiederholung in den Schwedenzügen des 17. und 18. Jahrhunderts unter Gustav Adolf und Karl XII. gefunden, zum Zeichen, daß die germanische Urkraft noch bis in die neuere Zeit ungebrochen war. Aber dieser Kraft hat keine ebenbürtige Kulturentwicklung entsprochen. Die germanische Kultur ist an anderen Orten aufgeblüht, wo die Rasse gerade weniger rein geblieben war. Zunächst unter den Hohenstaufen im Schwaben des deutschen Südwesten, wo die Deutschen mit keltoromanischen Elementen untermischt lebten. Später unter den Habsburgern im Südosten, wo sie mit Slawen und Mongolen zusammenstießen und sich kreuzten. Zuletzt haben die nordöstlichen Slavogermanen, alias Preußen, sich am befähigtesten für die Vorherrschaft in Deutschland gezeigt. Sehen wir uns in weiterem Kreise um, so finden wir die Nachkommen der Goten und Langobarden in Italien das reiche Städteleben und die großartige Renaissance heraufführen, die Nor-

mannen von Sizilien aus ein mächtiges Reich gründen, die Westgoten in Spanien, die Franken in Gallien Kulturen erzeugen, die Europa Jahrhunderte lang beherrscht haben und durch Sitte und Gesetz maßgebend für das gesamte Abendland geworden sind. Die mächtigste, welt- und meerbeherrschende germanische Kultur aber sehen wir in England erstehen, auf der westlich entlegensten europäischen Inselgruppe, wo das germanische Element am meisten isoliert und dem ursprünglich dort einheimischen keltischen preisgegeben war. Hier konnte sich in gewissem Grade ungestört eine Kreuzung und Blutmischung vollziehen, die als eine der bedeutungsvollsten angesehen werden muß von allen aus der europäischen Rassenkreuzung bisher hervorgegangenen. Die Kreuzungsversuche auf dem Kontinent sind, wenn man so sagen darf, infolge der unaufhörlichen Kriege und Völkerstürme mehr oder weniger mißlungen oder doch nicht zum Ausreifen gekommen. Der Prozeß konnte sich nicht ungestört vollziehen. England hingegen hat Jahrhunderte lang keinen Feind auf seinem Grund und Boden gesehen, seine innere Entwicklung vollzog sich gewissermaßen normal, die verschiedenen Rassen verwuchsen zu einem Gebilde von großartiger Energie und Leistungsfähigkeit. Diese Kreuzung hat bewiesen, was das germanische Blut im Bunde mit dem keltischen vermag — im Guten wie im Bösen, in der Kraft wie in der Schwäche, in der Fülle wie in der Einseitigkeit. Wenn die englische Kultur in der Tat ihren Zenit bereits überschritten und wieder im Rückgang begriffen ist: wenn Mitteleuropa, wenn Deutschland sie neuerdings mählich zu überwachsen und zu überflügeln begonnen hat, so liegt dies an dem Umstande, daß der englischen Kultur ein Element abgeht, das inzwischen in der gleichfalls auf keltogermanischer Grundlage vollzogenen Kreuzung und Blutmischung des Kontinents wirksam geworden ist. Das slawische Element bildet dieses dritte in dem europäischen Blutbunde und verleiht dem alternden Keltogermanismus frische Kraft und neues Leben. Der starke Zusatz slawischen Blutes im deutschen Nordosten schuf das preußische Wesen, welches Deutschland in politischer Hinsicht reformiert hat und fortgesetzt in seiner Weise reformierend siegreich westwärts gegen die alten keltoromanischen Kulturen andrängt. Frankreich hat dieses rastlose Element bereits schwer zu fühlen bekommen, und auch England war

schon seit langem von bangen Ahnungen befallen. Seine Überlegenheit und sein Gewicht verdankt das Preußentum eben der dreifachen Rassenkreuzung und Blutmischung, die es aufweist, und es wird um so mächtiger erstarken, je mehr es sich weiterhin mit keltogermanischem Blute durchsetzt, je energischer die Spannung der Blutkreuzung wird, aus der es erwachsen. Das künftige Herrenvolk Europas wird ein solches sein, in dem sich das deutsche, keltische und slawische Blut am innigsten durchdrungen und in das glücklichste Verhältnis gesetzt hat auf germanischer Grundlage.*)

* * *

Durch diese Rassensynthese hat die preußische Art ihren scharfkantigen und zugleich aggressiven Charakter erhalten, der wie ein „Rocher de bronce" stabiliert ist, dem nicht anzukommen, und dessen ruhelose Natur doch den Nachbar wie den Gegner andauernd in Atem hält: von der kleinen polizeilichen Chikane und Regimentierungssucht, mit der die beamtlichen Organe sich am Publikum zu üben und ihm keine Ruhe zu gönnen pflegen, bis zu dem energischen, schneidigen und rastlosen Draufgängertum des Militärs, ist es ein und derselbe preußische Geist, der sich und seine Umwelt immer in Bewegung halten muß, mit dem „Angriff als der besten Parade" — wie Friedrich der Große seinen Offizieren als Hauptregel im Felde befahl, nie zu ruhen, sondern den Feind stets, ob nun ein Erfolg abzusehen oder nicht, zu beschäftigen, zu reizen, in Atem zu halten. Diese preußische Art, welche keinen Pardon der Ruhe gibt, hat so befremdend und ärgerlich auf ihre Umwelt gewirkt und sich so verhaßt gemacht, weil sie unerbittlich andauernd alles aufstörte, was sich irgendwie zur Ruhe setzen wollte. Darum waren die Preußen dem Schlendrian des alten römischen Reiches deutscher Nation so verhaßt, weil sie mit Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. zum erstenmal staatliche Ordnung und militärische Disziplin in die Verhältnisse ihrer Landeskinder gebracht und dergestalt die Keimzelle einer staatenbildenden Kraft gelegt, welche sich in der Folge allmählich

*) Vgl. dazu das Buch des Verfassers: „Rasse und Milieu". Deutsches Verlagshaus Vita, Berlin-Ch.

das gesamte deutsche Volk reorganisierend und reformierend erobern sollte. Dazu war der sechsundsechziger Krieg zu führen, in welchem Preußen zum andernmal seit Friedrichs des Großen Tagen den Widerstand gegen sein militärisches System brach und den Haß des übrigen Deutschland niederzwang, das sich danach mit seinem System in gewissem Grade aussöhnte und Preußen als Vormacht in Deutschland gelten lassen mußte. Diese Stellung, welche Preußen damit faktisch gewonnen hatte, konnte es sich indessen moralisch erst im siebziger Krieg erobern, der zur Gründung des neuen deutschen Reiches mit Preußen als führendem Staat und seinem König als Kaiser an der Spitze gedieh. Damit war der „ethnischen Verknotung", die Preußentum hieß und sich nicht mehr niederzwingen und umbringen ließ, zugleich die Schärfe in gewissem Grade genommen und die Spitze abgebrochen, mit der sie die Einheit des Reiches jemals noch wieder ernstlich hätte gefährden können. Sie mußte sich vielmehr deutscher Art anpassen, das starre Knochengerüst des preußischen Systems mit warmem Fleisch und Blut deutschen Lebens überkleiden lassen und dieses in sich aufnehmen, und die tote einförmige Symmetrie seines Lebensdrills und Drillebens von der vielgestaltigen und buntfarbigen Art deutschen Volkstums erst rhythmisch belebt sehen. Mit dem gegenwärtigen vierten (nach dem siebenjährigen, sechsundsechziger und siebziger) Kriege ist dieser Prozeß deutscher Aufartung und staatsbildender Erstarkung unter Preußens Vormacht und Führung in seine letzte Phase getreten, und wie einst die bundesstaatliche und moralische Eroberung Deutschlands durch Preußen, so steht jetzt die Vereinigung der Völker germanischer Rasse zu einem weiteren Staatenbund und ihre moralische Eroberung und Aufartung unter der Vormacht und Führung von Preußen-Deutschland bevor: ihre Befreundung mit dem preußischen System und dem deutschen Militarismus als der einzigen staatbildenden und dauerbaren Schutzkraft gegen alle demagogischen und revolutionären Irreführungen, wie gegen jede merkantile und materialistische Verödung, Verflachung und Entgeistung des Lebens der Völker.

Bismarck war vor dem sechsundsechziger und auch noch bis zum siebziger Kriege der bestgehaßte Mann in Deutschland, und er wurde danach der bestgeliebte, als er die Deutschen zur Einheit im neuen

Reiche geführt hatte. Bismarck aber war die ideale Verkörperung des preußischen Monarchismus und deutschen Militarismus in seiner gemilderten Form. Er war nicht bloß der schneidige draufgängerische preußische Junker, sondern der überlegte Staatsmann, der nach der Niederwerfung Österreichs bei Königgrätz sein energisches Halt gebot, während die Militärpartei auf Wien marschieren wollte. Schon im Jahre 1858 tat Bismarck dem Abgeordneten v. Unruh gegenüber die Äußerung: „So viel steht fest, Preußen ist vollständig isoliert, und es gibt nur einen Alliierten für Preußen, wenn es denselben zu erwerben und behandeln verstünde: das deutsche Volk!" Diesen Bismarck gilt es den neutralen Völkern germanischer Rasse zu zeigen, um sie mit dem deutschen Militarismus auszusöhnen. Wie Bismarck durch „moralische Eroberungen" die übrigen Bundesstaaten für die preußische Staatsidee gewinnen wollte, so müssen wir die Glieder des germanischen Völkervereins davon überzeugen, daß sie nur in einem sieghaften, unerschütterlich starken und unüberwindbaren Deutschland die sichere Gewähr für ihre staatliche Selbständigkeit und nationale Freiheit finden, anders aber unfehlbar zu bloßen Vasallenstaaten Rußlands, Englands und Frankreichs herabsinken werden. In Skandinavien hat man bereits seit langem erkannt, daß die moskowitischen Ausdehnungs- und Eroberungsgelüste, welche sich zunächst auf Schweden und den Norden Norwegens erstrecken (den eisfreien Hafen Narvick bei den Lofoten!), allein durch den Widerstand Deutschlands in Schach gehalten werden können und ein geschwächtes Rußland, das sich solche Gelüste auf die skandinavischen Länder versagen muß, allein von einem herrscherlichen Deutschland als Vormacht in Europa zu schaffen und in seinen Schranken zu halten ist. Andererseits würden Norwegen und Dänemark, besonders aber das unmittelbar benachbarte Holland durch das Erliegen und die Schwächung des deutschen Reichs sich widerstandslos in das Schicksal von Vasallenstaaten Englands ergeben müssen. Nur durch die starke Rückendeckung, welche sie an der Zentralmacht Europas finden, können sie sich in ihrer Unabhängigkeit behaupten. Nicht anders würde die Schweiz infolge eines Sieges des Dreiverbands unrettbar zum Vasallenstaat Frankreichs herabsinken. Einzig der Rückhalt an einem unbesiegten und unbesiegbaren deutschen Reich vermag alle diese Völker germanischer Rasse in

13*

ihrer nationalen Unabhängigkeit zu erhalten. In Anerkennung dieser Stütze und Rettung, welche Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland und die Schweiz an dem deutschen Reiche finden, könnten diese Länder aber nach dem vollendeten Siege unserer Waffen, der mit so ungeheuren Opfern an Menschenkräften wie an Material und Gut erkauft werden mußte, während die neutralen germanischen Mächte inzwischen ihren Volksbestand wie den Nationalbesitz in Sicherheit zu wahren vermochten, freund- und freiwillig für das Interesse der gemeinsamen Sache dadurch noch stärker wirken, indem sie einem germanischen Bunde mit Deutschland als Vormacht beiträten, wie einst die deutschen Bundesstaaten nach langem Widerstand und blutigen Kämpfen sich mit Preußen als Vormacht zum deutschen Bundesstaat zusammengefunden und schließlich zum deutschen Reich vereinigt haben, das die Sache der germanischen Welt in diesem gegenwärtigen Kriege von 1914 so kraftvoll zu führen weiß. Es ist ein Kampf um das Schicksal aller germanischen Völker, das wir durch unser Blut besiegeln, während es die anderen keinen Tropfen Blut kostet. Welche ungeheuren, kaum geahnten sittlichen, ethischen und geistigen Kräfte noch im deutschen Volke schlummern, hat dieser Krieg erst voll an den Tag gebracht. Dieser unwiderstehlichen und unüberwindlichen Mächte der Aufartung, Kraftentfaltung und Emporgestaltung aber werden die neutralen germanischen Völker mit teilhaftig werden, wenn sie aus ihrer unfruchtbaren Vereinzelung heraustreten, die sie bei ihren schwachen Mitteln und Kräften nur zur Beute jeder weiteren Vergewaltigung durch die feindlichen Großmächte machen muß. Darum wollen sie sich zu ihrer eigenen Sicherstellung dem germanischen Bunde unter deutscher Führung der Zentralmächte anschließen, in dessen Rahmen sie erst zur rechten Leistungsfähigkeit und Entfaltung ihrer nationalen Kräfte werden gelangen können, wie zur aufartenden Erstarkung ihres Volkstums, gleichwie die verschiedenen deutschen Stämme erst im Rahmen der deutschen Reichseinheit voll aufzuleben begannen in Handel und Wandel, in Wirtschaft und Technik, an nationaler Volkserziehung und Lebensgestaltung, ohne darüber ihre nationale Selbständigkeit einzubüßen.

XXIII.
An Italien
von Prof. Dr. Josef Kohler:

Italiener! Wenn ich das Wort schreibe, denke ich an so viele meiner Freunde jenseits der Alpen! Ich weiß, wie manche dort wohnen, die ich kenne, wie manche, die mich lieben; hat doch auch niemand euch und euer Land mehr geliebt als ich. Aber nicht ich bin es, es ist die ganze deutsche Nation, die mit mir einmütig ist in dem Rufe: Seid und bleibt unsere Freunde! Laßt euch nicht umgarnen von den Schlangen der Verführung, laßt euch nicht umfangen von denjenigen, die mit dem einen Zeichen siegen wollen, mit dem Zeichen der Lüge und der hinterlistigen Verleumdung!

Ihr habt mit uns die bange Woche erlebt, in der sich der Rhythmus der Weltgeschichte abgespielt hat, gewaltig wie eine rhythmische Sinfonie unseres großen Beethoven. Die Woche, in der unser Kaiser mit allem Eifer, den ihr an ihm kennt, bestrebt war, eine Verständigung der Völker herzustellen, bis uns der Überfall Rußlands klar wurde und wir mit grauenvoller Sicherheit erkannten, daß es möglich sei, daß ein Staat durch seine Minister ehrenwörtlich ableugnen ließ, was längst beschlossene Sache war, nämlich die Mobilisierung der gesamten russischen Truppenschar gegen uns Deutsche! Ihr wißt, wie wir Frankreich die Neutralität angeboten haben, und wie die Franzosen unser Angebot damit beantworteten, daß sie Truppen über die Grenze schickten gegen alles längst durch die Haager Konvention bestätigte Völkerrecht. Ihr wißt, wie darauf jenes Albion, dessen Epitheton ornans ich nicht wiederholen möchte, uns den Krieg erklärt hat, angeblich wegen Neutralitätsverletzung Belgiens, in der Tat aber, weil es abgekartete Sache war, uns zu umkreisen und von allen Seiten anzugreifen. Ihr seid die scharfsinnigen Italiener und wißt, wie elend der englische Vorwand war: wir Deutschen wollten nichts von Belgien, wir wollten nur unsere Truppen durchziehen lassen, wie durch Luxemburg, wir wollten es, weil wir wußten, daß es nicht nur eine geplante, sondern eine bereits begonnene Sache war, daß Frankreich durch Belgien hindurch unser Gebiet

überschwemmen und England sie von Antwerpen aus unterstützen wollte. Wenn wir hier das Präveniere spielten, so taten wir nur, was eure großen Juristen von jeher gelehrt haben: Vim vi repellere licet (Gewalt mit Gewalt abzuwehren ist erlaubt).

Und dieses Albion, das sich nicht entblödet hat, im Namen der Kultur sich nicht nur gegen uns mit dem Zarenreiche zu verbünden, sondern mit einem ostasiatischen Staat gegen uns zu liebäugeln, der einst alle seine Kultur, all seinen Fortschritt uns verdankte, und der nun in einem infamen Aktenstück gezeigt hat, daß er seine ostasiatische Roheit nicht einmal mit einigen Fetzen anständiger Diplomatie zu umkleiden vermochte!

Das wißt ihr! Aber das ahnt ihr kaum, wie groß das Lügengewebe ist, mit dem man euch zu umgarnen suchte, denn die Wahrheit über das Deutschland von heute habt ihr kaum vernommen; so sehr hat euch die lügenhafte Presse Frankreichs und Englands heimgesucht. Was hat man behauptet! Daß Uneinigkeit unter den deutschen Brüdern herrsche, daß Süddeutschland sich vom Norden loslösen wolle, daß die Sozialisten sich dem Krieg entziehen wollten! Wer die jetzigen Verhältnisse in Deutschland kennt, dem muß die Zornesröte aufsteigen ob derartiger Niedertracht, die es wagt, uns in unserer heiligen Stunde zu verleumden, als Deutschland sich wie ein Mann erhob; kein Parteimann, keine Spaltung war mehr zu sehen, sondern ein einiges Volk von unten bis oben, vom Bodensee bis zur Nord- und Ostsee, von den Vogesen bis in die fernsten Gebiete Ostpreußens. Wie über eine Million von Jünglingen und Männern sich freiwillig zu den Waffen meldeten, wie in dem Moment der Krise sich alles einte, um die Gefahr zu beschwören, die dem wirtschaftlichen Krieg infolge der unerhörten Anstrengung unserer Kräfte drohte! Wie noch heute sich alles nur um unsern Kaiser und um die geniale Kriegsführung schart und im Innern alles bedacht ist, jedem zu helfen, der in der gewaltigen Erschütterung des Volkswesens notleiden könnte — diese Nation hat man zu verleumden, ihr kleinlichen Zwist und volksverräterischen Hader anzuschwärzen getraut.

Und was ist gelogen worden von angeblichen Siegen unserer Gegner

und angeblicher Niederlage Deutschlands, als ob unsere deutsche Kriegsflotte vernichtet sei, als ob die Franzosen in einem Vorstoß bis zum Rhein gelangt wären und in das Herz Deutschlands eindringen könnten, als ob wir in Belgien Schlachten verloren hätten, als ob Lüttich noch nicht in unseren Händen sei, dessen Forts wir alle erobert oder niedergeschossen haben. Englische Zeitungen haben auch behauptet, es seien in einer Schlacht Hunderttausende von Deutschen gefallen, so daß die Soldaten auf Leitern über einen Berg von Leichen kriechen mußten, und alles das und ähnliche Albernheiten wurden geglaubt! Und jetzt, nachdem Lüttich so fest in unserem Besitz, Brüssel in unseren Händen ist und die Belgier ihre Regierung verwünschen, die sie bisher durch falsche Nachrichten hingehalten hatte, jetzt, nachdem die Franzosen bei Mülhausen mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen, nachdem die großen Schlachten bei Metz und Longwy geschlagen sind, die siegreichsten Schlachten aller Zeiten, jetzt, nachdem selbst die französische Heeresleitung die Niederlage nicht mehr bemänteln kann, jetzt beginnt die Wahrheit zu dämmern, und wie ein erschreckendes Gespenst steht sie vor unseren Feinden und Widersachern! Aber wochenlang hat eine lügnerische Presse die Neutralen bearbeitet, um sie uns abspenstig zu machen und auf die Seite der Gegner zu schleppen. Lügen weichen bald, aber sie haben zuweilen eine ungeheure suggestive Wirkung. Da erheben wir unsere Stimme: Laßt diese Lügen zuschanden werden und haltet euch fern von denen, die durch solche Niedertracht euch zu betören und zu gängeln suchten.

Die Berichte unseres Generalstabes haben stets die reinste und unverhüllte Wahrheit gebracht, nichts beschönigt und nichts verheimlicht. Sie haben es getan in schlichter Einfachheit, ohne allen rhetorischen Aufputz, ohne alle Schminke und ohne allen Bombast französisch-englischen Floskelwesens, sie werden es ferner tun. Ihnen könnt ihr vertrauen, und ihr Ton muß euch doch sympathisch sein, euch, die ihr in den Gefilden jener Großen lebt, aus denen einst einer der größten Söhne Italiens hervorging, der vor Jahrhunderten das bellum gallicum schrieb, ein klassisches Werk für alle Zeiten. Findet ihr nicht in diesen Berichten des Generalstabes den großen Zug, den antiken weltgeschichtlichen Typus und jene Vornehmheit, welche die Phrasen verschmäht,

weil die Wirklichkeit so groß ist, daß sie durch jede Phrase verkleinert und verunstaltet würde?

Manche Ideale haben uns die letzten Wochen genommen. Wir glaubten an eine Verbrüderung der Völker in einheitlichen Kulturbestrebungen; wir mußten jetzt sehen, wie unter Albions Führung ein Kampf begann, um diejenige Macht zu verkleinern, die der Menschheit so unendlich vieles der wahren Kultur gegeben hat, das große Deutschland — das Deutschland, das man so lange dulden wollte, wie es in Kunst, Poesie, Musik, Philosophie, Wissenschaft an der Spitze der Völker stand, das man aber nicht mehr dulden wollte, als es ein politischer Faktor ersten Ranges wurde, als es seine Industrie entwickelte, die England aus dem Felde schlug, und einen Handel, der uns mit dem Brudervolk der Vereinigten Staaten in die nächste Verbindung brachte. Die Weltmacht Deutschlands wollte man nicht dulden, diese neidete man uns! Daß eine so engherzige Seelenstimmung in der Völkerpsychologie noch heute einen so großen Nachhall erregen konnte, das ist uns doppelt und dreifach schmerzlich gewesen; denn wir glaubten an ein friedliches Zusammenwirken aller Völker, worin eines das andere ergänzt in gemeinsamer Kulturarbeit, und jetzt sehen wir in unseren Gegnern nichts als Neid, Mißgunst, Eigensucht und ein elendes Ränkespiel, das sich mit dem Schein von Recht und Kultur umkleiden will. Mag es sein, wir werden uns mit diesen neuen Verhältnissen abfinden; aber der neue Schmerz soll uns erspart bleiben, daß das Schicksal uns auch noch mit dem Lande entzweien sollte, in dessen Gefilden wir so oft und so innig das Gefühl echter Schönheit genossen und in dessen Geschichte wir die Züge erhabenster Größe verehrten, mit dem Volk, dessen jetziges Aufblühen mit unserem ganzen deutschen Wesen so innig verknüpft ist, dem Volk, mit dem wir in wissenschaftlichem Austausch lebten wie mit keinem anderen; denn nirgends wurden wir so verstanden wie bei euch, aber auch niemand hat euch so verstanden, niemand sich so sehr in euer Geistesleben vertieft wie Deutschland, niemand sich mit euch so kongenial gefühlt wie wir; denn lombardisches und schwäbisch-deutsches Blut ist ein und dasselbe.

Und jetzt, wo wir uns rüsten, das Todesjahr des Größten eurer Großen zu feiern, der wie kein anderer als Abschluß der mittelalterlichen Kultur

die Neuzeit eingeleitet hat, jenes Größten, in dessen Wahrheitsliebe, in dessen sittlichem Ernst, in dessen erhabenem dichterischen Geist wir alle schwelgen, da sollt auch ihr als Freunde jener Nation gedenken, die wie keine andere mit euch den Dichter verehrt und sein Verständnis gefördert hat, so daß wir ihn fast den unsrigen nennen können. Der Nation Dantes rufe ich zu: Seid unsere Freunde und bleibt unsere Freunde!

XXIV.
Die Einheit der germanischen und italienischen Kultur von Ludwig Woltmann:

Den anthropologischen und ideellen Spuren der germanischen Stämme in den romanischen Ländern nachzugehen, ist eine ebenso schwierige wie reizvolle Aufgabe. Bisher hat man wohl die Meinung gehabt, daß in die mittelalterlichen Staatseinrichtungen und in die Sprachen der Romanen germanische Elemente eingedrungen sind; man gibt auch zu, daß die entartete Römerwelt durch die germanische Rasse aufgefrischt oder verjüngt wurde, ohne freilich näher darüber nachzudenken, wie eine solche Auffrischung und Verjüngung physiologisch vor sich geht; aber daß die geistige Wiedergeburt dieser Völker den Germanen verdankt wird, und daß die meisten ihrer genialen Männer von ihnen abstammen, diese Erkenntnis will sich nur langsam Bahn brechen und begegnet den sonderbarsten Vorurteilen, die der Unwissenheit und nicht selten dem mangelnden guten Willen zur Wahrheit entspringen.
Die Ergebnisse der vorliegenden Forschungen über den Einfluß der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs*) dürften diesen Vorurteilen den letzten Stoß versetzen. Aber diese Ergebnisse stehen nicht vereinzelt da. Aus denselben anthropologischen Wurzeln ist auch die Wiedergeburt Italiens und Spaniens hervorgewachsen. Und wenn wir in allen drei romanischen Ländern dieselben Kräfte wirksam sehen, dürfte damit die weltgeschichtliche Bedeutung der germanischen Rasse so sicher begründet sein, daß an der Wahrheit dieser Theorie nicht mehr gezweifelt werden kann.
Unwiderleglich sind die Tatsachen, die aus der Geschichte Italiens für diese Auffassung erbracht werden können. Wie ich in meinem Werk über „Die Germanen und die Renaissance in Italien"**) gezeigt habe,

*) Vgl. Ludwig Woltmann: „Die Germanen in Frankreich" (Eugen Diederichs, Jena).
**) „Die Germanen und die Renaissance in Italien". Mit über 100 Bildnissen berühmter Italiener. Leipzig 1905.

kann für dieses Land in ähnlicher Weise wie für Gallien der Nachweis geführt werden, daß der Untergang der römischen Macht und Kultur seine wesentliche Ursache in dem Aussterben der großgewachsenen blonden Menschen hatte. Schon Cäsar erwähnt mehrfach die geringe Körpergröße der Römer, die „brevitas Romanorum", im Vergleich mit den Galliern, welche indes zu jener Zeit, wie gezeigt wurde, schon weniger groß und blond als die Germanen waren. In der Kaiserzeit war das Militärmaß bis auf 1,48 m gesunken und das blonde Haar verschwunden, wie das Beispiel des Kaisers Majorianus zeigt, von dem Procop berichtet, daß sein Haupthaar „bei allen Menschen berühmt war, weil es blond war", und wie die zur Kaiserzeit von den Frauen geübte Mode beweist, sich das Haar blond zu färben. Überhaupt beschreibt Tacitus und mehr noch Procop und Ammian das körperliche Aussehen der Germanen, ihre hohe Gestalt und die blonden Haare mit dem Gefühl der Bewunderung und dem Eindruck des Fremdartigen, sodaß zu ihrer Zeit die reinen und unvermischten Merkmale der nordischen Rasse in Italien fast unbekannt gewesen sein müssen.

Mit dem Eindringen der Germanen begann eine anthropologische Umwandlung der italienischen Bevölkerung. Schon unter Cäsar, mehr noch unter Augustus gab es Germanen im römischen Heer. Dies nahm im 3. bis 5. Jahrhundert allmählich so sehr zu, daß die meisten Heeresabteilungen und ihre Anführer germanischer Abkunft waren. Seit Marcus Aurelius wurden mehrere Male ganze Völkerschaften als Kolonen in verödeten Gegenden Oberitaliens angesiedelt. Dann folgte die Eroberung durch die Heruler, Goten, Langobarden, Franken und Normannen. Aus den Nachrichten des Procop können einwandfreie Beweise erbracht werden, daß die Goten in ihrer Mehrzahl nicht aus Italien vertrieben wurden oder untergegangen sind, wie man gewöhnlich annimmt, sondern daß sie sich namentlich in Toskana erhalten haben. Die Langobarden verbreiteten sich bis ins spätere Mittelalter von Norden her einzeln oder in Gruppen über ganz Italien bis nach Sizilien. Die Römerzüge der deutschen Kaiser brachten außerdem fränkische, sächsische und schwäbische Krieger und Edelleute nach Italien, von denen nicht wenige dort blieben und den Grund zu manchen berühmten italienischen Familien legten.

Die Germanen schufen in Italien einen neuen Herrenstand. Sie waren die Eroberer, die Kriegerkaste, die Besitzer des größeren Teiles von Grund und Boden. Schon früh sehen wir in Militär- und Staatsstellen germanische Konsuln, Patrizier, Kaiser und — Päpste: Stilicho, Arbogast, Ricimer, Belisar und Papst Pelagius II. (578—599), der gotischen Ursprungs war. Er war der Vorgänger Leos, des letzten Römers auf dem Stuhle Petri, des letzten großen Römers aus altem Geschlecht, dessen die Geschichte gedenkt. Wie früh schon die Bevölkerung der Stadt Rom von germanischen Einwanderern durchsetzt war, ersieht man aus den Konsularlisten in der Chronik des Bischofs Marius Aventicensis. Hier treten schon im 5. Jahrhundert germanische Namen auf, und zwar 456 Consul Ricimer, 460 Dagalaifus, 467 Ermanrica, 470 Illone, Theodorico, 475 Jordano, 489 Albino, 500 Theudoro, Ariobinda, 535 Belisar. Nach der Vernichtung der Gotenherrschaft durch die Byzantiner treten die germanischen Namen in Rom zurück; griechische Namen treten in den Vordergrund, während im 8. Jahrhundert, nach dem Einfall der Langobarden, die germanischen Namen wieder zunehmen und Papsttum und Senat in germanische Hände übergehen.

Die Germanen legten den Grund zum feudalen Adel und städtischen Patriziat, dem Träger und Erzeuger der italienischen Kultur des Mittelalters. Von sehr vielen Adelsfamilien wissen wir, daß sie nach langobardischem, fränkischem, sächsischem oder normannischem Recht lebten. Langobardischen Ursprungs waren z. B. die Este, Pallavicini, Trevisani, Malaspina, Massa, Trinci, Candiani, Collalto, Pio da Carpi, Conti della Gherardesca, Ottoni da Matelico, Guadagni, Ricasoli, Passerini, Manfredi; fränkische Vorfahren hatten die Alberti, Grimaldi, Cantelmi, Berardenga; salischer Abstammung waren die Camposampieri, normannischer die Filangieri. Andere sind aus Deutschland eingewandert, wie die Chiaramonti, Sclafani, Cornari (ursprünglich Corner = Körner), Mansi, Roncioni, Altemps, Ordelaffi, Pallavicini, Lotteringhi, Montefeltro, Gambara, Adorno, Guidi, Smeducci, Riccardi. Von zahlreichen Adelsfamilien zeigen die erhaltenen Porträts, daß sie den blonden Typus besaßen, wie die Sforza, Bentivoglia, Altoviti, Panciatichi, Ricasoli, Brignole, Spinola, Este, Colonna, Sanvitale, Corsini,

Strozzi, Barberini, Pico, Della Rovere, Rospigliosi, Gonzaga, Capello, Malatesta, Farnese und viele andere.
Bei dem Vorherrschen des blonden Typus in der kulturtragenden Schicht der Bevölkerung ist es daher nicht zu verwundern, daß in der Poesie der Trovatori, in den Werken Dantes und Petrarcas der blonde Mensch das Ideal physischer Schönheit darstellt, und daß die ganze Malerei des Mittelalters und der Frührenaissance von demselben künstlerischen Empfinden beseelt ist.
Der Einfluß der germanischen Sprache zeigt sich namentlich in dem starken Überwiegen ihrer Personennamen. Auch gibt es in Italien eine nach Hunderten zählende Menge germanischer Ortsnamen, von Kastellen, Dörfern und Weilern, meist in Norditalien, aber auch in Mittel- und Süditalien. Der Merkwürdigkeit halber erwähne ich nur, daß der Name der fruchtbaren Brianza zwischen Como und Mailand nichts ist als grm. Branda, dsch. Brandt, fr. Briand, und daß die berühmte Brera in Mailand ihren Namen von dem „Brachland" hat, auf welchem der Palast erbaut wurde.
Natürlich kann der germanische Personenname allein über die Rassenabstammung nichts besagen, aber die anthropologische Untersuchung des physischen Typus stellt unzweifelhaft fest, daß die meisten großen Genies Italiens germanischer Abkunft sind. Dem blonden Typus gehörten an: Giotto, Dante, Donatello, Masaccio, Leonardo, Raffael, Botticelli, Tizian, Galilei, Tasso, Columbus, von den neueren Morgagni, Alfieri, Volta, Foscolo, Leopardi, Garibaldi, Cavour, Bellini, Rossini, Donizetti, Canova, Manzoni, während nur wenige einen Mischtypus zeigen, wie Michelangelo, Ariosto, Machiavelli, Palestrina, Verdi.
Für die Familien einzelner genialer Männer ist sogar ihre germanische Herkunft genealogisch bezeugt: Michelangelo, Vallisneri, Mirandola, Aquino waren langobardischer, Tasso burgundischer, Alberti fränkischer, Telesio schwäbischer, Bruno sächsischer, Cavour deutscher, Filangieri normannischer Herkunft.
In meiner Arbeit über Italien habe ich den physischen Typus der berühmten Italiener auf Grund von umfangreichen Forschungen nach Bildnissen und Lebensbeschreibungen im einzelnen geschildert. Hier kann nur das allgemeine Ergebnis meiner Studien über die Anthropologie

des italienischen Genies wiedergegeben werden. Nach dem gegenwärtigen Stande meiner Forschungen verteilen sich die anthropologischen Merkmale bei den italienischen Genies in folgender Weise: 1. Fast alle sind von Gestalt groß oder mittelgroß. Beispiele von Großgewachsenen sind Petrarca, Boccaccio, Tasso, Columbus, Galilei, Leonardo, Tizian, Ariosto, Verdi, Volta, Rossini, Segantini; mittelgroß sind Dante, Machiavelli, Garibaldi; unter mittelgroß nur sehr wenige: Raffael, Mazzini, Mercadante. 2. Die meisten haben weiße oder rosig-weiße Haut, nur sehr wenige einen braunen Teint. 3. Helle Augen haben etwa 105, mischfarbene 6 und braune 18 Personen. 4. Blonde Haare wurden festgestellt bei etwa 75, mischfarbene, d. h. braune verschiedenen Grades oder kombiniert aus dunkel und blond, bei 25 und schwarze bei 15 Personen.

Aus dieser Statistik ergibt sich ein unbestreitbares Überwiegen der nordisch-germanischen Rassenmerkmale. Die Kombination von schwarzen Haaren und braunen Augen findet sich höchstens bei 10 Personen (darunter Verrocchio, Ariosto, Lorenzo, Vico, Bernini, Malpighi, Romano, Cherubini, Mazzini), während die Kombination von schwarzen Haaren, braunen Augen, braunem Teint nur bei Mazzini und Bernini festgestellt werden kann; doch war des ersteren Haut so aufgehellt, daß die Wangen ein frisches Rot zeigten, und Bernini hatte eine hohe Gestalt, die ein Erbteil nordischer Rasse sein könnte. Hierhin gehört vielleicht auch Verrocchio, der den Eindruck des homo alpinus macht.

Bemerkenswert ist, daß unter 23 großen Männern des neuen Italien, deren Haarfarbe bisher festgestellt werden konnte, 14 blonde, 7 braune und nur 2 schwarze Haare gehabt haben. Blond sind Cavour, Garibaldi, D'Azeglio, Alfieri, Foscolo, Aleardi, Filangieri, Mamiani, Gioberti, Troya, Volta, Rossini, Donizetti, Bellini; braunhaarig Guerrazzi, Manzoni, Leopardi, Rosmini, Canova (oder dunkelblond?), Spontini, Verdi; schwarzhaarig Cherubini und Mazzini. Helle Augen haben: Cavour, D'Azeglio, Foscolo, Manzoni, Leopardi, Aleardi, Filangieri, Rosmini, Mamiani, Gioberti, Troya, Galvani, Volta, Appiani, Canova, Rossini, Donizetti, Bellini, Mercadante, Viotti, Piccini, Crispi; mischfarbene Augen: Garibaldi, Verdi; braune Augen: Mazzini, Cherubini, Spontini, Cimarosa.

Es sind unter ihnen also 61 Prozent Blonde, während die Bevölkerung Italiens gegenwärtig nur 7,5 Prozent Blonde hat oder vielmehr nur 3 Prozent unter den Erwachsenen, da jene Zahl aus Rekrutierungsstatistiken, also von etwa zwanzig Jahre alten Jünglingen herrührt, nach den Untersuchungen von Pfitzner aber die endgültige Haarfarbe erst um das vierzigste Lebensjahr eintritt und die Zahl der Blonden in diesem Zeitraume um mehr als die Hälfte zurückgeht.

Wenn man den Geburtsort der 200 berühmtesten Italiener feststellt, deren Typus untersucht wurde, ergibt eine statistische Übersicht, daß in Norditalien und im oberen Mittelitalien, also in den Gebieten, wo die Germanen sich am dichtesten niedergelassen haben und heute noch die anthropologischen Merkmale dieser Rasse am häufigsten sind, auch die meisten Genies geboren wurden. Diese statistische Untersuchung bekräftigt aufs deutlichste den Beweis, den die Feststellung der individuellen Rassetypen erbracht hat. Es liegt also in Italien eine ähnliche ursächliche Beziehung zwischen anthropologischer Struktur und Genieproduktion vor, wie sie durch die statistischen Karten Odins für Frankreich nachgewiesen wurde.

Bemerkenswert ist, daß Toskana, der Mittelpunkt der italienischen Renaissance, seit 300 Jahren fast gar keine großen Männer mehr hervorgebracht hat, ein deutliches Zeichen von Rassenerschöpfung infolge der intensiven Kultur und Genieproduktion in der vorhergehenden Epoche. Die an blonder Rasse noch reichen Provinzen Venetien, Piemont, Lombardei haben das neue Italien geschaffen und fast alle großen Männer der letzten 150 Jahre hervorgebracht, die — was nicht weniger bemerkenswert ist — zum größten Teil der blonden Rasse angehören. Auf den nördlichen Provinzen beruht die Gegenwart und Zukunft italienischer Kraft und Größe.

* * *

Zu den vorstehenden grundlegenden Ausführungen sei folgendes ergänzend bemerkt:

Wilhelm Dilthey, der berühmte verstorbene Professor der Philosophie an der Berliner Universität, hat in seinen Aufsätzen im „Archiv für Geschichte der Philosophie" (Bd. IV, V, VI, VII und XIII), aus-

gehend von der Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert, die Ausbildung des natürlichen Systems der Geisteswissenschaften, der Autonomie des Denkens, des konstruktiven Rationalismus und des pantheistischen Monismus dargelegt. Diese Abhandlungen bilden zusammenhängende Untersuchungen über die universalgeschichtlichen Wirkungen der italienischen Renaissance und ergänzen so das Werk von Jacob Burckhardt über „Die Kultur der Renaissance in Italien"*). Die Grundlage dieser Entwicklung bilden die naturwissenschaftlichen Entdeckungen des Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton. Hier ist nun von W. Dilthey, von A. Riehl (z. B. in seiner „Einführung in die Philosophie der Gegenwart" und in seinem Vortrag „Humanistische Ziele des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts") und vom Herausgeber (vgl. die Ausführungen in seinem „Giordano Bruno — Goethe und das Christusproblem") nachgewiesen worden, daß die auf den Entdeckungen der modernen Naturwissenschaften beruhende Wandlung unserer Weltanschauung von der geozentrisch-theistischen zur heliozentrisch-pantheistischen Betrachtungsweise nur möglich war durch Zurückgehen auf das ursprünglich reine Griechentum, wie es sich in der griechischen Philosophie spiegelt und in der italienischen Renaissance weiter gebildet wurde: Dilthey weist die stoischen Einflüsse in der Philosophie Giordano Brunos nach, Riehl zeigt, daß die Methode Galileis, auf die sich die gesamte weitere Entwicklung der wissenschaftlichen Philosophie und der Naturwissenschaften aufbaut, die Platons ist; der Herausgeber hebt nicht bloß die Beeinflussung Goethes, sondern auch die Abhängigkeit der Philosophen Spinoza und Leibniz von der Philosophie Giordano Brunos und dem Neuplatonismus hervor**).

---

*) Vgl. auch Wilhelm Dilthey: „Das Erlebnis und die Dichtung" (Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin) und seine „Einleitung in die Geisteswissenschaft" sowie sein „Leben Schleiermachers".

**) Vgl. auch Karl Joel: „Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Geiste der Mystik" (Jena, bei Eugen Diederichs); Arthur Liebert: „Monismus und Renaissance" in: „Der Monismus", Band II (Jena, bei Eugen Diederichs); Elisabeth Rotten: „Goethes Urphänomen und die platonische Idee" (Gießen, bei Alfred Töpelmann). Vgl. ferner Dr. Georg Wrassiwanopulos (Braschowanoff): „Richard Wagner und die Antike" und „Von Olympia nach Bayreuth" (Xenien-Verlag, Leipzig).

XXV.
Fürst Bülow und Italien
von Heinrich Lambert:

Die italienische Frage wird in dieser Zeit von allen Seiten auf das lebhafteste erörtert. Man hält das Eingreifen Italiens für oder gegen den Dreiverband geradezu für entscheidend, und manchem ist das augenblickliche Verhalten dieses Staates kaum begreiflich. Nun hofft man im allgemeinen, daß alle die hieraus entstehenden widerstreitenden Meinungen mit der Berufung des Fürsten Bülow nach Italien ihre Klärung finden werden.

Es braucht nicht versichert zu werden, daß dies so ohne weiteres kaum der Fall sein dürfte. Bei sachlicher Prüfung, d. h. bei Aufstellung der richtigen Voraussetzungen und der daraus zu folgernden Schlüsse kommt man zu vielfach abweichenden Resultaten. Wenn auch die italienische Frage sehr verwickelt erscheint, so ist sie doch in ihren Grundlagen völlig klar, und auch ihre Lösung kann nur eine einzige sein, ebenso wie die Mission des Fürsten Bülow nur diese eine Lösung zum Ziele haben kann. Allerdings hängt der Erfolg davon ab, inwieweit das Situationsbewußtsein und die Denkkraft Italiens ausreicht, den rechten Weg zu erkennen. Darin liegt keine Unterschätzung der italienischen Frage und des italienischen Geistes, es wird nicht verkannt, daß es unendlich schwer für Italien ist, den richtigen Schritt zu finden und zu tun: die endgültige Nutzung der deutschen und italienischen Arbeit, die schon lange dem einzig möglichen Ziele entgegenstrebt, zustande zu bringen, so daß die wahre Notwendigkeit zu ihrem Rechte kommt, ist nunmehr die Aufgabe Fürst Bülows. Alles weitere hängt in natürlicher Folge von der Macht der gegebenen Verhältnisse ab, und es hieße die notwendigen Voraussetzungen übersehen, wenn man diesen letzteren so entscheidenden Moment unbeachtet ließe. Der unklare Politiker charakterisiert sich durch das Fehlen furchtloser In-die-Augenfassung der politischen Probleme in ihrer ganzen Realität: er macht sich nicht genügend klar, daß sich politische und kulturelle Verschiebungen, daß sich die Fortschritte in der Entwicklung eines Volkes nicht so einfach auf Grund logischer,

wissenschaftlich erkennbarer Gesetze vollziehen, sondern in der überwiegenden Zahl der Fälle eine Summe von vielfach ungenügend beachteten Imponderabilien mit zur Ursache haben. Oft erweisen sich die verschiedenartigen äußeren und inneren Zustände eines Volkes und unzählige zumeist vorher schwer in Berechnung zu ziehende Zufälligkeiten in ihrem Zusammenwirken plötzlich stärker als a priori als feststehend erachtete innere Gesetze, und an ihnen schlagen die Bestrebungen des Politikers oder Diplomaten fehl, der nicht mit ihnen rechnete, wenngleich er vielleicht im Grunde einen vollständigen richtigen Grundsatz verfolgte und die von ihm ins Auge gefaßten Gesetze sich tatsächlich später durchsetzen.

Das heißt also: es ist nicht immer im voraus mit Bestimmtheit festzustellen, wann ein erkanntes Gesetz sich erfüllt, denn die Erfüllung hat zur notwendigen Voraussetzung, daß das Gesetz begriffen wird und als inneres Gesetz den Menschen zum Bewußtsein kommt. Diese Erkenntnis kann auch in unserer Zeit leider immer noch durch tausend Kleinigkeiten vereitelt werden. Darum erfüllen sich so viele politische Voraussagungen nicht, darum werden mühevolle Vorarbeiten oft hinfällig. Aber es wird darum auch noch keineswegs jede politische Theorie überflüssig. Nur hat die Vernachlässigung der erwähnten, oft unwägbaren Nebenumstände drei gefährliche Konsequenzen: erstens die Einseitigkeit, welche politischen Problemen nicht die genügende Toleranz zubilligt; ferner die Verbreitung schädlicher Stimmungen, die aus schlechten Informationen und daraus folgender Verständnislosigkeit den wahren Ursachen gegenüber entstehen; und endlich das Versäumen des günstigen Augenblickes zum rechtzeitigen Eingreifen, das ungeachtet aller Schwierigkeiten gegebenenfalls gewaltsam einsetzen müßte.

So besteht wohl zunächst die höchste Kunst und Tüchtigkeit eines Diplomaten und Politikers in der angeborenen, nicht erlernbaren Fähigkeit, den Augenblick zu fühlen und ihn in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen, Möglichkeiten für Sekunden in Wirklichkeit von Dauer umzuschmieden, Verhältnisse in ihrem Für und Gegen genau aufrollen zu können und im gegebenen Moment elementare Überzeugungskraft zu besitzen. Der so wirkende Staatsmann und politische Denker handelt mehr in der Gegenwart, als daß er für die Zukunft sorgt, ohne daß

er aber den Blick für sie verliert. Hierdurch schaltet er die Wirkung des Unvorherzusehenden bis auf ein geringes Maß aus, denn er ist der spontanen Situation gewachsen. Gesetze sind jedem scharfdenkenden Politiker begreifbar und erkennbar, jedoch die oft wichtigen eine Situation erklärenden Nebensächlichkeiten sind dem nicht staatlichen oder dem den intimen Staatssorgen ferner stehenden Politikern vielfach nicht alle bekannt oder doch nicht übersehbar.

Wir schicken diese kurze Betrachtung voraus, da sie die Kritik des Lesers, insoweit sie die italienische Frage betrifft, nicht nur zur richtigen Benutzung anregen, sondern weil sie gründlich vor zu voreiligen Urteilen warnen soll. Sie läßt ferner erkennen, daß man von einem Staatslenker und Diplomaten nur das Mögliche verlangen kann, nicht aber die Rettung von etwas Rettungslosem. Sie hilft auch stillschweigend vieles in der Haltung Italiens erklären, was uns eine eingehende kritische Untersuchung der gesamten Sachlage erspart, die weit über den zur Verfügung gestellten Raum gehen würde.

Italiens Haltung ist begründet und sachlich, wenngleich auch gewagt, sowie durch die Art und Form den oberflächlichen Blick irreführend. Seine Stellungnahme zur Weltlage ergibt sich einerseits aus natürlichen vitalen Gründen und politischen Gegensätzen, die es zu den einzelnen Großmächten hat, wobei wir besonders England und Frankreich meinen. Andererseits bestimmen dynastische Rücksichten, religiöse und rassenpsychologische Momente sowie innere politische Gärungen das Handeln der italienischen Regierung, und wir können und müssen daher nur die Ausführungen des Ministerpräsidenten Salandra als einzigrichtig weil möglich anerkennen.

Haben z. B. auch die großen Einigungs- und Mächtezentralisierungs-Bestrebungen Deutschlands lange vergeblich versucht, sich durchzusetzen, und konnten sie etwa in der Zeit 1867—1870 auch noch zu keiner Verwirklichung gelangen, da, wie es sich nachher herausstellte, der Herr von Beust in dieser Zeit zu wenig die österreichische Politik in deutschem Geiste leitete, so ergab sich doch nicht lange darauf nach dem Kriege 1870/71 die fundamentale Notwendigkeit einer Machtzentralisierung der Herzvölker Europas, die man zunächst durch die Bundesschließung zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn zu er-

4*

reichen glaubte. Auf dem Kremsierer Reichstage erklärte der leitende Minister Fürst Schwarzberg*): Der Weiterbestand Österreichs ist ein deutsches und österreichisches Bedürfnis, und erst wenn die Verbindung des verjüngten Deutschlands mit dem verjüngten Österreich gelungen ist, wird es möglich, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu regeln und zu bestimmen. So hat sich nun eine alte weltgeschichtliche Notwendigkeit, die lange durch Entwicklungs-Komplikationen aufgehalten wurde, doch endlich verwirklicht, als am 7. Oktober 1879 das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn geschlossen wurde. Es zeigten sich vitale Interessen stärker als platonische Ideen und andere Dinge, und bald sehen wir auch die gleiche Erscheinung im Verhältnis zwischen dem Zweibund und Italien als ausschlaggebend auftreten.

Italien ist zwar eine romanische Nation, und als solche gehört ihr Sinn eher zu Frankreich als zu Deutschland und Österreich. Auch finden sich in Italien und Frankreich u. a. analoge politische Stimmungen: Frankreich ist Republik, und ein großer Teil der Bevölkerung Italiens fühlt sehr republikanisch. Dennoch ist Italien aus tiefen Gründen ein monarchischer Staat und wird es noch lange bleiben, was allein schon genügt, einen dauernden Gegensatz zu Frankreich zu erhalten und eine Verbindung mit Deutschland und Österreich zu suchen. Außerdem bildet in diesem Sachverhalt die Kurie einen ganz bedeutsamen streiterhaltenden Faktor, da sie zu Frankreich hält, trotzdem es ihr schwer wurde, sich mit der französischen Demokratie auszusöhnen, während sie in Italien seit der Vernichtung des Kirchenstaates durch das geeinigte Königreich Italien schon im Jahre 1870 vom Piedestal gestürzt ist und seitdem in Rivalität mit der italienischen Regierung lebt. Neben diesen dynastischen, religiösen und rassenpsychologischen Gründen — auf letzteres Moment werden wir noch später zu sprechen kommen — bestehen noch eine Reihe von Faktoren, die Haltung Italiens stärker zu ungunsten des ihm eigentlich näherstehenden Volkes der Franzosen als zu ungunsten Österreichs und Deutschlands zu stimmen.

Es sind das die rein vitalen Interessen. Diese Interessen wird Italien energisch berücksichtigen müssen, wie es dies unter dem Druck der

*) Roth und Merck, Seite 67 ff., zit. Binding, Seite 36, wie Lamprecht in seiner deutschen Geschichte, Seite 22 anführt.

Verhältnisse — wir erinnern an Tunis — um 1883 auch tat, in welchem Jahre der Dreibund zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien zustande kam, der nach zweimaliger Erneuerung bis zum 6. Mai 1915 währt. Italien erwies sich in dieser Zeit also einsichtsvoll. Die Einheit des neuen Reiches wurde erzielt, und wie diese nicht gewonnen ward, ohne daß Rom fast kampflos an Italien als Hauptstadt fiel, so erleichterte Italien vorher die Auseinandersetzungen mit Österreich durch sein preußisches Bündnis. Gerade das letztere Moment dürfte in der augenblicklichen Weltlage von hoffnungsverheißender Wichtigkeit dafür sein, daß Italien im gegebenen Augenblick nicht kleinlich und kurzsichtig sein wird, und Österreich wird ihm sicherlich nicht nachstehen.

Italien ist auf der einen Seite, solange England z. B. Malta besitzt, ein Vasallenstaat Englands, und es würde durch ein Eingreifen zugunsten Deutschlands und Österreichs, sobald es nicht durch die Niederwerfung Großbritanniens von seiten Deutschlands vom englischen Druck befreit wird, in nicht zu leugnende Gefahren kommen. Auf der anderen Seite ermöglichen aber wiederum die vitalen Interessen in keiner Weise Italiens Eingreifen zugunsten des Dreiverbandes. Nicht nur, weil durch eine Schwächung Deutschlands seine Mittelmeermacht gefahrvoll geschmälert würde, wodurch es in einen noch schärferen Gegensatz zu Frankreich kommen müßte, das ebenfalls eine Mittelmeermacht ist, sondern weil auch der Verlust bezw. Nichtbesitz von Tunis, Korsika und Malta für seine Entwicklung von elementarer Bedeutung ist. Weiterhin ist Italien auf die Rückendeckung durch Österreich und Deutschland angewiesen, sobald es einmal in Afrika mit seinen Nachbarn in Streit gerät, welche Möglichkeit nicht allzu problematisch ist.

Diese wenigen Argumente genügen schon völlig, um zu erkennen, daß sich Italien wohl in einer schweren Lage befindet, jedoch nur einen Weg einschlagen kann. Es ist ein Zweifel darüber unmöglich, daß für Italien gerade jetzt der Augenblick gekommen ist, wo es seine von San Giuliano vertretenen imperialistischen Ziele (römisches Kaiserreich italienischer Nation) erreichen und sich zum ersehnten Großitalien entfalten kann, wenn es daran mitwirkt, daß Deutschland und Österreich-Ungarn ihre gerechte Sache gewinnen, neben denen es dann bestehen und die Vormachtstellung im Mittelmeer gewinnen und behaupten würde.

Läßt sich aber Italien in seinen Entschlüssen durch seine unzweckmäßigen Sympathien für Frankreich, das ihm im Grunde doch nur übel gesinnt war und ist, wie sich dies z. B. zuletzt auch im türkisch-italienischen Kriege zeigte, und läßt es sich ferner durch den Einfluß der in streitbringender Richtung arbeitenden Freimaurer in Frankreich und Italien oder durch die bekanntlich unzuverlässigen Versprechungen Englands aufhalten, so ist der Schaden, den Italien dadurch erleiden würde, gar nicht abzusehen, denn nach diesem Kriege wird die Landkarte Europas ein wenig anders aussehen. Auch würde es durch sein zu spätes Eingreifen seine neuromanische Vormachtstellung, um die es mit Frankreich zu kämpfen hat, einbüßen, zumindest aber auf unabsehbare Zeit nicht erwerben können. Dieses große Risiko, das mit einem zu langen Hinziehen der Entschließung einerseits und mit dem völligen Neutralbleiben andererseits verbunden ist, scheint ja nunmehr auch langsam dem italienischen Volke klar zu werden, wie dies ein Teil seiner Presse deutlich erkennen läßt. Wie sehr sich die Regierung einen eventuellen Austritt aus dem Dreibunde zu überlegen hat und überlegt, beweist mit Sicherheit die Rede Giolittis und das, was der Abgeordnete Graziadei im „Journale d' Italia" sagt. So steht Italien vor einem glatten Faktum, das immer überzeugender wird, je mehr man seine Grundlage prüft, und wie sich ein Deutschland resp. Preußen und auch Österreich im Gegensatz zu den anderen Großmächten, wenn es etwas verspricht und wenn es gilt, treu bewährt, das hat sich doch wohl in der Zeit offenbart, da Italien Venetien und die mantuanischen Gebiete wiederbekam. Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die rassenpsychologische Seite der Sachlage, so finden wir wieder die zwingende Notwendigkeit des Eingreifens Italiens sowohl für sich als auch für Deutschland und Österreich.

Wir sind weit davon entfernt, ohne eingehende Untersuchungen diesen gewaltigen Weltkrieg einen Rassenkrieg oder sozialen Krieg usw. zu nennen, doch es kann von allen Ursachen, die den Krieg letzten Grundes veranlaßt haben, durchweg mit Wertbeimessung gesprochen werden. So hat auch das Rassenmoment einen gewaltigen Anteil an diesem Kriege. Es ist der Kampf des Germanentums gegen die panslawistische Idee und deren Verbündete, und hierbei liegt es im un-

bedingten Interesse Italiens, an der Seite des Germanentums mit gegen den Panslawismus zu kämpfen, da er ihm in gleicher Weise nach dem Leben trachtet. Würde Rußland übermäßig vordringen, würde es Konstantinopel nehmen und eine Mittelmeermacht werden, so würde Frankreich und Italien die Seemachtstellung im Mittelmeer schließlich streitig gemacht werden. Jedes Vordringen der moskowitischen Staatsidee wird weiter durch die Erdrückung des Deutschtums die natürliche Gefahr des Neuromanentums. Man denke sich nur, welche Resultate die Kultur, dic dann über die Lande kommt, hätte, die auch eine rassenbiologische Schwächung der anderen Rassen hervorbringen würde, da jede Kultur degeneriert, die unorganisch und als wesensfremd einem anderen Volke aufgedrungen wird, während sie ein krafterhaltender und spendender Faktor ist, so lange sie das essentielle Eigentum eines Volkes bedeutet.

„Der Panslawismus bedroht die italienische Kultur und das italienische Volkstum weit mehr, als Mißgriffe dieses oder jenes Beamten in Südtirol oder Triest", sagte Fürst Bülow kürzlich ganz richtig. —

Nachdem wir so die italienische Frage von verschiedenen Seiten beleuchtet haben, können wir nun die Frage zu beantworten versuchen: Was haben wir von der Berufung Fürst Bülows zum italienischen Botschafter zu erwarten?

Die plötzliche, doch immerhin nicht ganz unerwartete Berufung des Fürsten Bülow auf diesen höchst bedeutsamen Posten ist von der italienischen Presse durchweg freundlich aufgenommen worden, und es vermochten die stichelnden und intrigierenden Bemerkungen der Franzosen und Engländer keinen sonderlichen Widerhall zu finden. Daß der Kaiser, indem er Fürst Bülow nach Italien berief, eine der stärksten diplomatischen Persönlichkeiten, die wir haben, mit den Aufgaben in Italien betraute, führte nun leider anscheinend einen nicht geringen Teil der deutschen Presse zu falschen Überzeugungen, insofern sie anzunehmen schienen, es läge in Italien eine sehr gefahrvolle Situation vor, der nur ein Fürst Bülow gewachsen ist. Zweifellos sind die Aufgaben, die dem Fürsten Bülow heute zu so großer Stunde zufallen, ganz außerordentlich schwierige und bedeutungsvolle, und zweifellos ist auch er allein infolge seines Könnens, seines Vertrauens, das er in Italien genießt,

und auf Grund seiner Beziehungen wohl der richtigste Mann, sie zu bewältigen. Doch es kann von einer im Verzug befindlichen Lage in Italien durchaus keine Rede sein, wie ebensowenig davon, daß selbst ein Fürst Bülow etwas nicht zu Rettendes retten könnte. Wir können vom Fürsten Bülow in jedem Falle nur das äußerst Erreichbare innerhalb der Grenze des Möglichen erwarten. Die Mission Fürst Bülows wird eine genau präzisierte sein, doch dem Außenstehenden kann sie nur in ihren Grundzügen deutlich werden. Die Aufgabe Fürst Bülows wird im wesentlichen die Klärung des italienischen Bewußtseins und die Aufrollung der wahrhaften Sachlage zum Ziele haben. Erreicht er das (und er selbst ist für das, was er sagt, durch sein Prestige das stärkste Argument), so wird die Macht der Verhältnisse das übrige tun. Äußerst wichtig ist auch das Dortsein des Fürsten insofern, als er jede unlautere Hetzerei und raffinierte Beeinflussung von seiten unserer Feinde verhindert oder zumindest die Wirkung derselben aufhebt.

Die Ziele der italienischen Politik können nur in der Neutralität und Kriegsbereitschaft von Heer und Marine, soweit dies für die Verteidigung der Lebensinteressen Italiens in Frage kommt, bestehen, erklärte das italienische Ministerium, und es äußerte ferner, daß der italienischen Regierung durch Notwendigkeiten unmittelbar der Weg vorgeschrieben sei. Mehr ist von den Zielen der italienischen Politik und den Absichten der Regierung nicht bekannt, was ja auch aus begreiflichen Gründen nicht möglich ist. Das letztere trifft nun gleichfalls zu in betreff der Ziele und Absichten des Fürsten Bülow. Es ist aber mehr zu wissen, als wir wissen, auch nicht nötig, da die Mission Fürst Bülows im wesentlichen nur in der zwingenden Darlegung des Sachverhaltes der italienischen Regierung gegenüber und in der *beratenden Miterledigung* der Schwierigkeiten, die Italien in sich selbst hat, bestehen kann. Diese Aufgaben ruhen wahrlich beim Fürsten Bülow in besten Händen.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß Gegensätze, die zwischen Österreich und Italien bestehen, d. h. soweit sie wirklich vorhanden sind, niemals zu Ursachen einer gefährlichen Entzweiung dieser beiden Länder führen werden. Denn dazu ist die augenblickliche Zeit eine zu bedeutsame und entscheidungsschwangere für das Heil des Dreibundes. Auch Italien

wird wissen, was auf dem Spiele steht, und wir sehen schon im Volke, das zunächst den Entschließungen der Regierung die größten Schwierigkeiten entgegensetzte, diese Einsicht dämmern, und wir können bemerken, wie sich überall Organe und Neugründungen in Italien rühren, die dem Zwecke der gegenseitigen Aufklärung dienen sollen.

„Es wäre ja auch der schwerste Fehler, den das italienische Volk seiner Geschichte gegenüber begehen würde, wenn es sich durch englische, französische und russische Einflüsterungen und Hetzereien verleiten ließe, eine feindliche Haltung gegenüber Österreich-Ungarn einzunehmen. Nach der jahrzehntelangen Allianz wäre es ein völkerrechtliches Unrecht, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Es wäre noch mehr als das — hier träfe das Wort von Talleyrand zu, das er nach der Erschießung des Herzogs von Enghien sprach: „C'est plus qu'un crime, c'est une bêtise." Damit würde das Tafeltuch zwischen Italien und Deutschland zerschnitten, würde die italienische Weltstellung und Zukunft Augenblickserfolgen, hohlen Phrasen und lügenhaften Versprechungen leichtherzig geopfert." Dies sind Worte des Fürsten Bülow, die er in den ersten Septembertagen zu einem schwedischen Redakteur sprach. Ihnen ist kaum etwas hinzuzufügen.

Italien ist die große Mitschöpferin der Kultur Europas, und damit hat es Elternpflichten, und zwar große, gewaltige, und zu seinen Sorgen gehört es ebenso wie zu den deutschen Sorgen, die Vorherrschaft der wahren Kultur zu erhalten.

Kurzsichtige italienische Politiker sagten zwar, Deutschland dürfte nicht groß werden; ja, was würden wohl dieselben Politiker sagen, wenn Deutschland klein würde? Sie hätten wahrscheinlich nur noch über ihr eigenes Ende nachzudenken. Italien darf nicht allzulange mehr zusehen und abwarten, ob Deutschland mehr und mehr dem Siege näher kommt, es darf dies nicht maßgebend für das Handeln Italiens sein, denn es soll ja Österreich und Deutschland nicht helfen, sondern sich selbst und damit seinen Aufstieg beginnen.

Die Absichten Italiens und die Mission Bülows können nur einem Ziele zustreben! —

Hoffen wir, daß Italien den Schicksalsaugenblick nicht versäumt; daß wir ihm Fürst Bülow sandten, kann es uns nur danken.

XXVI.

Forderungen für die Kultur-Erhaltung Europas

von Prof. Dr. Karl Lamprecht*):

Wenn wir uns fragen, mit welchen Dingen in den letzten zwei Jahrtausenden wir wirklich durchschlagend und universell und weltgeschichtlich eingreifend gewirkt haben, so sind es wesentlich die geistigen Dinge gewesen. Es hängt das mit der ganzen etwas grüblerischen, in die Tiefe greifenden Natur des Deutschen zusammen. Die großen Trümpfe, die wir hineinwerfen können in die weltgeschichtliche Entwicklung, sind Luther und Goethe und allenfalls Namen wie Schiller, wenn man ein Dreigestirn haben will in dritter Stelle Kant, wenn einen starken Zusatz: Beethoven. Alle die Helden, die wir sonst haben — nehmen Sie zum Beispiel die preußischen Könige, die haben ein großes Prinzip geliefert, das Prinzip des sogenannten Militarismus, wenigstens zum Teil; es ist durch die Nation aufgenommen worden, hat uns unendlich genützt, aber ein Weltprinzip ist es nicht geworden —**), alle diese Helden wollen wir rühmen im Kreise der Nation und darüber hinaus. Aber weltgeschichtliche Größe eines einzelnen ist etwas anderes.

Wie steht es da mit einem Mann wie Luther? Luther, ein Kind des 15. Jahrhunderts, ist nicht tot, und sein Name hallt wider bis in die letzten Gestade des Weltmeeres. Und mit Goethe steht es so, daß er ja erst anfängt, wirklich lebendig zu werden, und weit über die deutschen Grenzen hinweg greift sein Name vorwärts in die weltgeschichtlichen Fernen.

Sie sehen also: in dem Augenblick, in dem wir unserer Kultur die Kultur des Klassizismus vermählen, geben wir der Welt in der Tat und uns selbst das Schönste, was wir bisher erzeugt haben.

---

*) Aus dem dritten Vortrag: Krieg und Kultur (Zwischen Krieg und Frieden VII), Verlag S. Hirzel, Leipzig.

**) Das Nähere hierüber findet sich in den einleitenden Ausführungen dieses Buches (S. 9). — Der Herausgeber.

Das ist die Situation, von der wir ausgehen müssen. Diese Situation, diese innere tiefere Situation ist für uns überaus günstig, und wenn wir sie später mit den Ergebnissen eines für uns glücklich verlaufenen Krieges verknüpfen könnten, so könnten wir wohl eine der glückseligsten Nationen der Gegenwart werden. Aber diese Situation, diese Kombination muß noch vertieft, und unter allen Umständen muß sie zunächst von allen verstanden werden. Sie muß als ein bestimmtes Ziel ins Auge gefaßt werden, und man muß versuchen, auf dieses Ziel geradenwegs loszugehen. Man darf da auch nicht warten. Geistige Bewegungen sind überhaupt nicht in dem Grade an die Langsamkeit des Vorschreitens gebunden, die wir wohl bei materiellen Bewegungen wahrnehmen, wo die Tücke des Objekts sich fortwährend dazwischen schiebt. Geistige Bewegungen sind vielmehr solche, die walten, wo sie wollen, und man muß zugreifen, um sie zu erhaschen.

Was ist nun von dieser Seite aus bisher geschehen? Ich sehe der Hauptsache nach nur Angriffe auf unsere Kultur seitens der fremden Völker, und ich sehe von unserer Seite her ungeschickte Verteidigungen seitens einzelner. Wir haben aber die unbedingte nationale Aufgabe, dafür zu sorgen, daß man um uns in der Welt Bescheid wisse, und daß unser Leumund gepflegt werde. Und da ist die Nation nun, soweit der auswärtige Dienst in Betracht kommt, mit uns vollkommen überzeugt: es muß vor allen Dingen der Nachrichtendienst besser werden. Wenn wir die Stärke unseres Einflusses in der Welt, ja wenn wir auch bloß die einfache Tatsache unseres Leumundes retten wollen, dann müssen wir anders in die Welt eingreifen mit Empfang und mit Ausgabe von Nachrichten als bisher. Und man soll nicht denken, daß das etwas Geringes ist. Es ist eine Aufgabe, die nur ein ganz großes Amt lösen kann mit alle dem, was drum und dran hängt. Denn die Sache liegt nicht so, daß mit der großen Entwicklung eines Nachrichtendienstes die Aufgaben, die jetzt zu erfüllen sind, schon zu Ende geführt wären. Das Sammeln von Nachrichten, die ja natürlich dann auch vor allen Dingen dem diplomatischen Dienst, als dem obersten, und dem Auswärtigen Amt zugute kommen müßten, dieses Sammeln von Nachrichten darf nicht Selbstzweck in sich sein, im Geheimen, sondern der Stoff muß verwertet werden für ganz bestimmte

ständig zu verfolgende Zwecke. Dieses Sammeln der Nachrichten ist etwa, wenn ich das mit den Aufgaben meines Berufs vergleichen soll, so, wie wenn ein Historiker sich für irgendeine Zeit eine Quellenkunde anlegt. Ja, sind denn damit seine Aufgaben erschöpft? Ich will von ihm eine Darstellung haben, ich will nicht bloß, daß er die Quellen bearbeitet.

Wo liegen nun aber die weiteren Aufgaben? Die liegen vor allen Dingen im Schutz des weiteren Deutschlands im Auslande. Dies ist nun eine fabelhaft komplizierte Aufgabe, und sie wird es noch viel mehr nach dem Kriege sein, in Zeiten, in denen wir nirgends viel auf Sympathie, allerhöchstens auf eine anständige Zurückhaltung, in den meisten Fällen auf direkten Widerstand, passiven und aktiven, werden rechnen müssen. —

Die Staaten begrenzen sich nicht mehr auf ihre eigentlichen Landesgrenzen, sie reichen weiter mit tausenden von Mitteln des Einflusses, mit tausenden von Mitteln der Ausströmung von Personen. Ein großer Staat von heute ist wie ein Organismus, der die Erde umfaßt. Überall sitzen seine Angehörigen oder diejenigen, die zu verantworten er in irgendeiner Weise sich gedrungen fühlt. Es ist, ich möchte sagen, jeder von diesen Staaten wie ein Polyp; er ist ein Tentakelstaat, der das All der Nation umfaßt hin über die ganze Erde.

Indem nun dies eintritt, und indem speziell die Deutschen, die immer sehr viel Neigung gehabt haben, über die Grenzen zu gehen, Gott weiß wo in der Welt sitzen — es gibt keine Nation, die so gleichmäßig über die Erde verteilt wäre wie wir —, tritt die Aufgabe an das Reich heran, als Vertretung der Nation sie alle draußen dem Deutschtum zu erhalten. Das ist eine ganz fabelhafte Aufgabe, die weit über das hinausgeht, was früher die sogenannte Rechtsabteilung im Auswärtigen Amt im Falle einzelner Angriffe gegen einzelne Angehörige des Reiches draußen zu leisten hatte. Wenn erst hier eingegriffen wird, falls sich irgendwo draußen ein Unglück gezeigt hat, ist es natürlich zu spät. Das Getriebe muß zentral wie über die Welt hin ständig organisiert sein, die Zusammenhänge müssen feststehen, gegenüber irgendwelchen Angriffen ist selbstverständlich das Prävenire zu spielen. Das sind alles ganz selbstverständliche Dinge. Aber aus

ihnen entsteht eine ungeheuere Bevormundungspflicht des Reiches und der Nation gegenüber den Leuten, die nicht im Reiche sitzen und doch zur Nation gehören. Die müssen in irgendeiner Weise beibehalten werden, geschützt werden, die müssen vorwärts gebracht werden usw., und es setzt eine große Nation voraus, von sehr mächtigem Ansehen, namentlich auch einem militärischen, einem Kraftansehen, wenn diese Aufgaben richtig gelöst werden sollen.

Nun kommt aber noch etwas weiteres hinzu, und das ist vielleicht das Allerwichtigste. Neben den Personen sind natürlich auch die Interessen zu schützen. Diese Interessen sind an erster Stelle wirtschaftliche, denn die ungeheuere Entwicklung des Verkehrs der Welt ist ja der Hauptsache nach eine Entwicklung des wirtschaftlichen Austausches. Nun ist natürlich das Prinzip eines solchen Austausches: do ut des, Du bekommst etwas, dafür will ich etwas haben. Und da fragt es sich nun, ob eine Regelung der Beziehungen von Deutschen ins Ausland, die sich für die sachlichen Beziehungen wesentlich auf diesen Grundsatz stützt, auf die Dauer denkbar und vor allen Dingen vorteilhaft für uns ist.

Diese Frage ist nach allen geschichtlichen Erfahrungen zu verneinen. Die Nationen, mit denen man diesen Austausch pflegt — er soll natürlich vorteilhaft sein —, merken sehr bald, wie die Sache eigentlich steht und daß sie dabei schlecht fahren; und nun glauben Sie ja nicht, daß Nationen dankbar sind, das ist noch nie vorgekommen. Wenn man mit solchen Nationen ein wirklich inniges Verhältnis haben will, das dann natürlich zunächst dem wirtschaftlichen Austausch zugute kommt, dann muß man überhaupt in der Lage sein, sich auf ihr Niveau setzen zu können, um ihr Freund zu sein auch auf politischem und kulturellem Gebiete.

Hier liegen enorme Aufgaben vor uns. Es genügt dafür nicht, daß man Schulen in das Land bringt und Krankenhäuser, denn darin sieht das fremde Volk immer noch die wirtschaftliche Wurzel, sondern man muß sich positiv in die Interessen der anderen Nationen hineinbegeben; man muß zeigen, daß man auch mit ihnen leiden, daß man sich mit ihnen freuen kann. Sie sehen es jetzt bei den Türken. Die sind von uns richtig behandelt worden. Ein Türke wird daher auch nicht den

Eindruck haben, daß er, wenn er einen Deutschen sieht, vor ihm niederfallen müßte; er wird sich ebenbürtig empfinden.

Tacitus hat gesagt: fortes creantur fortibus et bonis! Tapfere Menschen kommen nur von tapferen und guten Menschen. Wir können ruhig sagen: ein Verkehr, der wirklich in sich wohl fundiert ist und der die höchsten Eigenschaften der Menschheit emporsprießen läßt und fördert, die Eigenschaften des Edelmutes und der Treue und der Verläßlichkeit, der kann nur durch eine Behandlung, die die moralische Gleichförmigkeit voraussetzt, d. h. voraussetzt die starke Empfindung von der Würde der Menschheit — nur mit solchen Empfindungen kann ein solcher Verkehr überhaupt begründet werden. Das ist auch gegenüber niederen Völkern keine einfache Sache und gar nicht leicht. — Da muß eben dafür gesorgt werden im Unterricht, in der weiteren Behandlung solcher Dinge in Vorträgen und dergleichen mehr, daß man das lernt.

Es gibt kein Volk, das nicht seine besonderen Gaben hätte und das nicht in der Ökonomie Gottes auch seine Stelle hätte, und dies möchte ich Ihnen als ein sicheres Verdikt der kommenden Geschichte verkünden: das 19. Jahrhundert wird einmal charakterisiert werden als ein mörderisches Ausschlachtejahrhundert gegenüber den Nationen verschiedener Art, die zerstört worden sind, die unterdrückt worden sind, womit so und so viele besondere Formen der Ausbildung des menschlichen Geschlechtes einfach gestrichen worden sind. Wo sind sie denn hin, die kleinen Nationen? Mit Grausamkeit sind sie vernichtet worden.*)

Hier also, auf diesem Gebiet, ist für uns sehr viel zu tun. Wir müssen die Welt noch immer besser kennen lernen, und wir müssen diese Kenntnis erreichen ohne irgendwelchen Hochmut, rein sachlich, aus der bloßen Liebe zur Menschheit und zu den menschlichen Dingen. Dies kann geschehen, wenn die deutsche Kultur mit den Stellen, die den anderen Nationen verständlich sind — und solche Stellen gibt es in Menge — ihnen nahe gebracht wird, und wenn die Vertreter des Deutschtums draußen unter den fremden Nationen sich so stellen, daß

---

*) Es sei hier nochmals auf die anfechtbare Kolonisationstätigkeit der uns feindlichen Mächte verwiesen, von der schon in früheren Abhandlungen dieses Buches die Rede war. — Der Herausgeber.

sie an ihrer Freude und an ihrem Leid teilnehmen. Mehr wird zunächst nicht verlangt.
Diese Eigenschaft nun einzuimpfen und die entsprechenden Vorkehrungen nach dem Auslande zu treffen, ist eine sehr schwere Aufgabe. Wer soll sie lösen? Als der Krieg kam, da hat sich jeder, der schreiben konnte, hingesetzt mit der größten Gänsefeder, die er erwischen konnte, und hat allen seinen Freunden im Auslande geschrieben: Ihr glaubt gar nicht, was wir für nette Kerle sind. Womöglich hat er auch noch geschrieben: Wir müssen uns ja in mancher Beziehung vor euch entschuldigen. Der Effekt ist stupend gewesen. Ich kann davon am allerbesten reden, denn die Professoren haben in der ganzen Konkurrenz bei weitem den Vogel abgeschossen. Der Erfolg war, wie gesagt, grausig. Es ist auf diese Weise vielleicht mehr verdorben worden als durch die fremden Journale. Dabei hat der beste Wille geherrscht. Die Selbsthilfe war ausgezeichnet. Aber es fehlte die Erfahrung. Und es fehlte die Organisation.
Hier muß also irgendwie eine Regelung eintreten. Selbsthilfe — wundervoll! Man soll alle Leute, die helfen wollen, anstellen. Aber es muß geschehen unter einer sachverständigen Führung, und die kann, da diese Dinge monopolisiert und zentralisiert werden müssen, nur ausgehen von einer Stelle, und dies kann zunächst keine andere sein, als das Auswärtige Amt.
Genau so steht es aber mit den anderen Dingen. Der Schutz des Deutschtums im Auslande, das ist eine Riesenaufgabe; er kann nur durch das Auswärtige Amt oder etwas Verwandtes, jedenfalls durch ein Reichsamt geleistet werden. Und nun gar die Propagation der deutschen Kultur im Auslande und die Pflege aller jener zarten Beziehungen, ich möchte fast sagen der Beziehungen des Herzens. Ja, wie soll denn die anders überhaupt zustande kommen außer durch eine langjährige, ständig festgehaltene Form des gegenseitigen Verkehrs? Das kann eine einzelne Person überhaupt nicht leisten, da muß eine perennierende Person da sein, und das kann wiederum nur ein Amt sein.
Wenn wir uns jetzt aber das Ganze vorführen, so werden wir sagen: hier sind so enorme Aufgaben aufeinander gehäuft, daß gar nicht

daran zu denken ist, daß etwa ein Teil des Auswärtigen Amtes, eine Unterabteilung oder eine Seitenabteilung, diese Sache erledigen könnte. Das muß Aufgabe eines eigenen Amtes sein, das zu dem Zwecke einzurichten ist, meinetwegen eines Amtes für äußere Kulturpolitik oder wie man es sonst nennen will.

Erst sind Versuche gemacht worden, indem man zunächst offiziöse Bureaus einrichtete, dann offizielle Bureaus usw. Diese Bureaus konzentrieren sich allmählich; man sieht, wie die Dinge wachsen, und darf für das Ganze hoffen.

Man darf aber dabei nicht vergessen, wie ungeheuer wichtig die jetzige Zeit, dieser Augenblick also, ist, um auf diesem Gebiete Erfahrungen zu machen, Erfahrungen von einer Weite und Tiefe, wie sie nicht wieder so leicht zu haben sein werden. Da soll man fest und rasch zugreifen, und man soll versuchen, die Umrisse der zukünftigen, der wirklichen administrativen Durchbildung schon jetzt zu gewinnen.

Nun würden aber alle diese Dinge für sich dastehen, wenn nicht zu gleicher Zeit die Frage nach der inneren Fortbildung unserer Kulturverhältnisse, der Fortbildung im Lande selbst, unter uns wenigstens einmal angeregt würde. Vor allen Dingen müssen wir uns mit den Idealen der klassizistischen Zeit erfüllen. Wer heute zu irgendeinem Buch von Goethe greift oder noch besser vielleicht in diesem Zusammenhang: Schiller, oder wer sich an Fichte hält, oder wer die großen Dramen von Kleist liest usw., der ist wohl geborgen, der weiß, was er in der Hand hält, und der wird nicht ohne einen großen inneren Gewinn für seine Person aus diesem Umgange hervorgehen. Und wenn wir nun daran denken, wie wir pädagogisch weiterkommen wollen und wenn wir gar weiter an politische Ziele denken und an politische Aufgaben, die uns ja nach dem Kriege bei der glänzenden Haltung der Sozialdemokratie in weitestem Maße bevorstehen werden, dann wollen wir die klare und edle Lösung ebenfalls in diesen Anfängen unseres neuen modernen Staates, in der Zeit von 1800 bis 1813 suchen und wollen uns einmal fragen, was etwa der Freiherr vom Stein zu diesen Dingen gesagt hätte oder verwandte Größen. Ja selbst für die auswärtige Politik werden wir zum Beispiel den Freiherrn vom Stein mit Erfolg konsultieren. Denn die Frage einer Zweigliederung der

zentraleuropäischen Macht, die Europa in Ordnung halten soll, ist von dem Freiherrn vom Stein schon sehr eingehend überlegt und in einer Denkschrift durchgesprochen worden.

Hier also können wir uns wohlfühlen; hier stehen wir fest. Und darauf fußend, muß eben eine breitere Kenntnis unserer Kulturentwicklung, eine breitere Kenntnis unserer heutigen Welt geographisch, ethnographisch und geschichtlich unter uns Platz greifen.

Es ist vor allem notwendig, daß man die fremden Sprachen nicht nur schriftlich, sondern auch noch mehr zum mündlichen Gebrauche lernt. Ich weiß, es geschieht in dieser Richtung sehr viel; der beste Wille war dazu da. An der Selbsthilfe der Nation hat es wahrhaftig nicht gefehlt. Aber noch hat es an der nötigen Organisation gefehlt. Es wäre ja nichts nötig gewesen, als in jedem Lande ein Bureau zu schaffen, ein Zimmer etwa in einem Ministerium oder in Preußen in jedem Oberpräsidium, in dem ein paar Leute sitzen würden, die Angebot und Nachfrage von Vorträgen miteinander vermitteln. Es gibt Leute genug, die reden wollen und auch recht gut reden können, und es gibt viele Gemeinden, die ganz gern einen Redner hören würden, wenn er ihnen nichts kostet. Und er sollte ihnen ja nichts kosten, höchstens die Selbstkosten von ihm; die könnte man ja auch noch verkürzen, wenn man ihn zum Beispiel beim Bürgermeister zu Nacht lädt. Also man brauchte die Sache nur ein klein wenig in die Hand zu nehmen. Es gilt die Kunst, Dinge, die von unten her quellen, die von der Seele des Volkes her kommen, und die sich durch Selbsthilfe hindurch zur Form bilden wollen, nun mit leiser Hand von oben her zu verknüpfen —: diese Kunst, die ja in jedem großen Gemeinwesen vorhanden sein muß und die immer das Wahrzeichen einer menschlich hochstehenden Bureaukratie sein wird.

Nun ist es selbstverständlich, daß von dem, was ich Ihnen hier erzählt habe, letztlich die Forderung ausgeht nach einer dieser ganz neuen Kulturlage entsprechenden Umbildung unseres Bildungswesens. Das ist aber eine Riesenaufgabe. Ich will sie für die Universitäten gar nicht beschreiben, sie ist außerordentlich schwer. Kommen wir zu den Mittelschulen, so ist da das Ziel der Umbildung ganz klar. Es muß die deutsche Kultur stärker betont werden, und es ist die Pflege

des Klassizismus und der aus dieser Zeit stammenden Literatur und sonstigen Dinge — denken Sie nur unter anderem auch an Leute wie die Musiker von Haydn bis Beethoven — mehr in den Vordergrund zu ziehen. Deshalb braucht die Antike nicht wegzufallen. Denn der Klassizismus enthält ja in sich die Antike. Sie wird also da auf eine sehr einfache Weise als ein sehr hübsches Zugemüse und als eine Würze mitgenossen.

Von den Mittelschulen herunter nach den Elementarschulen müssen die neuen Kräfte natürlich auch dringen. Das geschieht sehr einfach durch die Regelung des Prüfungswesens und das Durchdringen der oberen Bildungsideale in die tieferen Organisationen unserer Schulen. Da sind bei dem ausgezeichneten inneren Zustande unserer Lehrerschaft Schwierigkeiten, wie ich glaube, nicht vorhanden.

Aber das Ganze ist immerhin ein enormes Problem. Daß es sich verbinden muß mit allen modernen pädagogischen Bestrebungen, mit den Bestrebungen zur Ertüchtigung der Nation, wie man jetzt zu sagen pflegt, und dergleichen mehr, ist selbstverständlich.

Nun, ich habe Ihnen ein ziemlich großes Programm, zuletzt absichtlich nur in Umrissen, vorgelegt. — Es ist genug. Wir müssen uns an das halten, was klar und wohldurchdacht hier vor Ihnen geäußert worden ist. Wir müssen uns des einen getrösten, daß, wenn wir solche Wünsche und Vorschläge aussprechen, wir es tun heraus aus dem besten Gewissen unserer Nation. Nichts an diesen Vorschlägen ist anders als ganz rein und edel und deutsch, und nichts ist daran, das nicht der klaren Entwicklung unserer Volksseele seit Jahrhunderten entspräche.

Auf diesem Gebiet aber, in der weiteren inneren Stärkung unseres Volkslebens, beruht unsere Hoffnung. Es ist heute wahr, wie es vor hundert Jahren wahr war, was Schiller aussprach: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne. Wir haben niemand in der Welt, auf den wir uns verlassen können, als uns selbst. Nun, so wollen wir sorgen, daß wir selber so sind, daß wir uns auf uns verlassen können.

XXVII.

Die wir im Geiste streiten und siegen.

Ein Nachwort von einem Mitkämpfer:

„Rufe getrost, schone nicht, erhebe deine Stimme wie eine Posaune; und verkündige meinem Volke ihr Übertreten und dem Hause Jacob ihre Sünden." Jes. 58, 1.

Vor der Tat steht der Gedanke, und vor dem Gedanken ist das ewige Gesetz!

Wie wir da vorn an der Yser bei Mannekensvere am 24. Oktober kaum fünfzig Meter ab vom verschanzten Feinde den rechten Zeitpunkt erfaßten zum Hinüber und Drauf. Wie vorher der Gedanke der Armeeleitung zum allgemeinen Angriff alle Kommandostellen durchdrang bis hin in die lauernden Schützenlinien am Damm, in die stumm wartenden Reserven und die rastlos vorbereitenden Pioniere.

Wie dann der Gedanke Tat wurde:

Vorn durch unausgesetztes Schnellfeuer, bis die ersten beherzten Schützen die Dammkrone ersteigen und sich in den Granatlöchern wie Störche im Nest einnisten, um den Gegner vor sich allmählich ganz niederzuhalten.

Weiter zurück durch das sich fast überstürzende Donnern der Geschütze und das Minenschleudern.

Wie es dann herankommt über grabendurchfurchtes Marschland, keuchend unter der Last der Pontons und Übersetzmittel.

Wie Befehle den Lärm verschlingen, drauf Hände zupacken, um den erschöpften Pionieren die Last noch über den Damm und hinab ins Wasser bringen zu helfen.

Wie sie aus ihren Deckungsgräben stürzen, die Reservekompagnien. Die Feuerfront stärken und verlängern, um das kreischende Maschinengewehr — dort im Strohschober — jetzt im Hausgiebel mundtot zu machen, Kolonnen rechts zur Umkehr zu zwingen.

Wie sie abstoßen vom Ufer, welche von denen, die da vorn auf dem Damm lagen und sich vom Schuß lösen können, und jene, so wie sie gerade im Laufschritt, gebeugt unter dem schweren Gepäck, ankommen.

Wie sie kaum sehen, kaum fassen, daß Kameraden getroffen hinsinken

15*

und Blut und Wasser sich im Boote mischt. Wie das eine umschlägt und ein anderes durchlöchert Wasser zieht.
„Hinüber und drauf" ist der in allen Stürmenden Tat gewordene Gedanke. Er birgt in sich den Erfolg. Er wird Sieg!
Ja! Wer will da euch, die ihr heim bliebt, wehren, mit der Kraft der Sinne und Gedanken Ziele, die der Krieg erringen muß, zu erfassen, zu ersehnen, auszusprechen!
Wer soll euch hindern, diesen Gedanken auf unsere Fahnenbänder zu prägen, auf daß sie im Sturm voranflattern und Taten werden!
Gut! Aber bei allen klugen Gedanken, bei allem Wissen, beim Zusammentragen aus allen Winkeln, wie es denn kommen muß, daß am deutschen Wesen die Welt genesen soll, ihr, die ihr es aussprecht, und ihr, die ihr es lest, vergeßt nicht, daß sie zu Tausenden in das Morgengrauen hinein frieren und harren, um aus ihren kalten Gräben gottergeben in das Grab zu stürmen! —
Wie dort an der Yser, so ist es täglich noch in Ost und West, wenn die daheim in Betten von der Zukunft träumen: Ein Harren, Stürmen, Kämpfen, Sterben! An vielem Blute wird sich noch der irdische Boden berauschen und Blut sich noch mit Wassern mischen. Manch kalte Hand sich noch entgegenstrecken: Grüß mir mein Weib!
Wir stehen im Kampf, im harten Kampf! —
Wem ein Acker in die Hand gegeben ist, ihn zu bestellen, setzt Müh und Schweiß vor den Preis!
Die Saat war gut. Sie wächst heran. Die Frucht braucht Zeit.
Seid Kämpfer drum, Kämpfer mit Wehr und Waffen! Seid Helfer im und zum Kampf, jeder an seiner Statt; aber werde keiner müde und glaube, es sei getan!
Stark im Harren. Opfergroß und gerüstet mit Demut.
Sucht und findet im stillen Hineinschauen in euch, weshalb dem Deutschen das Schwert in die Hand gedrängt wurde, weshalb wir siegen müssen.

„Wir streiten nicht im Fleisch, sondern im Geiste!" darüber sprach unser Divisionspfarrer am 2. November in der Kirche zu Handzaeme, kurz bevor wir den langen Nachtmarsch antraten, um am nächsten Morgen in vorderster Linie in den Kampf um Ypern

einzugreifen. Seine markigen Worte mischten sich in das Dröhnen der Geschütze draußen. Sie wurden verstanden.
Nur wenn wir im Geiste kämpfen, werden wir siegen, wenn wir das größere Ziel im Auge haben, als das, was da mit nüchternen, fast brutalen, der Tat vorgreifenden Worten im Titel dieses Buches steht.
Kaum einer aus der Front hätte sie dort hingesetzt, diese Worte; denn ebensowenig wie von den Kämpfern aus vorderer Linie je nach dem Frieden eine Verrohung des Volkes ausgehen könnte, sind sie imstande, vorzeitig von der Vernichtung eines Gegners zu sprechen, den sie noch bekämpfen. Es gibt da bei allem Vertrauen zur Führung, Kraft und Waffen keine unbedachte Überschätzung eigener Stärke, keine unbegründete Geringschätzung des Feindes. —
„Die Vernichtung der englischen Weltmacht und des russischen Zarismus."
Wem wird nicht aber dieses Wort zum symbolischen Weckruf seiner selbst und des Menschengeschlechts?
Tue jeder zunächst ab sein eigenes lächerliches Weltmachtsgelüst, diese Sucht nach mehr Genuß, mehr Gut, und werfe jeder den Zarismus seines eigenen Ich vom Thron. Bekämpfen wir dann aber bewußt diesen selben unheilvollen Geist, der von der englischen Weltmachtspolitik ausgeht und die Menschheit ebenso zuschanden schlägt, wie der wahnwitzige Zarismus die Völker knechtet und jede Entwicklung barbarisch niederhält.
Wenn wir das recht erfassen und ruhig beiseite schieben die allerlei Bunt-Bücher, welche realpolitische Machtfaktoren einander hinwerfen, um sich mehr oder wenig weißzuwaschen, werden wir die Notwendigkeit dieses Krieges begreifen. Ja erkennen, daß es Zeit war für jeden von uns und für die Menschheit insgesamt.
Heraus aus dem Krämergeist! Heraus aus dem Zarismus! Hinauf zur Entwicklung!
Und so ist auch „deutsch" — „Deutschland" in unseren Tagen als Symbol zu fassen.
Deutschland, dieser Begriff, der herausgefordert real nüchtern in die Erscheinung tritt — hart wie Stahl. Ein Hort seinen Bundesgenossen. Ein Schrecken seinen Feinden.

Sie alle — Staaten und Einzelwesen — die verblendet durch den Schein englischer Weltmachtsgröße und am Saum russischen Zarismus nicht wissen, was im „Deutschen" verborgen ruhte.
Deutsch — Deutschland heute das sichtbar gewordene Feldzeichen für das urewige Prinzip der Menschheitsentwicklung.
So gibt es schon viele, die nur dem Namen nach und unter dem Zwange ächzend zu unseren Feinden zählen, mögen sie nun Franzosen heißen oder wie sie wollen. Ihr Sinn ist geweckt, und voll Schauder und Scham erkennen sie die Lüge und die List des Verbrechens der wenigen ihrer Obrigkeit und sehen das Staunen und Verzweifeln ihrer Machthaber.
Wenn wir nun „deutsch" — „Deutschland" als Symbol zu begreifen anfangen und damit aber auch uns der großen Verantwortung bewußt werden, welche die Weltenseele mit unserer Berufung auf unsere Schultern läd, werden wir die unerhörte Kraftentfaltung, unsere selbstverständliche Einigkeit, unseren Opfermut, unsere Begeisterung verstehen.
So und nicht anders ist auch unser Kaiser, der erste Deutsche nach diesem Begriff, durch sein herrliches Wort:

„Ich kenne nur noch Deutsche"

zum Feldzeichenträger geworden. — —
Mag es sich verborgen vorbereitet haben, was da plötzlich über die Menschen kam. Es war reif. Der Anstoß war gegeben durch eine Mordtat sondergleichen. Der Kampf tobt noch. Das Erkennen bricht sich Bahn. Die Vernichtung — — die können wir getrost einem höheren Gesetz überlassen.
Wir kämpfen, kämpfen unentwegt und getreu, setzen uns aber nicht mit Strategen auf die Ofen- oder Bierbank, wo Völker vernichtet werden, ohne daß einer von ihnen auch nur in eigener Person fähig wäre, über den Kanal zu rudern oder über Schneefelder nach Moskau zu marschieren.
Wir streiten nicht im Fleisch, sondern im Geist und damit für den Frieden und gewinnen von Tag zu Tage unter den Menschen, die wir Feinde nennen, mehr Mitkämpfer, als wir vielleicht noch ahnen.
Wir tun nach unserer Pflicht und unserem Gewissen. Wir zielen sicheren

Auges und drücken ab, kommen in Zorn und nehmen Bajonett und Kolben, aber hassen — eigentlich hassen können wir nicht. Und wenn der Feind mit Wunden bedeckt am Boden liegt oder krank an Seele und gebrochen im Mut die Hände hebt, schreitet die Versöhnung über das Feld! —

Sollte nun nicht auch die vielfache Frage verstummen, wann dieser Krieg beendet sein wird? Führung und Intelligenz, Massen und Machtmittel, Waffen und Verpflegung, Geld und Nerven, Nerven entscheiden. Gewiß ja, soweit wir im Fleische kämpfen. Aber wir streiten im Geiste, wie unser Leben mehr Geistiges hat, als Realpolitiker noch ahnen. Es hat seine Zeit, und wer wissen will, ob sie erfüllt ist, forsche: „Woher kommt Streit und Krieg unter euch?"

Es war ein Tag nach dem Übergang über die Yser. Nachts. Feldgeschütze, dicht am einzelnen Gehöft eingegraben, antworten dann und wann auf den Einschlag der feindlichen Granaten, die nach der Stellung suchen. Die spärlich erleuchteten Räume haben ihre Fenster vor jedem Lichtstreif verbarrikadiert. Verwundete im Stroh. Die Ärzte tun ihre Pflicht. Tragbahren zwängen sich hinein durch die enge Haustür, über den in Blut schwimmenden Flur. Wie nur die Träger in stockfinsterer Nacht, im Regen über den aufgeweichten glitschigen Boden zwischen Granatlöchern mit ihrer Last immer wieder Fuß fassen konnten — weit, weit her von der Front.

Ein leises Aufstöhnen. Freund und Feind liegen ergebungsvoll nebeneinander.

Im winzigen Arztzimmer Wein, Brot, Käse, Medikamentenflaschen, Ärztetasche auf dem Tisch, vom Lichtstumpf beleuchtet. In der Ecke ein Bett. Auf der Erde Stroh.

Die leichte Wunde ist bald nachgesehen und verbunden. Der Sanitätsunteroffizier kommt und meldet den Tod zweier Kameraden, die an der Yser mit uns kämpften. Er legt die wenigen Habseligkeiten in zwei Häuflein auf den Rohrstuhl: Brustbeutel, Messer, Uhr, Notizbuch, ein Brief und was man so in den Taschen hat, wenn's zum großen Appell geht. — Da, auch ein Neues Testament.

Ein Starren auf die Hinterlassenschaften, die in die Heimat gehen sollen. — Zwei Leben! Und daheim, die's noch nicht wissen! — —

Und wie so die Gedanken irren, greifen die Hände nach dem Testament. Die Finger blättern nicht weiter herum. Die Augen fallen auf eine Stelle, da steht:

„Woher kommt Streit und Krieg unter euch?" . . .

Kalt läuft es über den Rücken:

„Ihr seid begierig, und erlangt's damit nicht; ihr hasset und neidet, und gewinnt damit nichts; ihr streitet und krieget. Ihr habt nicht, darum, daß ihr nicht bittet."

Doch lest selbst, was Jacobus, Kapitel 4 geschrieben ist bis zum 13. Verse:

„Wohlan nun, die ihr saget: Heute oder morgen wollen wir gehen in die oder die Stadt, und wollen ein Jahr da liegen, und Handel treiben, und gewinnen."

„Die ihr nicht wisset, was morgen sein wird. Denn was ist euer Leben?" . . .

Aber weiter dröhnen die Kanonen in das Morgengraun. Es funkt ums Haus. Immer mehr Tragbahren harren auf dem Hof. Auf Schultern gestützt wanken gebeugt schmerzverzerrte Gestalten herein. — —

Tags drauf geht es wieder in die vorderste Linie. Granaten, drei dicht nacheinander, schlagen über Strohschober in die Deckungsgräben. Zwölf von der Kompagnie, brave Wehrmänner! Man harrt und harrt und stürmt und harrt!

Sie fallen siegfroh; aber uns, die wir uns zusammenfinden, geht unterm Sternenhimmel ganz zart wohl ein Verstehen auf, daß sie im Tode nicht ihr Leben verlieren, und daß sie das, was uns im Leben so schwer wird aufzugeben, das Persönliche, das eigene Ich, opferstark dransetzen an eine Idee, an das zur Tat gewordene „Deutschland"!

Helm ab, Kameraden, und ihr anderen kniet nieder und sprecht uns, die wir es im Schützengraben beten, nach:

Es gibt einen Gott,
der in den Himmeln lebt.
Es gibt einen Gott,
der über den Wassern schwebt.

Es ist ein Gott in den Tiefen.
Urewiger Geist,
du wirkest noch,
wir kennen dich nicht
und ahnen dich doch
du bist das All dieser Welten.
Du erfüllst, die dich rufen,
mit ehernem Trutz
und nimmst in deinen gnädigen Schutz
sie, die um dein Reich sterben.
Du bist in Wahrheit Deutschlands Wehr.
Sein Sieg allzeit
zu deiner Ehr
der Menschheit
sei er erfochten!

Waldemar Müller-Eberhart.

Aus dem Inhalt:

Seite

I. Die Vernichtung der englischen Weltmacht und des russischen Zarismus
von Kurt L. Walter van der Bleek 7

II. Deutsch-österreichisch-ungarisch-türkisches Bündnis — der natürliche Dreibund — als Folge der englischen Einkreisungs-Idee und der russischen Balkan-Politik
von einem türkischen Diplomaten 22

III. Deutschland im Bunde mit dem Islam und die Aussichten des gemeinsamen Kampfes gegen England und Rußland
von Prof. Dr. G. Kampffmeyer, Orientalisches Seminar, Berlin 34

IV. Das russische Problem
von George Cleinow, Herausgeber der Grenzboten 52

V. Englands Blutschuld am Weltkriege
von Prof. Dr. Ernst Haeckel 62

VI. Der westeuropäische Kontinental-Bund
von Prof. Dr. Ernst Haeckel 70

VII. Gegen England!
Eine Erklärung der Professoren Rudolf Eucken und Ernst Haeckel 73

VIII. John Burns Anklagerede gegen Edward Grey 75

IX. Die Vereinigten Staaten und der englisch-deutsche Krieg
von Dr. R. W. Drechsler, Amerika-Institut, Berlin 77

X. Weltwirtschaft und Weltkrieg. Über die Ursache des großen Krieges
von Dr. jur. Richard Strahl 84

XI. Politische und volkswirtschaftliche Geographie Europas
von Dr. Konrad Olbricht 97

XII. Über koloniale und überseeische Betätigung
von Staatssekretär a. D. Exzellenz Dr. B. Dernburg 114

XIII. Das Völker-Chaos des jetzigen Krieges und die Kultur
von Prof. Dr. Freiherrn von Lichtenberg 123

XIV. Die Zukunft Belgiens: Vlamen und Wallonen
von Alfred Ruhemann 137

XV. Der Staatenbund von Nordeuropa
von Justizrat Bamberger 148

XVI. Deutschland uud Dänemark
von Karin Michaelis 153

XVII. An die Schweden
von Aage Madelung 160

XVIII. Deutschland und die nordischen Staaten
von Dr. Sven Hedin 165

XIX. Das Schicksal Finnlands
von Prof. Dr. Rudolf Eucken 168
XX. Der Kampf um die Ostsee
von Axel Ripke 170
XXI. Ein Notschrei aus Island
von Carl Küchler 178
XXII. Die Aufartung der Völker germanischer Rasse unter Vormacht und Führung der Deutschen
von Heinrich Driesmans 182
XXIII. An Italien
von Prof. Dr. Josef Kohler 197
XXIV. Die Einheit der germanischen und italienischen Kultur
von Ludwig Woltmann 202
XXV. Fürst Bülow und Italien
von Heinrich Lambert 209
XXVI. Forderungen für die Kultur-Erhaltung Europas
von Prof. Dr. Karl Lamprecht 218
XXVII. Die wir im Geiste streiten und siegen
Ein Nachwort von einem Mitkämpfer 227

Wilhelm Borngräber Verlag Berlin W

Wilhelm Borngräber Verlag Berlin W

Was der Krieg — das Wort unseres Kaisers vom Schlosse her mit einem Schlage bewirkte:

Die Einheit der Deutschen unter ihrem Kaiser,

dafür kämpft mit zwingender Gewalt, befeuert von einem Geist, der über Welten wirkt, typisch in Form:

Eines Königs Tragödie

von Waldemar Müller-Eberhart

Preis broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark

Wir durchleben das Ringen eines Königs, bis er zu seinem Volke kommt, und dieses ihn erkennt als König des Volkes.

Die Neue Freie Presse, Wien, schreibt: Soviel vom Inhalt dieses ebenso eigenartigen als bedeutenden Buches. Was uns der Dichter bietet, ist kein Roman im Durchschnittssinn, es ist das Bild eines großen Geschichtsdramas, in dem ein ganzes gärendes Zeitalter lebendig wird. Die vererbten Ideen der Vergangenheit vermögen vor dem wehenden Flügelschlag einer neuen Weltanschauung nicht länger standzuhalten, während das Wort eines großen und mutigen Mannes neuen Erkenntnissen Form und Gestaltung verleiht. Der Grundzug des Buches jedoch ist tief monarchisch, also echt deutsch.

Die Vossische Zeitung urteilt: Das alles gibt Kunde von einem dichterischen Können, das sich namentlich im Stimmungshaften zeigt und vielleicht seine eignen Wege noch findet.

Die Breslauer Zeitung: Ein Buch, auf das wir Deutschen ehrlich stolz sein können. Inhalt und Sprache und Form berechtigen in gleicher Weise zu diesem Urteil.

Der Fränkische Kurier: Es ist eine Tragödie großen Stils, zeitlos und doch mit greifbarer Tendenz.

Das Literarische Centralblatt für Deutschland betont die „Sprachkraft", den „kühnen Gedankenschwung" und die „erzene Plastik" des Romans.

Verlag der Grenzboten Berlin SW 11

Dies Buch wurde gedruckt in
der Buchdruckerei F. E. Haag
in Melle i. H. für den Verlag
Wilhelm Borngräber in Berlin

Dies Buch wurde gedruckt in
der Buchdruckerei R. L. Prang
in Berlin für den Verlag
Wilhelm Borngräber in Berlin



